

Krug's
gesammelte Schriften.

Zweiter Band.

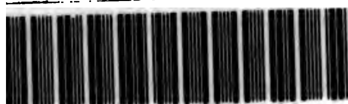
Erste Abtheilung.

Theologische Schriften.

Zweiter Band.



Braunschweig,
Verlag von Friedrich Vieweg.
1830.



Theologische Schriften

von

Wilhelm Traugott Krug,
Professor der Philosophie an der Universität zu Leipzig.

Zweiter Band.

Braunschweig,
Verlag von Friedrich Vieweg.

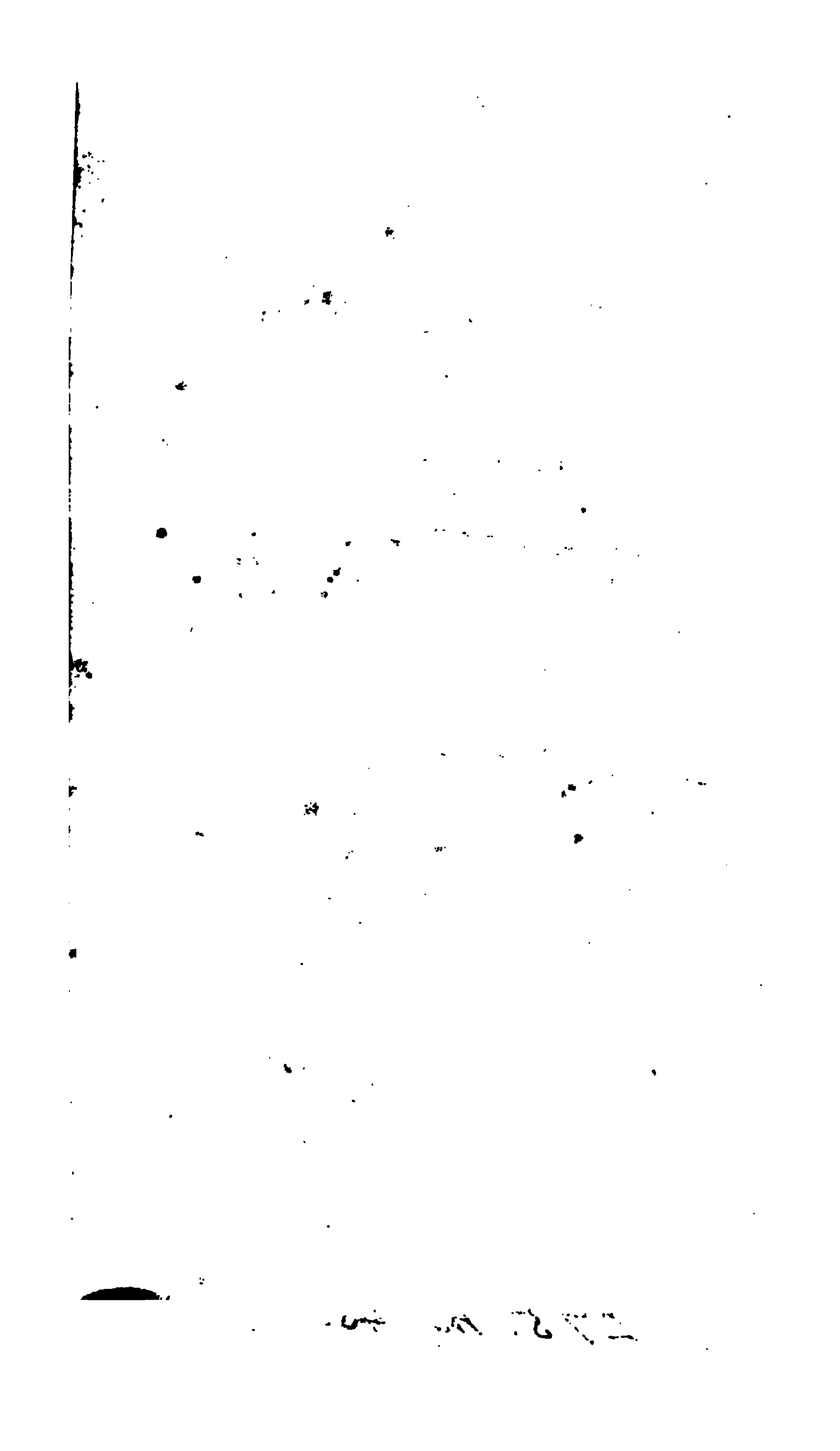
1830.

Inhalt dieses Bandes.

Berichtigungen.

S. 17. Z. 7. von unten l. Vorbeigehn st. Verbeigehn.
— 64. — 11. von unten l. vornehmlich st. namentlich.
— 130. — 4. von unten l. diesen st. ihnen.
— 216. — 1. von unten fehlt vor Anm. die Zahl 1.
— 221. — 7. von oben soll statt ? ein Punkt stehn.
— 254. — 5. von oben l. und st. oder.
— 294. — 6. von unten l. das st. daß.
— 369. — 10. von oben l. Streitschrift st. Zeitschrift.
— 422. — 6. von unten l. Fetischisten st. Fetichisten.
— 423. — 12. von oben l. wären st. wäre.
— 484. — 13. von oben l. eine st. ein.
— 526. — 1. von oben ist vor lutherische, noch römische, zu setzen.
— 529. — 18. von oben l. werden st. worden.
— 534. — 17 bis 20. von oben l. den .... Religionswahrheiten .... beruhen st. der .... Religionswahrheit .... beruhe.

Im ersten Bande ist auch noch S. 460. Z. 14. von unten statt fruchtbaren zu lesen fruchtbarer.



Theologische Schriften

von

Wilhelm Traugott Krug,
Professor der Philosophie an der Universität zu Leipzig.

Zweiter Band.

Braunschweig,
Verlag von Friedrich Vieweg.
1830.

Inhalt dieses Bandes.

IX.

Apologie der protestantischen Kirche

gegen

die Verunglimpfungen

des

Herrn von Haller

in dessen

Sendschreiben an seine Familie.

(Erschien zuerst zweimal hinter einander: Leipzig, 1821. 8.)

IX.

Apologie der protestantischen Kirche

gegen

die Verunglimpfungen

des

Herrn von Haller

in dessen

Sendschreiben an seine Familie.

(Erschien zuerst zweimal hinter einander: Leipzig, 1821. 8.)

Vorwort zur ersten Auflage.

Man sagt, der Uebertritt des Herrn von Haller in Bern zur katholischen Kirche habe Aufsehn gemacht; man versichert, sein Sendschreiben darüber habe dessen noch mehr gemacht und könne wohl manches schwache Gemüth bethören, da es der protestantischen Kirche so viel Böses nachsagt. Um so mehr war eine ausführliche Prüfung dieses Schreibens nöthig. Da aber gelehrte Zeitungen nur von Wenigen gelesen werden, so hielt man es für gut, wenn diese zuerst in der hiesigen Literaturzeitung angestellte Prüfung für einen größern Lesekreis besonders gedruckt würde. Daher dieser Abdruck aus No. 197—99 (1821) jener Zeitung. Möge der Verfasser nicht vergeblich für die gute Sache seiner Kirche gekämpft haben!

Leipzig, den 20. August, 1821.

Zur zweiten Auflage.

Da wider alles mein Erwarten so bald eine zweite oder vielmehr (mit Einschluß des ersten Abdrucks in der L. L. Z.) dritte Auflage dieser Schrift nöthig geworden, so hab' ich diese Gelegenheit nicht unbenutzt lassen können, sie mit einigen Verbesserungen und Zusätzen auszustatten. Auch hab' ich den Titel verändert, da der erste (Sendschreiben des Hrn. v. H. an seine Familie ꝛc. geprüft von ꝛc.) hin und wieder den Irrthum veranlasste, als sei das Haller'sche Sendschreiben mit abgedruckt. Dazu war ich aber nicht befugt.

Leipzig, den 16. September, 1821.

Krug.

Vorwort zur ersten Auflage.

Man sagt, der Uebertritt des Herrn von Haller in Bern zur katholischen Kirche habe Aufsehn gemacht; man versichert, sein Sendschreiben darüber habe dessen noch mehr gemacht und könne wohl manches schwache Gemüth bethören, da es der protestantischen Kirche so viel Böses nachsagt. Um so mehr war eine ausführliche Prüfung dieses Schreibens nöthig. Da aber gelehrte Zeitungen nur von Wenigen gelesen werden, so hielt man es für gut, wenn diese zuerst in der hiesigen Literaturzeitung angestellte Prüfung für einen größern Lesekreis besonders gedruckt würde. Daher dieser Abdruck aus No. 197—99 (1821) jener Zeitung. Möge der Verfasser nicht vergeblich für die gute Sache seiner Kirche gekämpft haben!

Leipzig, den 20. August, 1821.

Zur zweiten Auflage.

Da wider alles mein Erwarten so bald eine zweite oder vielmehr (mit Einschluß des ersten Abdrucks in der L. L. Z.) dritte Auflage dieser Schrift nöthig geworden, so hab' ich diese Gelegenheit nicht unbenutzt lassen können, sie mit einigen Verbesserungen und Zusätzen auszustatten. Auch hab' ich den Titel verändert, da der erste (Sendschreiben des Hrn. v. H. an seine Familie 2c. geprüft von 2c.) hin und wieder den Irrthum veranlasste, als sei das Haller'sche Sendschreiben mit abgedruckt. Dazu war ich aber nicht befugt.

Leipzig, den 16. September, 1821.

Krug.

Es hat dem Herrn Geheimen Rath und Professor von Haller in Bern gefallen, seinen Uebertritt zur katholischen Kirche der Welt durch eine besondre Druckschrift bekannt zu machen, welche den Titel führt: Lettre de M. Charles Louis de Haller, membre du conseil souverain de Berne, à sa famille, pour lui déclarer son retour à l'église catholique, apostolique et romaine. Troisième édition. à Paris, chez Mequignon fils aîné. 1821. 46 S. 8. Wenn nun der Verfasser dieses Sendschreibens für seine Person es gerathen fand, von der protestantischen Kirche zur römisch-katholischen überzutreten, so kann und wird kein vernünftiger Mensch etwas dagegen haben. Auch hat ein solcher Uebertritt für die Welt nicht das allermindeste Interesse. Es ist eine Sache, die Jeder mit seinem Herzen abzumachen und vor Gott allein zu verantworten hat. Eben so wenig kann man es tadeln, wenn der Uebergetretene seiner Familie Nachricht von diesem Schritte giebt und die Gründe vorlegt, die ihn dazu bestimmten. Die Familie allein hat dann zu beurtheilen, ob ihr diese Gründe genügen und wie sie sich künftig gegen den Uebergetretnen zu benehmen habe. Der Welt kann dieß eben so gleichgültig sein, als der Uebertritt selbst.

Ein ganz andres Ansehn gewinnt aber die Sache, wenn der Uebergetretne ein solches Sendschreiben an seine Familie drucken läßt; wenn er darin nicht bloß sich selbst und seinen Schritt vertheidigt, sondern auch die Kirche, der er bisher angehörte, angreift und lästert; wenn er offenbar darauf ausgeht, als Proselyt auch Proselyten zu machen; und wenn er dabei überhaupt seine Person und seine Sache so wichtig macht, als hinge das Heil der Welt davon ab.

Dann wird ein solches Schreiben eine Art von Herausfoderung; dann fällt es der Kritik anheim; dann giebt es dem angegriffenen und gelästerten Theile die Befugniß, nicht nur die Blößen und Misgriffe aufzudecken, welche der Sendschreiber sich hat zu Schulden kommen lassen, sondern auch Verunglimpfungen zurückzuweisen, die, oft schon vorgebracht, immer von neuem wiederholt werden, gleich als wären sie noch nie widerlegt oder überhaupt unwiderlegbar.

Indem wir von dieser Befugniß Gebrauch zu machen gesonnen sind, bitten wir unsre Leser, wohl zu merken, daß wir es einzig und allein mit dem Herrn von Haller und dem Inhalte seines Sendschreibens, nicht mit der katholischen Kirche, zu thun haben. Wir achten diese Kirche als eine ehrwürdige und heilsame Anstalt, fodern aber auch Achtung für die, nicht minder ehrwürdige und heilsame, unsrige. Hat Hr. v. H. diese Achtung verletzt, hat er die Kirche, der er jetzt angehört, mit seiner Sache so vermengt, daß man, von der einen redend, die andre nicht mit Stillschweigen übergehen kann: so ist das seine Schuld, und er allein hat sich darüber gegen seine Kirche zu verantworten.

Um den Inhalt dieses Sendschreibens, welches in einem Zuge fortläuft, leichter zu übersehn und den Grund oder Ungrund der darin der protestantischen Kirche gemachten Vorwürfe, so wie dessen ganzen Werth, gehörig zu würdigen, bringen wir alles unter einige Rubriken. Es finden sich da

I. Eine Menge von offenbaren Unwahrheiten, und zwar

1) gleich auf dem Titel. Hier spricht der Vf. von seiner Rückkehr (retour) zur römisch-katholischen Kirche, und will daher auch im Sendschreiben selbst (S. 31) nicht eingestehn, daß er den Glauben seiner Väter abgeschworen habe. Und doch ist er in der protestantischen Kirche geboren und erzogen! Und doch musst' er in dem vom Papste Pius IV. vorgeschriebnen Glaubensbekenntnisse, welches jeder zur römisch-katholischen Kirche Uebertretende abzulegen

hat, sagen, daß er alle von dieser Kirche verdammten, verworfenen und verfluchten Ketzereien (haereses quascumque ab ecclesia damnatas, rejectas et anathematizatas) also auch die Lehren der protestantischen Kirche, auf gleiche Weise verdamme, verwerfe und verfluche (ego pariter damno, rejicio et anathematizo); und musste dieß und alles übrige in jenem Glaubensbekenntniß Enthaltene bei Gott und den heiligen Evangelien verheißen, geloben und schwören (ego idem spondeo, voveo ac juro. Sic me deus adjuvet, et haec sancta dei evangelia)! Da es nun eine ganz unleugbare Thatsache ist, daß auch der Vater und der Großvater des Vfs. Protestanten waren: so ist es ja eine ganz offenbare Unwahrheit, wenn er sagt, daß er den Glauben seiner Väter nicht abgeschworen habe, sondern vielmehr zu demselben zurückgekehrt sei. Denn von denjenigen seiner Vorfahren, die noch vor der Reformazion lebten, kann vernünftiger Weise nicht die Rede sein, da er diese gar nicht gekannt hat, da diese ihm ihren Glauben gar nicht mittheilen konnten, und da er überhaupt nicht weiß, ob diese, wenn gleich äußerlich Mitglieder der römisch-katholischen Kirche, auch innerlich derselben anhingen und nicht vielleicht der Gesinnung und Denkart nach schon völlige Protestanten waren. Denn daß es (wie oft die Sache vor dem Namen weit vorausgeht) lange vor Luther und Zwingli eine Menge solcher Protestanten mitten in der römisch-katholischen Kirche gegeben hat, so wie es deren unzählige noch jetzt in ihr giebt, ist eine eben so unleugbare Thatsache. Auch würde, wenn das Wort Väter in einem so weiten Sinne genommen werden sollte, kein vernünftiger Grund abzusehen sein, warum der Vf. nicht lieber noch weiter hinaufgegangen wäre, bis zu der Zeit, wo seine Vorfahren noch Heiden waren. Gesetzt nun, er hätte sich, um einen recht alten Glauben zu haben, der vor Christi Geburt auch römisch-katholisch war, weil er im ganzen römischen Reiche (mit Ausnahme des kleinen Palästina) galt, zum Heidenthume gewandt: könnt' er wohl dieß auch eine Rückkehr zum Glauben seiner Väter nennen?

2) Eben so unwahr ist die Behauptung (S. 4) daß die Kirche, zu welcher der Verf. übergetreten, nichts anders sei, als die allgemeine Gesellschaft der Christen (la société universelle des Chrétiens). Oder sind die Christen, welche der armenischen, der griechischen, der lutherischen, der reformirten, der bischöflich-englischen und andern weniger verbreiteten Kirchen zugethan sind, keine Christen mehr, seitdem der Verf. römisch-katholisch geworden? Wie steht es denn aber mit Christus selbst und seinen Jüngern in Palästina? Die waren doch wahrhaftig noch keine römisch-katholische Christen, weil damal noch gar keine römisch-katholische Kirche vorhanden war! Oder hat der Verf. seit seinem Uebertritte zu dieser Kirche über deren Ursprung so ganz neue, bisher selbst in dieser Kirche unbekannte, Aufschlüsse durch Inspirazion erhalten, daß er nun weiß, Christus habe noch bei seinen Lebzeiten durch den Apostel Petrus eine Gemeine in Rom stiften lassen, aus welcher sich dann späterhin die römisch-katholische Kirche entwickelte? Wenn das ist, so bitten wir recht sehr, uns und der Welt diese Aufschlüsse ja nicht vorzuenthalten.

3) Eine nicht mindere Unwahrheit ist die (S. 9) aufgestellte Behauptung, die protestantischen Geistlichen führten nie jene Schriftstellen an, worin von einem Reiche Gottes auf Erden, von einer Gemeinschaft der Gläubigen, aus Haupt und Gliedern bestehend, die Rede sei, weil es unmöglich, ihnen im protestantischen Sinne eine einfache und natürliche Erklärung zu geben. Der Verf. muß die Reden protestantischer Geistlichen selten gehört und noch seltner deren Schriften gelesen haben, um eine so durchaus unwahre Behauptung zu wagen. Unsre Geistlichen führen jene Schriftstellen nicht nur sehr häufig an, sondern sie geben ihnen auch eine weit einfachere und natürlichere Erklärung, als die römisch-katholischen, welche nur mit Hülfe sehr erzwungener und willkürlicher Wortdeutung und ganz wider den Ausspruch Christi: »Mein Reich ist »nicht von dieser Welt,« den Papst und die ganze

weltlich-geistliche Macht desselben in jene Stellen hinein erklären können.

4) Auch die Erzählung (S. 14—16) von der Predigt eines Geistlichen in Bern und der Unterredung des Verfs. mit demselben, gehört zu den Unwahrheiten, die sich in diesem Sendschreiben finden. Da aber jener sehr achtungswerthe Geistliche selbst sich in öffentlichen Blättern darüber ausgesprochen und der Verf. ihm nicht widersprochen hat, so übergehen wir diesen Punkt mit Stillschweigen, und wenden uns zu andern nicht minder groben Verletzungen der Wahrheit von Seiten des Verfassers.

5) Wenn nämlich der Vf. (S. 32) versichert, es gebe auch nicht einen protestantischen Schriftsteller, der nicht die fatale Spaltung beweine, welche seit drei Jahrhunderten Brüder, bestimmt sich zu lieben und zu unterstützen, trenne: so sagt er abermal eine Unwahrheit, und zwar eine doppelte. Denn erstlich können nicht nur Protestanten und Katholiken, ungeachtet ihrer kirchlichen Trennung, sich als Brüder lieben und unterstützen, sondern viele derselben thun es auch wirklich, wie man aller Orten sieht, wo beide Religionsparteien unter dem Schutze weiser und gerechter Obrigkeiten zusammen leben, wenn nicht etwa zufällig und vorübergehend durch fanatische Einflüsterungen und Aufhetzungen der Friede gestört wird. Ebendarum aber beweint auch kein vernünftiger Schriftsteller, er sei Protestant oder Katholik, jene Spaltung in Meinungen und Gebräuchen. Denn in den Hauptlehren des Christenthums sind ja beide Parteien einig, wie der Verf. selbst kurz vorher eingestanden hatte (tout ce que les protestans croient ou affirment de croire, les catholiques le croient aussi, et plus fermement encore — wir kennen aber deren auch genug, die noch viel weniger und schwächer glauben, oder ebenfalls nur zu glauben vorgeben — le symbole est le même dans les deux confessions). Was ist denn also zu beweinen? Nichts als die Unvernunft, die da wünscht, Gott möchte alle Menschengeister in diese oder jene individuale Form (am lieb-

sten die des Wünschenden selbst) gedrückt haben, damit alle im Unisono A, A, A plärrten — oder die Hab- und Herrschsucht, die von Andern nur blinden Glauben und Gehorsam verlangt, damit sie sich wie dumme und stumme Schafe scheeren oder zur Schlachtbank führen lassen. Wenn aber der Verf. jene Spaltung fatal nennt, so ist das wahr und unwahr, je nachdem man den Ausdruck nimmt — wahr, wiefern es göttliche Schickung ist, daß sich vor drei Jahrhunderten ein großer Theil der abendländischen Christenheit von der Herrschaft des römischen Papstthums lossagte; denn die morgenländische hatte ohnehin nie darunter gestanden — unwahr aber, wiefern es gar kein Unglück ist, daß solches geschehen; denn selbst die römisch-katholische Kirche (nur nicht die römische Kurie) hat davon den größten Gewinn gehabt, indem man sich genöthigt sahe, doch manche gar zu schreiende und von den Reformatoren in's hellste Licht gesetzte Misbräuche abzuschaffen. Dieß führt uns

6) auf eine andere Unwahrheit, die sich auf derselben und der gleich folgenden Seite findet. Hier sagt der Verf., man schreibe die Reformazion gewissen außerordentlichen Umständen, einigen wahren oder angeblichen Misbräuchen zu; jene Umstände wären aber nicht mehr vorhanden, und diese Misbräuche wären durch die Kirche selbst abgeschafft; warum sollte man sich also nicht wieder vereinigen? — Wie verfänglich, und doch wie falsch! Wohl sind einige Misbräuche abgeschafft, wie der heillose und unverschämte Ablasskram, weil die Reformatoren gar zu kräftig dagegen kämpften. Aber hätten sie nur nicht gekämpft, die Ablasskrämer liefen noch heute à la Tetzel herum und schickten Geld nach Rom; denn Rom liebt noch heute das Geld und treibt, nur etwas feiner und verschämter, noch immer einen Sündenhandel im Kleinen. Und wie viel andre Misbräuche bestehn nicht noch in Ansehung des Mönchthums, der Besetzung geistlicher Pfründen, der Erwerbung weltlicher Güter, um sie in geistliche zu verwandeln, wo nicht die weltliche Macht Einhalt thut, so wie in Ansehung der Ohren-

beichte, der Ausspendung des Abendmahls, der willkürlichen Büßungen, der Wallfahrten nach heiligen Orten, die oft des Unheiligsten Zeugen sein müssen u. s. w. Und will die Hierarchie nicht noch immer durch Inquisizion und Ketzergerichte den härtesten Glaubenszwang ausüben, wo nur die weltliche Obrigkeit sie gewähren lässt oder ihr gar den Arm leihet? Kann man also mit Wahrheit sagen, daß die römisch-katholische Kirche sich selbst reformirt habe und daß daher kein Grund zur Trennung mehr vorhanden sei? Und sollten wir wirklich so toll und thörig sein, uns wieder einer Autorität zu unterwerfen, die eben so irreformabel als infallibel sein will? Da müsste ja wahrlich der Verf. allen Protestanten erst die Köpfe abnehmen und seinen eignen aufsetzen, bevor ein solches Wunder geschehen sollte.

7) Wenn der Verf. (S. 35) uns das Recht der eignen Schriftauslegung nicht zugestehen will, weil die römisch-katholische Kirche die Schrift auf eine mit dem ganzen Alterthume und der unermesslichen Mehrzahl der Christen einstimmige Weise auslege (d'une manière conforme à toute l'antiquité et à l'immense majorité des chrétiens): so ist dieß wieder faktisch unwahr. Die Schriften der alten Kirchenväter sind voll der verschiedensten Erklärungen von einzelen Bibelstellen. Selbst die Konzilien sind nicht ganz einstimmig hierin. Daher gab es schon in den ersten christlichen Jahrhunderten Streitigkeiten und Sekten in großer Menge, wie es deren noch heutiges Tages, selbst in der römisch-katholischen Kirche, giebt. Und die Zahl der Christen, welche nicht zu dieser Kirche gehören, also auch deren Schriftauslegung nicht gelten lassen, dürfte leicht eben so groß, wo nicht noch größer sein, als die Zahl der römisch-katholischen Christen, wenn auch diese in der Schriftauslegung ganz einstimmig wären, was doch offenbar nicht der Fall ist.

8) Eben so unwahr ist die Aeußerung (S. 37) daß die römisch-katholische Kirche die Bibel eben so sehr schätze und den Gläubigen zum Lesen empfehle, als

die protestantische. Es ist ja notorisch, daß jene Kirche das Bibellesen nur unter großen Beschränkungen gestattet und daß sie dem Ansehn der heiligen Schrift das Ansehn der kirchlichen Ueberlieferung an die Seite setzt. Möchte sie aber auch die Bibel noch so sehr schätzen und das Bibellesen noch so sehr empfehlen, was hilft dieses Lesen, wenn man die Bibel nicht anders als im Sinne jener Kirche lesen und nach der von ihr selbst überlieferten Auslegung verstehen darf? Da wär' es ja viel besser, man läse nicht in der Bibel, weil man leicht auf Zweifel an der Richtigkeit der überlieferten Auslegung und an der Wahrheit der eben daraus abgeleiteten Dogmen stoßen könnte! In der That haben auch die Reformatoren nur mit Hülfe einer richtigern Bibelerklärung die angemaßte Herrschaft der römischen Kurie gebrochen; und eben darum ist dieser jene richtigere Bibelerklärung ein solcher Dorn im Auge, daß sie, vermöchte sie's nur, lieber die ganze Bibel den Händen der Laien entziehen möchte.

9) leugnet der Verf. (S. 39) aller Wahrheit zum Trotze, daß die römisch-katholische Kirche behaupte, außer ihr sei kein Heil zu finden (qu'elle prétend que vous ne pouvez vous sauver hors d'elle). Und doch hat er selbst, als er das von Pius IV. vorgeschriebene Glaubensbekenntniß beschwor, sagen müssen: »Diesen wahren katholischen Glauben, außer welchem Niemand kann selig werden... will ich ganz und unverletzt bis an's Ende meines Lebens halten und bekennen.« Hat er denn das berühmte Extra ecclesiam (romano-catholicam — denn sonst giebt es ja nach dortiger Meinung keine Kirche) nulla salus und den darauf begründeten Titel der alleinseligmachenden Kirche mitsammt seinem Schwure so ganz und so geschwind vergessen? Ei, ei, was wird der Hr. Bischof von Freiburg dazu sagen, vor dem er (nach S. 19) am 17. Okt. 1820 jenen Schwur ablegte?

10) Um endlich das Maß aller Unwahrheiten voll zu machen, behauptet der Verf. auch noch (S. 40) daß die ka-

tholische Kirche allein Liebe für Haß, Wohlthaten für Beleidigung gebe; ja daß sie selbst ihren Feinden und den Unglücklichen jedes Landes und jedes Glaubens wohlthue (de quelque pays et de quelque croyance qu'ils soient). Der Verf. hat also wohl nie etwas von der Inquisizion und den Ketzergerichten, von den Dragonaden und den Autodafés und den Bartholomäusnächten gehört *)? Oder hat er davon gehört, nun so hat er, mit Erlaubniß zu sagen, gelogen. Denn wer wissentlich das Unwahre sagt, um seiner Sache einen guten Anstrich zu geben, der lügt.

Doch der Verf. hat nicht bloß Unwahrheiten gesagt, er hat auch

II. Verleumdungen ausgesprochen, zwar nicht so viele, aber doch genug, um calumniarum et injuriarum belangt werden zu können.

1) Die gräßlichste von allen, um mit dieser gleich anzufangen, steht S. 42, und lautet wörtlich also: »Le monde »est partagé entre des chrétiens unis au centre »commun du siège de saint Pierre d'un côté, »et les impies ou les ligues antichrétiennes de l'autre.« Kürzer und deutsch: »Die Welt ist zwischen Katholiken »und Gottlosen getheilt« **). Hört es, ihr Fürsten und Völker, ihr Geistlichen und Weltlichen, ihr Gelehrten und Ungelehrten, die ihr euch nicht zur römisch-katholischen Kirche haltet: Ihr seid allzumal Gottlose! Ihr alle müsst einst

*) Ein katholischer Zelot erwiderte gegen diese Stelle, es gebe ja nur eine Bartholomäusnacht, in welcher die Protestanten ermordet worden. Dauerte denn aber das Blutbad in ganz Frankreich nicht beinahe einen ganzen Monat? Konnten also die folgenden Nächte nicht eben so bezeichnet werden, wie die erste, welche auf den Bartholomäustag folgte?

**) In einer deutschen (hier in Leipzig bei Hartmann erschienenen) Uebersetzung hat man dieß zu mildern gesucht, indem man impies durch Ungläubige übersetzt hat. Impie heißt aber gottlos. Ungläubige heißen infidèles oder incrédules.

im Feuerpfuhle der Hölle dafür büßen, daß ihr nicht mit Rom als dem gemeinsamen Mittelpunkte des Sitzes vom heiligen Petrus (!) vereinigt seid! Das ist wohl recht einstimmig mit dem Extra ecclesiam nulla salus, nur nicht mit der gesunden Vernunft und noch weniger mit dem Ausspruche der heiligen Schrift: »In allerlei Volk wer Gott fürchtet »und Recht thut, der ist ihm angenehm.« Was kümmert sich aber der Verf. um die heilige Schrift! Er legt sie aus, wie die Kirche will, glaubt blind, was die Kirche glaubt — denn: »Simple fidèle, ce n'est pas à moi juger l'église« (S. 36) — und verdammt somit alle nicht römisch-katholische Christen als Gottlose zur Hölle. Nur Schade, daß eben dadurch seine (I. 9) angeführte Behauptung von selbst über den Haufen fällt. Wie sich aber doch die Geister einer gewissen Art (freilich weder schöne noch gute) begegnen! Der Verfasser der Schrift: Spanien und die Revoluzion, erklärt S. 21 u. 22 ein Individuum für einen Menschen, »der sich von allem moralischen Verbande und »Verhältnisse losgebunden glaubt,« und S. 30 erklärt er die (größtentheils protestantischen) Preußen für ein durch seinen religiosen Zustand »in lauter Individuen« zerspaltenes Volk. Da haben wir die Haller'schen Gottlosen, und überlassen es nun den Preußen, darob Klage zu erheben, wenn sie eine so unsinnige Verleumdung nicht lieber verachten wollen. — Aber der Verf. verleumdet nicht bloß in religioser Hinsicht, sondern auch

2) in politischer; und das will heutzutage fast noch mehr sagen. Nach S. 6 ist nicht nur Deutschland voll von geheimen und revoluzionaren Gesellschaften, sondern es hat sich auch über die ganze Erde (sur tout le globe) ein geistiger Verein (une association spirituelle) verbreitet, um gottlose und abscheuliche Grundsätze zu lehren, zu behaupten und fortzupflanzen. Auf wen dieß gehe, ist unschwer zu enträthseln; denn es ist ja schon anderwärts lauter und bestimmter gesagt. Es sind die deutschen Gelehrten und vornehmlich die deutschen Hochschullehrer, wel-

che jene Grundsätze lehren und durch ihre Schüler über den ganzen Erdboden verbreiten. Da indessen der Verf. auch nicht das Allermindeste zur Bestätigung seiner Anklage beigebracht hat, so geben wir sie ihm schlechthin als hämische Verleumdung zurück, bis er sie bewiesen haben wird*). Sollen wir nun

3) noch erwähnen, was sich ganz von selbst versteht, daß der Verf. auch über die Kirchenverbesserung im 16ten Jahrhundert und deren Urheber seine giftige Tinte hat ausfließen lassen? Auch er nennt die Reformazion (S. 12) eine Revoluzion, welche in ihrem Anfange oder Grundsatze (principe) ihren Mitteln und ihren Ergebnissen das vollkommne Ebenbild und der Vorläufer der bürgerlichen Umwälzungen unsrer Tage war. Daß es solche Umwälzungen *lange* vor der Kirchenverbesserung gegeben hat; daß die neueren Umwälzungen, von der französischen bis zur brasilianischen, in lauter Ländern stattfanden, die nur wenig oder gar nicht vom Protestantismus berührt waren; und daß in allen ganz oder meist protestantischen Ländern, wenn sie nicht von außen umgewälzt wurden, die Unterthanen ruhig und ihren, selbst katholischen, Fürsten bis zur Aufopferung treu blieben: davon nimmt der Verf. keine Kenntniß. Denn es *gefällt* ihm nun einmal, in blinder Wuth alles zu begeifern, was protestantisch heißt. Luther und Calvin sind daher schlechte Menschen; denn sie haben das schreckliche Verbrechen begangen, nicht nur selbst den Glauben ihrer Väter zu verlassen, sondern auch Andre dazu zu verleiten (S. 33); was (im Verbeigehn gesagt) Petrus und Paulus doch auch in und außer Palästina, selbst in Rom, thaten, weshalb sie wohl (nach den hier gepredigten Grundsätzen) nicht so ganz mit Unrecht hingerichtet wurden. Doch genug hievon.

*) Doch! — werden die Gegner sagen — Hr. v. H. zwar nicht, aber Hr. Fabrizius hat die Anklage bewiesen. Man sehe den folgenden Aufsatz.

Wir gehen jetzt III. zu den unsittlichen Gr
sätzen über, die sich leider auch in diesem Sendschr
ausgesprochen oder gar in Anwendung gebracht finden.
ist schon das Bisherige, auf strenger sittlicher Waage
gen, eben nicht löblich. Indessen kann man es noc
Irrthum betrachten, und theils aus sehr vernachlässigte
ziehung (worüber der Verf. S. 29 selbst klagt) theils
einem allzubefangnen Gemüth erklären, was wir zur
schuldigung des Verfs. gern thun wollen. Was soll man

1) zu der Unredlichkeit sagen, welche aus so
Aeußerungen des Verfs. durchblickt, und an der auch
gleichgesinnten Freunde theilnehmen? Der Verf. g
(S. 10 — 13) daß er schon seit dem Jahre 1808 K
lik im Herzen und Protestant nur dem Namen nach
daß er aber in diesem zweideutigen Zustande beharrte,
aus Schonung gegen seine Familie, theils in der Hoffn
daß der vierte Band seiner Staatsrestaurazion, wori
kanntlich der Katholizismus sehr stark empfohlen wird,
Eindruck machen würde, wenn er scheinbar aus der
eines Protestanten hervorginge (en sortant, en a
rence, de la plume d'un protestant). Welche U
lichkeit! So wollt' er also die Leser nicht durch die
der Gründe überzeugen, sondern durch eine angenom
Maske täuschen? Indessen regt sich doch (S. 14) de
sein Gewissen (conscience) er fühlt Unruhe (in
tudes) bis endlich ein katholisch gewordner Prinz zu
kommt und sein Gewissen durch die Erklärung beruhigt
er insgeheim Katholik bleiben und wegen der äußern
lungen von der Kirche Dispens erhalten könne. Di
Versicherung giebt ihm (S. 18) der Bischof von Frei
und nun tritt er (S. 19) den 17. Oktob. 1820 ganz
lich auf einem Landhause, wohin er und der Bischof sich
fügen, durch Abschwörung des protestantischen Glauben
katholischen Kirche über. Seinen Freunden und
wandten, die etwas davon gehört haben mögen, gie
(S. 20) ausweichende Antworten — doch ist er (S.

nicht gewiß, ob er nicht gar förmlich geleugnet, also gelogen habe — und selbst seiner Gattin sagt er in einer zärtlichen Stunde (dans une effusion de coeur et de tendresse) nicht das eigentliche Geheimniß (le dernier secret) sondern lässt sich dasselbe erst von einigen Zeitungsschreibern, die er für seine Feinde und für Boshafte erklärt, die aber doch nichts anders als die lautere Wahrheit berichteten, abdringen, und geräth darüber in solche Bestürzung, daß er sogar krank wird (S. 22 und 23). Was aber hier die Hauptsache ist und vom Verf. klüglich verschwiegen wird, auch seiner Regierung sagt er nichts von seinem Uebertritte, und wiederholt doch, nachdem er im Oktober 1820 den Konvertiteneid geschworen, im Dezember desselben Jahres seinen frühern Amtseid, worin er sich als Protestant unter andern verpflichtet hatte, »die Religion zu schützen und dem Stande Bern ohne »Gefährde Treue und Wahrheit zu leisten.« (S. das Schreiben aus der Schweiz vom 16. Jun. 1821 in der Beilage Nr. 105 zur Allg. Zeit. d. J., worin das vom suveränen Rath des Standes Bern über Hrn. v. H. gefällte Urtheil nebst den Motiven abgedruckt ist). Hieraus erhellet zugleich, wie unrichtig Hr. von Bonald im Journal des débats vom 13. Jul. dieses J. die Sache darstellt, wenn er den suveränen Rath des Standes Bern der Unduldsamkeit beschuldigt, weil derselbe den Hrn. v. H. bloß wegen seines Uebertritts zur katholischen Kirche des Amtes entsetzt und für unfähig zur Bekleidung irgend eines andern öffentlichen Amtes im Kanton Bern erklärt habe. Nicht der Uebertritt, sondern die Verheimlichung desselben und die Verletzung des Amtseides hat das Urtheil motivirt. Ueberdieß hatte Hr. v. H., so wie der Bischof von Freiburg, der ihm heimlicher Weise den Konvertiteneid abnahm, ein Staatsgesetz verletzt, welches Beiden sehr wohl bekannt und ihnen bei ihrer Stellung zum Staate und in ihren Amtsverhältnissen um so heiliger sein musste. Das eidgenossische Konkordat sagt nämlich im 2. Art. fol-

gendes: »Wenn ein Schweizerbürger in einem andern »Kanton konvertiren will, als in demjenigen, wo er das »Heimathsrecht besitzt, so soll die Glaubensänderung nicht »ohne Vorwissen der Regierung, in deren Gebiet sie »vorgenommen werden will, geschehn dürfen, und diese zu»gleich verpflichtet sein, die heimathliche Regierung des zu »einer andern Religion übertretenden Schweizerbürgers von »dieser Voranzeige in Kenntniß zu setzen.« Der Konvertent und der Konvertit aber hatten nach dem eignen Geständnisse des Letzten (S. 19) mit aller möglichen Klugheit (avec toute la prudence possible) Zeit und Ort der Zusammenkunft auf einem entfernten Landhause bestimmt, damit ja die Sache recht verborgen bleiben sollte. Sie hatten also das Gesetz recht geflissentlich übertreten. Der suveräne Rath von Bern handelte daher in der That sehr mild, daß er Hrn v. H., als ein eid- und pflichtvergessenes Mitglied dieses Rathes selbst, nur von sich ausschloß und zu fernern Staatsdiensten unfähig erklärte, ohne ihn weiter zur Verantwortung zu ziehn und mit härterer Strafe zu belegen, was er wohl verdient hatte. Denn wer mit Eiden so gewissenlos umgeht und die Gesetze des Staats so offenbar verletzt, ist ein Verbrecher. Und diese Milde verschreit Hr. v. Bonald als Unduldsamkeit! — Wie aber die katholische Kirche ein so unredliches und gesetzwidriges Benehmen, als hier klar vor Augen liegt, billigen oder nur stillschweigend zulassen kann, um recht viele Protestanten in ihren Schooß herüberzuziehn — denn Hr. v. H. versichert (S. 14) daß sich viele Protestanten in demselben Falle befänden — das ist uns völlig unbegreiflich. Den jesuitischen Grundsatz: Der Zweck heiligt das Mittel, wird man doch hier nicht anwenden wollen? Treue und Glaube müssten ganz unter den Menschen verschwinden, wenn solche Unredlichkeit kirchliche Maxime werden sollte. Und was würde die katholische Kirche dazu sagen, wenn die protestantische auf gleiche Weise gegen sie verführe? Würde sie nicht mit Recht über Treubruch und Friedensstörung und Entweihung der Religion, des Heiligsten

im Menschen, zu unwürdigen Zwecken klagen? Was aber du nicht willst, sagt unser Meister, das dir die Leute thun sollen, das thue du ihnen auch nicht! — Doch es ist nicht bloß Unredlichkeit, was sich im vorliegenden Sendschreiben der Rüge darbietet, sondern auch

2) Unbescheidenheit, die fast an Dünkel und Hochmuth gränzt. S. 4 rühmt sich der Verf. eines guten Herzens, einer gesunden Vernunft und einer besondern Gnade Gottes, welche ihn während seines Lebens auf eine fast wunderbare Weise geführt habe. S. 7 paradirt wieder die Reinheit seines Herzens, und S. 8 hält sich der Verf. gar für wahrhaft inspirirt durch die Gnade Gottes, wodurch es ihm möglich geworden, ein Buch (die Restaurazion der Staatswissenschaft) zu schreiben, welches so viel Aufsehn in Europa mache. Gleich darauf (S. 9) rühmt er sich eines besondern, ihm von Gott verliehenen, Geistes der Gerechtigkeit und Unparteilichkeit (wovon dieses Sendschreiben in der That sehr seltsame Proben enthält). S. 25 ist wieder die Rede von der Restaurazion der Staatswissenschaft, als einem Buche, welches in der ganzen Welt (dans le monde entier) verbreitet und vielleicht bestimmt sei, große Wirkungen (de grands effets) hervorzubringen, ja für welches ihn (nach S. 27) die Fürsehung ganz besonders (particulièrement) berufen zu haben scheine; weshalb auch der Verf. (S. 28—30) von seiner Mission redet, sich ein Werkzeug in der Hand Gottes nennt, die Gaben seines Herzens und Geistes, sammt den glücklichen Ideen, die ihm Gott eingegeben, und die Wirkungen, die er durch sein Buch hervorgebracht habe und noch hervorbringen werde, besonders die dadurch bewirkte Stützung der Throne (die doch wahrlich durch sein Buch sehr schlecht gestützt wären, aber auch ohne dieses Buch gewiß bestehn würden) von neuem rühmt, und endlich ganz entzückt ausruft: »Ist nicht in dem allen etwas Uebernatürliches?« (»N'y a-t-il pas dans tout »cela quelque chose de surnaturel?«) Wir wollen

ihn in dieser, ihn wahrscheinlich sehr beglückenden, Einbildung nicht stören; allein der Verf. mag noch so sehr (S. 28) versichern, es komme diese Ruhmredigkeit nicht aus *eitler Eigenliebe*, weil er ja *weine* und *leide*; man wird es doch nicht glauben. Denn so spricht kein bescheidner Mann von sich selbst

Aus dem Bisherigen erhellet wohl zur Gnüge, daß in dem ganzen Sendschreiben ein Sinn und Ton herrsche, der weder *echt sittlich* noch *echt religios*, also auch nicht *wahrhaft christlich* ist. Das Christenthum fodert die reinste Wahrheitsliebe und ebendarum eigne Prüfung des Wahrheitsforschers, weil es diese nicht scheuen darf; man soll alles ohne Ausnahme prüfen und nur das Gute behalten. Der Verf. aber glaubt, was die Mehrheit, die zahlreichere Kirche glaubt, und verlangt, daß man sich ihren Aussprüchen, selbst in Hinsicht auf Bibelerklärung, schlechthin unterwerfen solle. Sein Glaube ist also ein blinder, ein vernunftloser, ein wahrer Köhlerglaube; daher ist ihm die vom Protestantismus eben so, wie vom Christenthume, gefoderte *freie*, aus eigner Prüfung hervorgehende, *Ueberzeugung*, diese erste Bedingung eines wahrhaften Glaubens — denn nachbeten heißt nicht glauben, und nachbeten kann man *Muhammed* so gut wie *Jesu* — ein Gräuel.

Das Christenthum fodert ferner, wie die Vernunft, daß der Mensch durchaus gewissenhaft handle, daß er vor allen Dingen sich selbst frage: Ist, was du thust, auch recht? Der Verf. aber (wenn ihn auch sein Gewissen mahnt, daß er unrecht thue, heimlich umtreibend und ohne Vorbewusst seiner Regierung und seiner nächsten Freunde den wichtigsten Schritt zu thun, den ein Mensch im Leben nur thun kann) wendet sich an Andre, und wenn diese versichern, daß schon Viele vor ihm eben so gehandelt haben, und daß die Kirche von allerlei Pflichten dispensiren könne, von welchen nie ein gewissenhafter Mensch sich dispensiren lassen wird und keine Macht in der Welt dispensiren kann: so ist sein Gewissen augenblicklich beruhigt. (Cette idée que je pourrais être

catholique en secret, obtenir dispense pour les actes extérieurs [auch in Bezug auf die Amtspflichten und die Gesetze des Staats und die geschwornen oder noch zu schwörenden Eide?] et que grand nombre de protestans se trouvaient dans le même cas — cette idée me calma, parcequ'elle m'offrait le moyen de satisfaire ma conscience S. 14). Wahrlich, das ist ein sehr bequemes und sehr gefügiges Gewissen, das sich so leicht beschwichtigen lässt! Aber natürlich; wer blind glaubt, der handelt auch blind, thut unbedingt, was und wie Andre wollen, wenn diese Andern nur im Namen der Kirche sprechen. Und am Ende leistet eine kluge Mentalreservazion, eine vorgespiegelte gute Absicht auch ihre Dienste. Es ist ja Alles erlaubt, wenn es nur in majorem dei et ecclesiae gloriam geschieht!

Das Christenthum fodert weiter, daß der Mensch Gott und seinen Nächsten liebe, und versteht unter diesem nicht bloß den Christen oder den Juden, sondern auch den Samariter und den Heiden; und die Liebe schließt auch die Achtung ein. Der Verf. aber kann, wenn er von uns Protestanten und unsrer Kirche in Vergleich mit den Katholiken und ihrer Kirche spricht, nicht Worte genug finden, uns und unsre Kirche schlecht zu machen, und wird dann zuweilen ordentlich beredt, da er sonst nur geschwätzig ist, fällt jedoch meist in denselben Ton, den er mit Recht an manchen Schriftstellern gegen die katholische Kirche tadelt — »ce ton de »sécheresse, d'aigreur et de dédain, si peu conforme »soit à la religion et à la charité chrétienne, soit aux »égards dus à des frères aînés« — verdienen die jüngern keine Achtung, besonders von Seite dessen, der mitten unter ihnen geboren und erzogen war und seine ganze Bildung empfing? — »et à une église encore aujourd'hui »si nombreuse et si respectable« (S. 11). Oder meint etwa der Verf., unsre Kirche sei durch die Menge der Ueberläufer zu der nun seinigen schon so zahlarm, daß er sie nicht mehr zu achten brauche? Wir sollten doch glauben, daß es

nicht nur in der Schweiz, sondern auch in Deutschland, in Frankreich, in Holland, in Dänemark, in Schweden und Norwegen, in Russland, in Großbritannien und Irland, und in den weiten Gefilden Amerika's noch immer so viel Protestanten gebe, daß, wenn hier überhaupt von Zahlen die Rede sein könnte, um seine Achtung danach zu bemessen, der Verf. uns noch immer genug Achtung schuldig wäre, gesetzt auch, daß er uns nicht mehr lieben wollte, weil wir nicht mehr die Seinigen sind.

Das Christenthum fodert endlich, daß der Mensch Gott im Geist und in der Wahrheit anbete, und daher nicht frage nach prächtigen Tempeln, hier oder dort erbaut, und nach pomphaften Zerimonien, wie sie der heidnische und jüdische Kultus liebte. Der Verf. aber macht es uns (S. 5 u. 36) nach Art aller solcher Proselyten zum Vorwurfe, daß wir nicht so schöne Tempel und so viele Zerimonien haben, wie die Katholiken, um die Augen zu reizen und die Einbildungskraft zu beleben, gleich als käm' es bei der Religion nur auf Erregung des Gemüths durch sinnliche Eindrücke an. Wahrhaftig, wer um dieses Mangels willen keine Nahrung für seinen Geist bei uns finden kann, der verlasse unsre Kirche doch je eher je lieber! Er ist ein unwürdiges Mitglied derselben, und wir haben uns zu seinem Austritte bloß Glück zu wünschen.

Doch nein! der Verf. hat noch einen gewichtigern Vorwurf in Bereitschaft. Es ist unsre Uneinigkeit in der Lehre, was ihm die protestantische Kirche verleidet hat, und was nach seiner Meinung ohnehin unser ganzes Religionsgebäude mit baldigem Einsturze bedroht. Er wollte sich also nur retten, um nicht mit uns andern Unglücklichen erschlagen zu werden. Das ließe sich allenfalls hören, wenn nur dieser Vorwurf gegründeter wäre, als alle übrigen. Zum Glücke für uns hat ihn der Verf. selbst am besten widerlegt. Er soll für uns sprechen. Er hat ja von Gott, wie er sich selbst rühmt, den Geist der Gerechtigkeit und Unparteilichkeit empfangen. Diesem Geiste wird man doch

glauben, wenn er Zeugniß giebt von dem, was wir glauben oder nicht glauben. Nun sollt' es zwar nach S. 33 scheinen, als wenn in der protestantischen Kirche der Eine an Konfuz, der Andre an Zoroaster, der Dritte an Muhammed, der Vierte an die Frau von Krüdener, und der Fünfte an gar nichts glaubte. Daß aber diese lächerliche Hyperbel nur eine Redefigur des Verfs. sei, um sein Schreiben stechend (will sagen piquant) zu machen, erhellet aus der gleich vorhergehenden Seite. Da fällt ihm nämlich ein, daß er in seinem Konvertiteneid auch geschworen hat, allen Fleiß darauf zu verwenden, um auch seine Angehörigen, an welche das Schreiben eben gerichtet ist, mit sich in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche herüberzuziehn. Damit nun diesen Angehörigen der Uebergang recht leicht und süß vorgemalt werde, so sagt der Verf. wieder ganz in der Weise der Proselytenmacher, daß Katholiken und Protestanten in den Hauptlehren des Christenthums völlig einstimmten, indem beiden Konfessionen dasselbe Symbol (nämlich das sogenannte apostolische Glaubensbekenntniß) zum Grunde liege. Wenn aber das der Fall, so müssen ja wohl nach einem bekannten mathematischen Grundsatze die Protestanten in den Hauptlehren des Christenthums unter sich selbst einstimmen, weil sie sonst nicht mit den Katholiken einstimmen könnten. Ihre Uneinigkeit kann also bloß die Nebenlehren betreffen, die zur Seligkeit gerade nicht nothwendig sind.

Aber — so wird der Verf. vielleicht einwenden — viele Protestanten, besonders die Gelehrten unter ihnen, glauben jetzt auch an jene Hauptlehren nicht mehr. Wir antworten darauf zweierlei: 1) Von einer Lehre eine verschiedne Ansicht haben, heißt noch nicht, jene Lehre verwerfen. 2) Es befinden sich auch genug katholische Gelehrte in demselben Falle, wenn sie gleich aus begreiflichen Rücksichten sich nicht so freimüthig, als die protestantischen, aussprechen. Damit uns jedoch in Ansehung des zweiten Punktes der Verf. keiner Verleumdung zeihe, so mag hier ein zwar ungenannter, aber dem Publikum wohl bekannter

katholischer Schriftsteller für uns sprechen; wir meinen den Verfasser der Schrift: Spanien und die Revoluzion. Dieser rühmt zwar Spanien wegen der durch die Inquisizion erhaltenen Glaubenseinheit, und preist dieses Land glücklich, daß es vom Gifte der protestantischen Lehre nicht angesteckt worden. Gleichwohl muß er (S. 255) gestehen, daß troß der Inquisizion und troß allen von ihr veranstalteten Autodafés Spanien »seit jeher das Land war, wo es viele Atheisten gab.« Man mag nun hier das Wort Atheist im strengen Sinne für Gottesleugner oder im weitern für einen, der nicht mit der Kirche glaubt, nehmen, wie es von den Verkeßerern und Proselytenmachern oft genommen wird: so geht doch aus diesem Geständnisse unwidersprechlich hervor, daß es mit der gerühmten Glaubenseinheit der Glieder der katholischen Kirche eben nicht weit her sei. Selbst in Italien, selbst in Rom, dem Mittelpunkte der katholischen Christenheit, ist es nicht anders, als in Spanien, wie alle Reisende bezeugen. Beide Theile haben sich also in dieser Hinsicht nichts vorzuwerfen. Sie mögen mit einander aufheben und sich nur mit einander vertragen, da die Sache einmal nicht zu ändern. Hätte Gott durchaus keine Verschiedenheit in religiosen Vorstellungen und kirchlichen Formen dulden wollen, so würde er schon Mittel zu deren Vertilgung gefunden haben. Warum will also der schwache,

im Finstern tappende,
mit Sünden behaftete,
immer nur ringende,
nimmer vollbringende,

Mensch nicht dulden, was Gott duldet? Warum will er sich nicht im Meinungskampfe mit Andern einzig auf den Gebrauch derjenigen Waffen beschränken, die ihm Gott selbst in der Vernunft und seinem, doch auch nur durch Vernunft erkennbaren, Worte dargeboten?

Der Verf. beschließt sein Schreiben mit einer Prophezeihung, wie denn ein Inspirirter, wofür er sich hält,

ganz natürlich auch prophezeihen muß. Das Wunderthun wird wohl auch noch kommen, wie in Würzburg und Bamberg *). Hr. v. H. sagt nämlich S. 43: »Tausende sind »mir vorausgegangen, Tausende werden mir folgen. Nie »sind die Bekehrungen so häufig und so ausgezeichnet gewe»sen, als in unsern Tagen. Ihr werdet noch viel merk»würdigere Beispiele sehn, als das meinige, und ich könnt' »euch deren schon sehr auffallende in allen Ständen anfüh»ren, von suveränen Fürsten und Weisen dieser Welt bis zu »Handwerkern und selbst protestantischen Geistlichen, sowohl »in England, als in Deutschland und der Schweiz.« — Nun denn, in Gottes Namen! Wir haben nichts dagegen. Laufe nach Aegypten, wer da will, und bete den Apis an! **) Die Heerde der protestantischen Christen wird nichts verlieren, wenn solche Schafe, wie unser Verf., sich von ihr sondern. Die protestantische Kirche will überhaupt nicht gezählt, sondern nur gewogen sein. Und ihr Gewicht kann, wird und muß zunehmen, wenn auch ihre Zahl abnimmt. Wer die Lage der Dinge und den Gang der Bildung aufmerksamer, als unser Verf., betrachtet, dem kann es nicht entgehen, daß der Geist des Protestantismus sich in der katholischen Kirche mächtig regt. Wie Viele haben sich dort die

*) Wo der Fürst von Hohenlohe und der Bauer Martin zu jener Zeit mirakulirten.

**) Wenn sich etwa der geneigte Leser wundern sollte, wie Aegypten und der Apis hieher kommen: so wolle derselbe bedenken, daß die erste Ausgabe dieser Schrift unter Aufsicht eines sehr ängstlichen Zensors gedruckt wurde. Ursprünglich lautete der Satz so: »Laufe nach Rom, wer da will, und küsse den Pantoffel!« Das fand Seine Weisheit bedenklich. Ich musste also, wie man zu sagen pflegt, durch die Blume reden. Und da ließ er's passiren, nicht bedenkend, daß das Zweite schlimmer war, als das Erste. So ein wunderliches Ding ist die Zensur! — Uebrigens ist offenbar, daß die Prophezeihung des Hrn. v. H., so zuversichtlich er sie auch aussprach, doch im Grunde nichts weiter war, als eine Einflüsterung derer, welche ihn zum Proselyten machten. Sie sag-

Idee eines reinen Katholizismus gebildet und sich daraus im Verborgnen ein Kapellchen erbaut, wo nicht die Pracht und das Zerimonienwerk des großen Tempels die Augen blendet, aber desto mehr stille Andacht das Herz durchglüht. Diese reinen Katholiken sind als geheime Protestanten wahrlich der römisch-katholischen Kirche weit gefährlicher, als wir erklärte und offenkundige. Dahin muß der Verf. seine Pfeile richten, wenn er für den Glauben streiten will, den er im Bekenntnisse des Papstes Pius IV. beschworen hat. Kann er jenen reinen Katholizismus nicht aus seiner Kirche verbannen — und er kann es nicht, wenn er sich auch mit allen Konvertiten und Jesuiten und Inquisitoren vereinigte und Scheiterhaufen auf Scheiterhaufen thürmte — so wird jener Sauerteig nach und nach die ganze Masse durchsäuern. Und so wird zwar wohl wahr werden, was der Herr sagte: Ein Hirt und Eine Heerde, aber wahrlich nicht im römisch-katholischen Sinne. Denn in diesem ist es, so lange Gott und die gesunde Vernunft noch leben, platterdings unmöglich.

---

ten ihm, daß schon viele Fürsten, Weise, Handwerker, und selbst protestantische Geistliche heimlich übergetreten seien und nächstens öffentlich als Proselyten hervortreten würden. Er möge ihnen doch ja zuvorkommen. Dann würd' es heißen, sein Beispiel habe sie bestimmt. Er würde folglich alle Ehre davon haben. Und siehe da! der Vogel ging in's Netz, und sang nun wie ein Dompfaffe die Melodie nach, die man ihm vorgesungen hatte. Um aber seine Prophezeihung wahr zu machen, ist er jetzt aus Frankreich, wo er eine Zeit lang vergebens die Protestanten zu bekehren suchte, nach der Schweiz zurückgekehrt und hat im Kanton Freiburg die Leitung eines Jesuitenseminars übernommen, das künftig seine Emissarien nach allen Welttheilen aussenden wird. Man sieht, der Mann läßt sich's ungemein sauer werden, um nur nicht in den bösen Verdacht eines Lügenpropheten zu fallen.

Erster Zusatz.

Ueber den Namen der protestantischen Kirche.

In vorstehendem Aufsatze ist überall aus guten Gründen das Wort protestantisch beibehalten, ungeachtet manche protestantische Schriftsteller dafür das Wort evangelisch vorgeschlagen, und neuerlich sogar eine protestantische Regierung verfügt hat, daß alle Schriftsteller ihres Landes dieses Wort statt jenes brauchen und, wo dieß nicht geschehen, die Zensoren die ihnen zur Prüfung vorgelegten Handschriften jenem Befehle gemäß abändern sollen. So berichten wenigstens öffentliche Blätter, und es ist noch nicht widersprochen worden.

Abgesehen davon, daß Worte, welche einmal eine weltgeschichtliche Bedeutung und Geltung erlangt haben, welche daher im Munde aller gebildeten Völker leben und immer fortleben werden, durch keine Regierung in der Welt, wie mächtig sie auch sei, außer Umlauf gesetzt werden können, weil Schriften nur etwas Todtes in Vergleich mit der lebendigen Rede sind und die Schriftsteller aller andern Länder sich nie nach der verhältnissmäßig äußerst kleinen Zahl der Schriftsteller dieses oder jenes Landes richten werden — daß also dergleichen Worte gänzlich außer dem Bereiche, wie außer der Befugniß, irgend einer Regierung liegen: so ist auch zu bedenken, daß evangelisch gar nicht die Stelle von protestantisch vertreten kann.

Evangelisch sind ja alle christliche Religionsparteien, weil sie sich alle an's Evangelium (mehr oder weniger) halten und darauf gründen, selbst die katholische. Nennen also wir Protestanten uns ausschließlich Evangelische, so ist dieß eine Anmaßung, gegen welche jene nothgedrungen protestiren, also sich in Protestanten gegen uns verwandeln müssten. Und sollten gar die katholischen oder überhaupt nichtprotestantischen Schriftsteller eines Landes durch die Zensoren genöthigt werden, uns vorzugsweise Evangelische zu nennen: so wäre dieß schon eine Art von Gewissenszwang, der mit

dem Prinzipe des Protestantismus völlig unverträglich ist. Sie würden ja dadurch genöthigt zuzugeben, daß sie nicht oder doch weniger evangelisch als wir seien. Wie könnte man ihnen dieß zumuthen, ohne ihr Gewissen zu beschweren? Wir Protestanten aber haben vornehmlich jetzt, wo man das Dasein unsrer Kirche von neuem (wenn auch vergeblich) bedroht, darauf zu achten, daß wir unsrem Grundsatze der Gewissensfreiheit treu bleiben und daher auf keine Weise und in keinem Grade dem Gewissen weder unsrer eignen noch fremder Glaubensgenossen zu nahe treten.

Hiezu kommt, daß evangelisch gar nicht in allen den Beziehungen gesagt werden kann, wo man protestantisch sagt. Der evangelische Geist oder das Prinzip des Evangelismus bedeutet offenbar etwas andres, als der protestantische Geist oder das Prinzip des Protestantismus. Eine gänzliche Sprachverwirrung und die gröbsten Begriffsverwechselungen, vielleicht selbst neue Religionsstreitigkeiten und Erbitterungen, würden daraus entstehen, wenn man jene Wortumtauschung durchsetzen wollte. Die Welt ist aber ohnehin schon bewegt genug, als daß es rathsam wäre, neuen Stoff zur Gährung und zum Hader darzubieten.

Endlich ist es auch in andrer Hinsicht nicht an der Zeit, daß wir aufhören, uns Protestanten zu nennen. Das Protestiren ist ja unsrer Kirche jetzt mehr als je nöthig, da die römisch-katholische Hierarchie von neuem ihr Haupt erhebt, überall Netze ausbreitet, um schwache Seelen zu fangen, selbst die Jesuiten und angebliche Wunderthäter zu Hülfe ruft, um den Leuten einzureden, die römisch-katholische Kirche sei die einzig wahre christliche Kirche. (S. des Fürsten von Hohenlohe Schreiben an den Stadtrath in Würzburg). Wenn sogar Glieder eines protestantischen suveränen Raths, die auf Handhabung der Staatsgesetze halten sollen, wenn angebliche Restauratoren der Staatswissenschaft, die den Gehorsam gegen die Staatsgesetze mit großer Strenge einschärfen, sich in geheime Umtriebe mit katholischen Geistlichen

einlassen und, den Gesetzen ihres eignen Staates ungehorsam, im Verborgnen zur katholischen Kirche übertreten, um ihre bisherigen Staatsämter beibehalten und in denselben durch Schrift, Rede und That den Katholizismus desto wirksamer verbreiten zu können; wenn sie versichern, daß Tausende schon dasselbe gethan haben und Tausende dasselbe zu thun im Begriffe stehen; wenn selbst die Heiligkeit des Eides nicht mehr geachtet, wenn von den heiligsten Pflichten des Menschen und des Bürgers durch geistliche Macht dispensirt wird, um nur den Einen Zweck — Ausbreitung der eignen Kirche und Vertilgung aller andern — zu erreichen: dann thut es wahrlich Noth, daß wir nicht aufhören zu protestiren gegen so unerträgliche Anmaßungen und Anstiftungen.

Lassen wir uns doch durch den kindischen Vorwurf nicht schrecken, das Protestiren sei nur ein Negiren, die protestantische Kirche also schon ihrem Namen nach eine bloß negative, die nichts Positives habe, woran sie sich halten und wodurch sie bestehen könne. Die, so uns diesen Vorwurf machen, glauben ja selbst nicht daran; sie wissen recht gut, wie zufällig jener Name entstanden, und daß unsre Kirche des Positiven genug habe, gestehen das auch selbst ein, wenn es darauf ankommt, uns zum Uebertritte zu beschwatzen. Da sagen sie mit freundlicher Geberde: »Sehet doch »zu, ihr Lieben und Guten, unsre Lehre ist ja gar nicht so »abweichend von der eurigen, als es beim ersten Anblicke »scheinen möchte; in den Hauptlehren sind wir ja schon einig »und nur in Nebendingen verschiedner Meinung; wir haben »ja und bekennen dasselbe apostolische Symbolum; warum »wollen wir also ferner getrennt leben! Es ist doch billig, »daß die Minderheit der Mehrheit nachgebe, die Tochterkirche »in den Schooß der Mutterkirche, die ach! so liebevoll und »sehnsüchtig ihre Arme nach euch ausbreitet, zurückkehre.« — Ich aber sage: Sehet euch wohl vor und hütet euch vor den arglistigen Proselytenmachern! Sie sind allzumal falsche Propheten, reißende Wölfe, die in Schafskleidern zu euch kommen. Darum höret nicht auf, zu protestiren gegen den

Irrwahn und die falschen Lehren und die betrüglichen Anmaßungen, und haltet fest am Glauben eurer Väter! Wollten sie euch aber deshalb mit Feuer und Schwert bedrohen, so singt mit Luther:

Und wenn die Welt voll Teufel wär'
Und wollten uns verschlingen,
So fürchten wir uns nicht so sehr,
Es muß uns doch gelingen!

Zweiter Zusatz.

Ueber das Vertauschen der kirchlichen Formen.

Man nennt dieß Vertauschen — den Uebertritt aus einer Kirche in die andre — gewöhnlich eine Religionsänderung. Wie könnte aber ein Mensch die Religion ändern, ohne sie aufzugeben? — Die Religion ist etwas so Einziges, in sich selbst Bestimmtes, von äußern und insonderheit gesellschaftlichen Formen Unabhängiges, daß es eben so wenig möglich ist, die Religion, als die Wahrheit oder die Tugend zu ändern. Der Mensch kann also nur seine Ansichten von der Religion, seine religiosen Meinungen, Gesinnungen und Handlungen, seine Theilnahme an dieser oder jener positiven Religionsform und der darauf gegründeten Religionsgesellschaft verändern. Im letzten Falle tritt er von einer Kirche zur andern über, vertauscht also nur kirchliche Formen mit einander.

Ob eine solche Vertauschung rathsam sei, lässt sich im Allgemeinen gar nicht bestimmen. Zu billigen aber wäre sie nur dann, wenn Jemand, der in einer Kirche geboren und erzogen war, fände, daß er in dieser Kirche seine moralisch-religiosen Bedürfnisse gar nicht mehr befriedigen, daß er also als Mitglied derselben kein guter und frommer Mensch werden oder bleiben könnte, und wenn er zugleich überzeugt wäre, daß er dieß nur als Mitglied einer andern Kirche werden oder bleiben könnte. Jeder andre Bestimmungsgrund,

wie Rücksicht auf Macht, Ehre oder Gewinn, wäre schlechthin verwerflich.

Wie kann nun aber jemand zu einer Ueberzeugung der angeführten Art gelangen? Ist er schon ein guter und frommer Mensch in der einen Kirche geworden, so ist gar nicht abzusehn, warum er es nicht in derselben Kirche sollte bleiben können. Ist er es aber noch nicht geworden, so lag erstlich die Schuld davon doch wohl zunächst an seinem Willen; denn ohne diesen Willen, und zwar den ernstlichen und thätigen, kann keine Kirche in der Welt jemanden zu einem guten und frommen Menschen machen, da sittliche Güte und Frömmigkeit weder erzwungen noch angezaubert werden können. Sodann kann er auch, da er noch kein Mitglied der andern Kirche ist, im voraus nicht wissen, welchen Einfluß dieselbe auf sein Inneres haben und ob sie seinem ernstlichen Streben nach sittlicher Güte und Frömmigkeit wirksamer entsprechen werde, als jene erste Kirche.

Es ist also fast nothwendig vorauszusetzen, daß doch wohl gewisse äußere Rücksichten, insgeheim und ohne klares Bewusstsein, den Uebertretenden zu einem Schritte bestimmten, dessen Nothwendigkeit aus innerer und fester Ueberzeugung ihm schwerlich einleuchten konnte. Aus dieser Voraussetzung, die freilich nur Präsumzion ist, da man niemanden in's Herz sehen kann, ist auch wohl

1. das Mistrauen zu erklären, das man immer gegen einen solchen Ueberläufer hat. Man weiß nicht, wie man mit ihm daran ist, und ob nicht auch in andern Lebensverhältnissen, wo es auf Treue und Glauben und unbestechliche Redlichkeit ankommt, anderweite Rücksichten sein Thun und Lassen bestimmen könnten *).

*) Es darf nicht unbemerkt bleiben, daß Hr. v. H., der mit Eiden, die er selbst geschworen, so leichtsinnig umgeht, in seiner Schrift über die Konstituzion der spanischen Cortes S. 65 auch dem Könige von Spanien räth, seinen der Konstituzion zweimal geschwornen Eid unbedenklich zu brechen und diese Konstituzion (die doch nach S. 55 in wenigen Monaten, vom 1. Mai

2. erklärt sich hieraus der fanatische Eifer, mit welchem die meisten Proselyten ihren neuen Glauben der Welt zu empfehlen suchen, und die lästige Zudringlichkeit, mit der sie sich oft so unausstehlich machen. Sie wollen nämlich dadurch die Welt überreden, daß sie es bei ihrem Uebertritte wirklich ernstlich und redlich gemeint haben, und daß sie nun Andre auch an ihrer neuen Glückseligkeit theilnehmen lassen wollen. Darum spricht sich auch

3. in ihren Reden fast immer ein gewisser Haß und Undank gegen die Kirche aus, die sie zuerst in ihrem Schooße genährt und gebildet hat. Sie können nicht Worte genug finden und dieselben Worte nicht oft genug wiederholen, um zu beweisen, daß die Kirche, welcher sie den Rücken gewandt, eine grundschlechte, diejenige aber, der sie nun angehören, die allervollkommenste sei; ungeachtet jeder Vernünftige und Unparteiische weiß, daß jede Kirche ihre Unvollkommenheiten hat, und daß es eben so wenig eine vollkommne Kirche gegeben hat, giebt und geben wird, als einen vollkommnen Staat.

Vielleicht könnte man aber dagegen sagen: Wenn das Bisherige wahr ist, so ist Luther's und seiner Anhänger Trennung von der römisch-katholischen Kirche ebenfalls nicht zu billigen, und es muß die angeführte Präsumzion auch gegen die ersten Begründer eurer Kirche gelten.

1820 an gerechnet, durch den Abscheu der Spanier selbst in das Nichts versinken sollte) über den Haufen zu werfen. Auch empfiehlt er in derselben Schrift, die er noch als angeblicher Protestant schrieb, S. XIII. 36. 37 und 60 die Inquisizion, die Tortur, die Güterkonfiskazion, die Bestrafung der Verwandten eines Verbrechers, auch ohne Mitschuldige zu sein, und den Jesuitenorden; so wie er S. 8 und 9 an der spanischen Konstituzion nur das billigt, daß sie die Ausübung jeder andern Religion, außer der katholischen, verbiete. Und doch verlangt dieser Proselyt und Staatsrestaurator Zutrauen! verlangt, daß man ihm auf's Wort glaube, er liebe die Wahrheit und das Recht, meine es redlich, habe ein wohlwollendes Herz u. s. w.!

Wir antworten: Diese Ehrenmänner haben sich nie von der römisch-katholischen Kirche trennen und in eine andre schon bestehende oder erst zu stiftende übertreten wollen. Sie wurden ausgestoßen von der liebevollen (!) Mutter und mussten sich also freilich in einer neuen Gemeine vereinigen, wenn sie das kirchliche Leben nicht ganz aufgeben wollten. Das Bedürfniß einer Verbesserung der römisch-katholischen Kirche in Haupt und Gliedern hatte sich schon lange vor der Reformazion im 16. Jahrhunderte ausgesprochen. Die ganze abendländische Christenheit seufzte danach; nur in Rom wollte man nichts davon wissen; man wollte sich in keinem Punkte reformiren, weil man nicht seinen Vortheil dabei fand. Darum verbrannte man Huß, und darum exkommunizirte und anathematisirte man Luther und seine Anhänger. Es ging ihnen also gerade, wie den Aposteln, die auch zuerst nur das Judenthum reformiren wollten, deshalb aber von ihren bisherigen Glaubensgenossen ausgestoßen und so genöthigt wurden, dem Herrn eine neue Gemeine zu stiften.

Wir sind aber auch weit entfernt, obige Präsumzion gegen alle, die von einer Kirche zur andern übergehn, geltend machen zu wollen. Es ist schon gesagt, daß man keinem Menschen in's Herz schauen und also auch die eigentlichen Bestimmungsgründe seiner Handlungen nie mit Sicherheit erkennen kann. Man muß daher aus christlicher Liebe jedem Proselyten das Beste zutrauen, wo nicht überwiegende Gründe für das Gegentheil gegeben sind. Aber das verlangen wir mit Recht von jedem, daß er seine bisherige Kirche nicht schmähe und verleumde, weil er sich dadurch nur selbst entehrt, und daß er auch nicht heimlich, sondern öffentlich übertrete. Der geheime Uebertritt ist allemal verdächtig, sei es, daß man sich des Uebertritts schämt, oder daß man gar insgeheim gegen das Wohl der verlassenen Kirche wirken will. Eine Kirche aber, die sich selbst achtet und von andern geachtet sein will, sollte nie solchen Heimlichkeiten nachsehen, vielweniger sie selbst ver-

anlassen oder gutheißen. Und ein angeblicher Statthalter Christi sollte wohl auch dessen eingedenk sein, was Christus sagt: »Wer mich bekennt vor den Menschen, den will ich »bekennen vor meinem himmlischen Vater; wer mich aber »verleugnet vor den Menschen, den will ich auch verleug- »nen vor meinem himmlischen Vater.« Matth. X, 32. 33.

Endlich ist hiebei auch der Umstand wohl zu beherzigen, daß die katholische Kirche eigentlich eine Zwangsgemeinschaft der Gläubigen ist und sich noch immer allen Reformen hartnäckig widersetzt, während die protestantische eine freie Gemeinschaft der Gläubigen ist und als solche jeden Fortschritt zum Bessern zuläßt und begünstigt. Nach dem Grundsatze des Christenthums: »Die Wahrheit wird euch frei machen,« kann es also wohl dringendes Bedürfniß für ein edles, nach dem Bessern immerfort strebendes Gemüth werden, die Zwangsgemeinschaft zu verlassen, um Glied einer freien Gemeine zu werden. Wie sollte aber das umgekehrte Verfahren je Bedürfniß für ein solches Gemüth werden können?

X.

Appellazion

an den

Richterstuhl der öffentlichen Meinung

in Sachen

des Herrn Stiftskapitulars Fabritius

wider

die deutschen Gelehrten,

betreffend

deren angebliche Verschwörung auch gegen das Christenthum.

(Erschien zuerst: Leipzig, 1822. 8.)

Vorwort.

Der nachfolgende Aufsatz ist eigentlich (auch) eine Rezension, welche in Nr. 225 und 226 der Leipz. Lit. Zeit. (1822) enthalten und daraus besonders abgedruckt ist. Der Grund dieses Abdrucks erhellet aus dem Aufsatze von selbst. Wo Anklage ist, muß auch Vertheidigung sein; denn ohne den andern Theil gehört zu haben, ist kein richtiges Urtheil möglich. Die Vertheidigung konnte aber hier um so kürzer ausfallen, da bloß die Grundlosigkeit der Anklage zu zeigen war. Möchten doch alle die, welche sich so leicht zu öffentlichen Anklägern aufwerfen, bedenken, daß eine unerwiesene Anklage nichts anders als eine nichtswürdige Verleumdung ist. Gegen solche Verleumdungen schützt zwar zum Theile das Leben selbst, aber doch nur im kleinen Kreise der Bekannten und Besonnenen. Der weit größere Kreis der Unbekannten und Unbesonnenen hält nur allzuleicht Stillschweigen für Bewusstsein der Schuld, wo nicht gar für Eingeständniß, besonders wenn die Anklage ihren Vorurtheilen und Aengsten entspricht. Darum war es nöthig, jene Rezension aus der Feder eines Mitangeklagten auch demjenigen Theile des Publikums vorzulegen, der in der Regel keine kritischen Blätter liest. Das ganze urtheilsfähige Publikum, vor dessen Richterstuhle Anklage und Vertheidigung nun verlautbart ist, urtheile jetzt mit Unparteilichkeit, auf wessen Seite Recht oder Unrecht. Der Verfasser sieht seinerseit diesem Urtheile mit der Ruhe eines so guten Gewissens entgegen, daß er jeden andern Widersacher kühn auffodern darf, zu erweisen, was Hr. Fabritius erdichtet hat. Denn nie kann und wird es erwiesen werden.

Leipzig, den 24. August 1824.

Krug.

Die gelehrten Bildungsanstalten Deutschlands haben schon manchen Angriff von Aus- und Inländern erdulden müssen; aber noch keinen so heftigen und leidenschaftlichen, als von Seiten des Verf. der Schrift: »Ueber den herrschenden »Unfug auf teutschen Universitäten, Gymnasien und Lycäen, »oder: Geschichte der akademischen Verschwörung gegen Kö»nigthum, Christenthum und Eigenthum. Von Karl Mo»ritz Eduard Fabritius, ehemaligem Stiftskapitularen »zu St. Guido und Johann in Speier, nunmehr Großher»zogl. Baden'schen Bibliothekar in Bruchsal. Mainz, gedruckt »auf Kosten des Verfassers bei Joh. Wirth. 1822. VIII. »u. 191 S. 8.« Sie scheint nicht für den Buchhandel bestimmt, da weder ein Verleger noch ein Kommissionar angegeben ist, wahrscheinlich um sich der öffentlichen Prüfung zu entziehen. Damit sie aber doch nicht ihre Wirkung am rechten Orte verfehle, so ist sie nicht nur den europäischen Kaisern (mit Ausnahme des türkischen, für den sie doch am besten geeignet wäre) und den Königen von England, Preußen, Sachsen, Baiern und Wirtemberg, so wie dem Großherzoge von Baden als dem Landesherrn des Verf., ganz besonders und namentlich, sondern auch noch im Allgemeinen »allen übrigen christlichen Souveränen und Bundes»fürsten, Ihren treuen Staatsdienern und Ministern, be»sonders aber den vortrefflichen Herren Gesandten und be»vollmächtigten Ministern am fortwährenden hohen Bun»destage in Frankfurt in tiefster Ehrfurcht und Unterthä»nigkeit gewidmet« und wahrscheinlich auch zugesandt, um diese höchsten und hohen Autoritäten zu den kräftigsten Maßregeln gegen die angeblichen Verschwörer aufzufodern.

Wie heftig und leidenschaftlich die Schrift abgefasst

sei, ergiebt sich schon daraus, daß die ganze Schrift von Ausdrücken, wie folgende, wimmelt: Doktorlein und Magisterlein (S. 1.) Gelehrtlinge, docirende Schauspieler, Pedanten (S. 17.) doctores harlequini, seccatores (S. 21. Letzteres ist gar kein lateinisches Wort, sondern wahrscheinlich dem italienischen seccatore nachgebildet, wenn es nicht etwa für sectatores steht) Gelehrtenvölklein (S. 23.) Dachstübler, Federfuchser, hungrige, zu jedem Bubenstück aufgelegte Lumpenhunde (S. 81. u. 83.) literarische Sanskülotten, die noch grausamer sind, als Nero und Domizian, welche nur aus vorübergehender übler Laune oder aus fremden Antriebe Tyrannen, sonst aber gutmüthig und nicht ganz inhuman waren (S. 85. u. 86.) hirnverbrannte Knäblein, doctores umbratiles, magistrelli nasutuli, unbärtige Minervalknaben, die in ihrer Fuselbegeisterung die Asche aller großen Männer bep.....en (S. 78.) u. s. w. Denn wir schämen uns, noch mehr solcher Ausdrücke herzusetzen. Wie aber der Verf., der sich doch selbst zu den Gelehrten rechnet, seiner eignen Würde so sehr hat vergessen können, daß er dergleichen zum Theile ganz pöbelhafte Ausdrücke, die schon in keiner gebildeten Gesellschaft geduldet werden, in einer Schrift brauchen konnte, welche Kaisern und Königen und andern suveränen Fürsten ausdrücklich gewidmet ist, wo sie also die Majestät selbst herabwürdigen und beleidigen — das ist uns völlig unbegreiflich. Eben so unbegreiflich ist es aber auch, wie die Zensur jene Ausdrücke und noch viel härtere — denn der Verf. redet in derselben Beziehung auch von Mördern, Räubern, Mordbrennern und Gaunern — durchlassen konnte. Denn wenn einmal Zensur da ist, so muß sie doch wohl auch darauf halten, daß nicht ein ganzer Stand, in welchem sich doch unleugbar viel verdiente und unbescholtne Männer, auch Staatsdiener, befinden, so gröblich injuriirt werde. Und würde man wohl auch nur in dem Vorzimmer eines Fürsten einen Menschen dul-

den, der solche Reden im Munde führte? Der Verf. aber will sich gar damit in das Kabinet von Kaisern und Königen eindrängen. Wird er hier Zutritt und geneigtes Gehör finden?

Lassen wir jedoch diesen Umstand den Verf. und seinen Zensor verantworten, und wenden uns jetzt zum Gehalte der Schrift selbst.

Da, wenn von einer Verschwörung die Rede ist und sogar eine Geschichte derselben versprochen wird, natürlich zuerst nach dem Beweise vom Dasein derselben gefragt werden muß, so fragt sich auch hier: Wie hat der Verf. die Anklage bewiesen, daß die deutschen Gelehrten sich seit mehr als dreißig Jahren gegen Königthum, Christenthum und Eigenthum verschworen haben, um alle rechtlichen, sittlichen und religiosen Bande der menschlichen Gesellschaft aufzulösen und diese in eine Heerde von sich selbst verzehrenden Raubthieren zu verwandeln? — Billig unterscheiden wir den Hauptbeweis von den Nebenbeweisen, ungeachtet der Verf. selbst keinen solchen Unterschied gemacht hat, indem in seiner Schrift alles in der größten Verwirrung unter einander läuft, um das Wasser möglichst zu trüben.

Der Hauptbeweis soll in den Schriften der berühmtesten deutschen Gelehrten, vornehmlich der Philosophen Kant, Fichte, Schelling u. A. liegen, ganz besonders aber in den Schriften Fichte's, den der Verf. (S. 29.) an die Spitze dieser literarischen Verschwörung stellt, und von dem er (S. 47. u. 49.) sogar behauptet, daß derselbe »unter Begünstigung und den Auspizien eines bekannten »Kabinets« (?) geschrieben, indem ihn dieses ausdrücklich »beauftraget, fetiret und salariret« habe, in der löblichen Absicht, um durch ihn »die saubern Finanzopera»zionen, die man mit dem reichen Adel und Klerus »vornehmen wollte, im voraus zu rechtfertigen und allge»mein zu empfehlen.« Sonach würden wir den eigentlichen Ursprung der Verschwörung wohl gar in jenem ziem-

lich handgreiflich angedeuteten Kabinete zu suchen haben. Da wir uns indessen um Kabinetsangelegenheiten nicht zu bekümmern haben, so überlassen wir es billig jenem Kabinete selbst, sich zu rechtfertigen, wenn es dieß anders für nöthig hält. Wir bleiben hier nur bei den angezognen Schriften jener Männer stehn, die als Hauptverschwörer bezeichnet werden.

Aus diesen Schriften nun hebt der Verf. eine Menge von einzelen Stellen oder Lehrsätzen hervor, zieht daraus Folgerungen, welche für Königthum, Christenthum und Eigenthum gefährlich sind oder auch nur scheinen, und schließt dann so: Weil die genannten Gelehrten in so gefährlichen Ansichten und Meinungen übereinstimmen, so sind sie allesammt gegen Königthum, Christenthum und Eigenthum verschworen. Quod erat demonstrandum.

Es gehört wohl nur ein sehr mäßiger Grad von Verstand dazu, um die Unstatthaftigkeit dieses angeblichen Beweises einzusehn. Denn auch von aller andern Konsequenzmacherei, die sich der Verf. hier zu Schulden kommen lässt, abgesehn, so begreift ja ein Kind, daß mehre Personen in ihren Ansichten und Meinungen zusammenstimmen können, ohne daß sie auch nur in der geringsten persönlichen Verbindung mit einander stehn. Vielweniger lässt sich daraus eine förmliche Verschwörung erschließen. Diese Verschwörung hat offenbar nur die Phantasie des Verf. hinzugeträumt. Denn auch die Nebenbeweise sind lauter Sprünge im Schließen.

Der Verf. beruft sich nämlich nebenher auch auf gewisse Thatsachen, z. B. auf die Wartburgfeier und die Ermordung Kotzebue's. Es ist aber aus den Untersuchungen, welche die Regierungen in Weimar und in Baden über diese Thatsachen haben anstellen lassen, sattsam bekannt, daß dieselben nicht als Folgen einer Verschwörung aller deutschen Universitäten, Gymnasien und Lyceen, gegen Königthum, Christenthum und Eigenthum angesehn werden können. Die Wartburgfeier wurde lediglich durch das

in jenes Jahr fallende Jubelfest der Reformazion veranlasst; und wenn dabei auch manches Unziemliche, selbst Strafbare, geredet oder gethan worden, so berechtigt doch den Verf. keine Logik in der Welt, daraus sogleich eine so wichtige Folgerung zu ziehn. Es haben ja nicht einmal alle Universitäten, geschweige alle Gymnasien und Lyceen Deutschlands, zu jener Zeit, und überhaupt zu keiner Zeit, die Wartburg beschickt, um daselbst irgend eine Verabredung zu treffen. Die verbrecherische That aber, welche Kotzebue'n das Leben raubte, ist den darüber erschienenen Akten zufolge einzig und allein aus der überspannten Phantasie des schwärmerischen Sand hervorgegangen, und es hat sich auch nicht die geringste Spur irgend eines Theilnehmers, Beförderers, Absenders oder Beauftragers, gefunden. Was der Verf. in dieser Hinsicht erzählt, ist rein erdichtet oder leichtsinnig nacherzählt. Solcher Leichtsinn aber bei so schwerer Anklage ist, wo nicht strafbar, doch höchst unsittlich.

Der Verf. ist jedoch in seiner Beweisführung nicht einmal konsequent, indem er zu den Verschwornen Gelehrte zählt, die ganz und gar nicht in ihren Ansichten und Meinungen zusammenstimmen, vielmehr einander lebhaft bekämpft haben. So zählt er zu den Verschwornen einerseit den Prof. Fichte, weil derselbe in seinen Beiträgen zur Berichtigung der Urtheile des Publikums über die französische Revoluzion die Rechtsgültigkeit der Verträge geleugnet, und in seiner Abhandlung über den Grund unsers Glaubens an eine göttliche Weltregierung die Gottheit bloß für eine moralische Weltordnung erklärt habe; anderseit aber zählt er auch den Prof. Krug dazu, weil dieser gegen Sturdza und Kotzebue geschrieben und überdieß eine verworrene Logik herausgegeben habe. Fürwahr ein herrliches Argument, welches noch dadurch gewaltig verstärkt wird, daß der Verf. aus Krug's Schriften Worte anführt, die gar nicht darin zu finden sind! (S. 170 — 172). Nie hat derselbe z. B. gesagt,

die Todesstrafe sei ein Heilmittel des kranken Menschengeschlechtes, und sich dabei auf Montesquieu berufen: nie hat er von diesem, ihm ganz fremden, Satze eine Anwendung auf eine Mordthat gemacht, um diese dadurch zu entschuldigen. Und so ist auch das, was er über die Burschenschaft gesagt haben soll, durch Zusammenleimung mit dem, was Andre darüber gesagt haben, ganz und gar entstellt. Der Verf. argumentirt also bloß aus dem, was nach seiner eignen Einbildung Krug etwa gesagt haben könnte oder möchte. Das Drolligste aber bei der Sache ist, daß Krug, den der Verf. (S. 142.) sogar zur fichteschen Schule rechnet, zu der er doch nie gehörte, eben diesen, angeblich an der Spitze der Verschwörung stehenden, Fichte und besonders dessen eben angeführte Lehren von der rechtlichen Ungültigkeit der Verträge und von der Gottheit als einer bloßen moralischen Weltordnung bestritten hat, und darüber von Fichte nach seiner gewöhnlichen derben Manier hart angelassen, ja sogar für einen Unphilosophen erklärt wurde. Und doch sollen Beide sich mit einander zu demselben Zwecke verschworen haben! Dagegen nimmt der Verf. den geh. Rath Schmalz von den Verschwornen aus, ungeachtet derselbe in seinem Naturrechte (Thl. I. §. 114 — 118.) der fichteschen Vertragstheorie in der Hauptsache beipflichtet, indem er ebenfalls die Rechtsgültigkeit der Verträge, wieferne sie auf einem Versprechen beruhn und noch keine Leistung geschehn, leugnet und nur dem Promissar Entschädigung zuerkennt, wenn der Promittent nicht leistet und dadurch jenen in Schaden bringt. — Ist ein solches Verfahren nicht höchst inkonsequent, ja widersprechend? Beweist der Verf. dadurch nicht ganz offenbar, einmal, daß er von den Meinungen oder Lehren und den Verhältnissen der von ihm genannten Gelehrten keine vollständige und genaue Kenntniß hat, ungeachtet er so gewichtige Folgerungen daraus zieht, sodann, daß er überhaupt nur nach Laune und Gutdünken, folglich mit der größten Parteilichkeit, den Einen für einen Verschwornen, den Andern für einen Nichtverschwornen erklärt?

Ueberhaupt ist es schon an sich höchst unwahrscheinlich, daß die deutschen Gelehrten bereits seit dreißig und mehr Jahren sich verschworen und ihre Verschwörung bis nach Konstantinopel, Persien und China (S. 162.) ja »von den Küsten des atlantischen Meeres bis an die »Ufer des Ganges, vom Rhein bis an den Nil« (S. 184.) verbreitet haben sollten, ohne daß die Regierungen die ganze Verschwörung längst entdeckt und die Urheber derselben zur wohlverdienten Strafe gezogen hätten. Es fällt diese Voraussetzung sogar in's Ungereimte. Denn man müsste dabei ein allen Glauben übersteigendes Uebermaß von Klugheit auf der einen, oder von Dummheit auf der andern Seite annehmen. Und doch verlangt der Verf. von den Fürsten und Staatsmännern, denen er seine Schrift gewidmet hat, daß sie »die verdächtigen, irreligiosen, Staats- und Kirchen-gefährlichen Professoren über die Gränze schicken und ihre Hörsäle schließen« (S. 2.) ja sogar »die Universitäten und andere höhere Lehranstalten aufheben« (S. 190.) möchten, und ruft daher auch am Ende mit dem alten Cato aus: Caeterum puto Carthaginem esse delendam! — Man soll also wohl dem Verf. sogleich auf's Wort glauben, soll nicht einmal eine genaue gerichtliche Untersuchung anstellen, sondern auf der Stelle mit der Exekuzion anfangen? Indessen können wir dem Verf. versichern, daß das nicht geschehen wird. Noch lebt Gerechtigkeit in Deutschland. Und wenn man es von Seiten der christlichen Regierungen an der türkischen so hart getadelt hat, daß ihr Schwert die Unschuldigen wie die Schuldigen frisst, so wird man gewiß keine Lust haben, diese türkische Justiz in Deutschland einzuführen.

Was mag aber wohl den Verf. gegen die höhern Bildungsanstalten Deutschlands so in Harnisch gebracht haben, daß er sie mit Stumpf und Stiel ausrotten will? Und welche geheimeren Absichten mögen bei diesem menschenfreundlichen Vorschlage des Verf. im Hintergrunde seines Herzens verborgen liegen? — Wir würden es kaum wagen, hierüber zu urtheilen, da wir uns gern bescheiden, niemanden in's

Herz sehen zu können, wenn der Verf. nicht durch die Hitze der Leidenschaft zum Verräther an sich selbst geworden wäre. Der Verf. ist, wie aus der ganzen Schrift hervorgeht, nicht nur überhaupt ein eifriger Katholik, was wir gar nicht tadeln, sondern auch ein großer Liebhaber von Klöstern und andern geistlichen Stiftern, deren theilweise Aufhebung ihm sehr wehe thut, was wir sehr verzeihlich finden, da er nach dem Titel seiner Schrift ehedem selbst ein Stiftskapitular zu St. Guido und Johann in Speier war. Nun macht er (S. 187. u. 188.) von sich selbst, seinen Kenntnissen, praktischen Ansichten und vormaligen Geschäftsverbindungen eine sehr vortheilhafte Schilderung, beklagt sich aber zugleich bitterlich, daß, ungeachtet er »ein solcher Mann« sei, dennoch »schlechte Menschen effront (sic) genug waren, ihn »schweigen zu heißen und von allen Geschäften zurückzudrän»gen, die er besser verstand und redlicher und treuer geführt »hätte, als das elende S... Complott, welches von allen »guten und schlechten Menschen gehasst und verachtet »wird.« Wir kennen dieses seltsame Complott, an dem weder gute noch schlechte Menschen Gefallen haben sollen, also auch nicht Theil nehmen können, ganz und gar nicht. Soviel aber sieht man wohl, daß der Verf. über den Verlust seiner Stiftsstelle und die damit verknüpfte Entfernung von seiner frühern Wirksamkeit oder Lebensweise sehr erbittert ist. Da mag sich nun in ihm die Idee fixirt haben, daß daran nichts anders Schuld sei, als die leidige Aufklärung, und folglich auch die aufklärende Philosophie und Theologie, und wiederum folglich die aufklärenden Universitäten, Gymnasien und Lyceen. Daraus ergiebt sich denn aber auch ganz natürlich und nothwendig, daß diese höhern Bildungsanstalten aufgehoben werden müssen, damit Herr Karl Moritz Eduard Fabritius wieder Stifskapitular zu St. Guido und Johann in Speier werden und wieder so fort wirken und leben könne, wie er einst gewirkt und gelebt hat. Denn die jetzigen »Arbeiten in der Bibliothek« zu Bruchsal sind gar zu »körperlichschwer,«

und deshalb bittet er seinen »gnädigsten Souverän« um »Befreiung« von jenen Arbeiten, damit er Zeit gewinne »zur klassischen Bearbeitung« einer zweiten Denkschrift über die Verschwörung der deutschen Gelehrten (S. 191 am Ende).

Doch Hr. K. M. E. Fabritius ist ein schlauer und zugleich ein edler Mann. Er hat nicht bloß seinen persönlichen Vortheil im Auge, sondern auch das Heil der alleinseligmachenden Kirche, und folglich auch das Heil aller Menschen, das ja mit dem seinigen so eng verbunden. Dem aufmerksamen Leser seiner Schrift kann es nämlich nicht entgehen, daß alle die Gelehrten, welche von dem Verf. als Verschworne gegen Königthum (das mit großer Klugheit immer vorausgeschickt wird) Christenthum und Eigenthum angeklagt werden, lauter Protestanten sind, und daß sich auch nicht ein einziger Katholik darunter befindet, selbst Herr Görres nicht. Dieser wird nicht einmal erwähnt, um keine böse Erinnerung zu wecken, ungeachtet die Veranlassung sehr nahe lag; denn bekanntlich hat dieser Gelehrte den Regierungen, sowohl überhaupt, als insonderheit der seinigen, manches bittre Wort gesagt und deshalb auch landflüchtig werden müssen. Er würde auch ganz gewiß erwähnt und als einer der Hauptverschwornen bezeichnet worden sein, wenn er nur Protestant wäre. Allein leider ist dieser Mann Katholik; man muß ihn also um der guten Sache willen schonen. Ueberdieß hat derselbe in seinen Schriften doch auch gelegentlich auf die Reformazion und den Protestantismus als etwas Irdisches (ja als einen zweiten Sündenfall) gescholten, und den Katholizismus mit seiner Hierarchie als etwas Himmlisches gepriesen. Um diesen Preis kann man schon ein Auge zudrücken; denn die weltliche Macht soll ja eben der geistlichen wieder unterthan werden. Wer also diese erhebt und jene herunterzieht, der darf sich schon etwas herausnehmen, ohne in den Bann zu fallen. Daher lobt denn auch der Verf. diejenigen Protestanten, welche zur katholischen Kirche über-

getreten, und stellt sie unter die Vertheidiger des Königthums, des Christenthums und des Eigenthums (S. 104. 168 und 169. Wie in die letzte Stelle der Jude Saul Ascher kommt, der unlängst dem Christenthume den Untergang prophezeihte, mag Gott wissen, giebt aber wieder einen herrlichen Beweis von der Bekanntschaft des Verf. mit der deutschen Schriftstellerwelt).

Aus dem Bisherigen ist klar, daß der Verf. eigentlich nur gegen den Protestantismus zu Felde zieht, ob er sich gleich in dieser Beziehung hin und wieder mit großer Schlauheit ein liberaleres Ansehn giebt. So lobt er gelegentlich (S. 16) Luther'n, aber nur darum, weil derselbe einmal gesagt haben soll, der Teufel habe die hohen Schulen erfunden, und weil der Verf. glaubt, jener Reformator würde, wenn er zurückkäme, die jetzigen »Universitäts- »und Fakultätsmänner« (also wohl vornehmlich die protestantischen Theologen) so mit seiner »derben Faust« zerprügeln, »daß man noch lange Zeit die blauen Mähler an »ihnen sähe.« Das wäre allerdings ein himmlisches Schauspiel für die Herren Fabritius und Comp. Daß aber der Verf. wirklich nur oder doch vorzugsweise die protestantischen höhern Bildungsanstalten im Sinne hat, daß er diese politisch verketzern, den Regierungen verdächtig machen und dem Tode weihen will, sieht man unter andern auch aus S. 22. Denn hier wird darauf hingedeutet, daß die katholischen Universitäten weniger zu fürchten seien, weil sie nach der Reformazion ihren Ordinariaten oder der Gerichtbarkeit der Bischöfe wieder unterworfen worden; dagegen aber werden die Universitäten, Lyceen und Gymnasien des nördlichen Deutschlands, also die protestantischen, als besonders gefährlich bezeichnet. Darum werden auch (S. 158) die Jesuiten, die Piaristen und andre Ordensgeistliche als die tauglichsten Subjekte zu Lehrern und Führern der studirenden Jugend empfohlen. Merkt es also wohl, ihr protestantischen Fürsten und Staatsmänner! Ihr sollt wieder mitsammt euren Völkern katholisch werden, sollt

euch wieder der Oberaufsicht und Leitung der Hierarchie unterwerfen, sollt wieder den besten Theil eurer Güter und Einkünfte der Kirche, d. h. dem Papste und seiner Klerisei, zuwenden. Damit ihr aber nicht darob erschrecket, so tritt man ganz leise auf und schiebt das Königthum dem Christenthume, den Thron dem Altare, den Fürstenhut der Bischofsmütze, vor, hoffend daß sich mit der Zeit das Verhältniß schon wieder umkehren werde. Darum sollt ihr vor allen Dingen eure Universitäten, Gymnasien und Lyceen entweder ganz aufheben oder doch so einschnüren, daß ihnen jeder freie Athemzug unmöglich werde und so ihr inneres Leben aus Mangel an frischer Nahrung sich von selbst verzehre. Welches Glück, Heil und Segen wird dann über die Welt kommen, wenn sich Alles wieder vor dem Krummstabe beugt, wenn Jesuiten, Piaristen und andre Ordensgeistliche Jedem die Gedanken zumessen, die er haben soll, und wenn auch die Inquisizion (die nach Versicherung des Verf. gar nicht so schlimm war, als man vorgegeben) wieder ihre Fittige über uns ausbreitet, und ihre Scheiterhaufen anzündet, damit nicht etwa irgend ein neuer Gedanke in eine Menschenseele eindringe, oder, wenn er eingedrungen, doch sogleich wieder vertilgt werde! Dann wird es nicht nöthig sein, daß sich ein Stiftskapitular mit den »körperlich schweren Arbeiten« eines Bibliothekars befasse, vielmehr kann dann »ein solcher Mann« wohl gar zum Großinquisitor von ganz Deutschland erhoben werden.

Uebrigens zeigt der Verf. bei aller seiner Belesenheit in ältern und neuern Schriften, und ungeachtet er (nach S. 187) fünf Jahre in Göttingen unter Pütter, Böhmer, Martens, Hayne (Heyne) und andern großen Männern studirt hat, doch die gröbste Unwissenheit, selbst in den ersten Elementarkenntnissen, so daß man das lateinische Sprüchwort: Ars non habet osorem nisi ignorantem, wohl auf ihn anwenden kann. Er widmet sein Buch «Ihro Majestäten: dem König von« u. s. w. statt: Ihren Majestäten: dem Könige von u. s. w. Denn Ihro ist wie Dero der alte

Genitiv, und das e des Dativs darf hier nicht weggeworfen werden, weil kein Selblauter folgt, auch sonst kein Grund zur Wegwerfung vorhanden ist. Er schreibt nicht bloß auf dem Titel, sondern durchaus im ganzen Buche, Lycäen statt Lyceen, weiß also nicht, was jeder Terzianer weiß, daß jenes Wort vom griechischen λυκειον (lat. lyceum), nicht aber von λυκαιον oder λυκαια herkommt, was etwas ganz Anderes (nämlich ein Fest zu Ehren des Zeus Lykaios) bedeutet. Eben so schreibt er Lokryer (S. 5) statt Lokrier oder Lokrer, Jauner und Tyger (S. 7) statt Gauner und Tiger, nosce (S. 11) für noscere oder nosse. Hyppokrates (S. 14) für Hippokrates, chymärische und Chyliasmus (S. 33) statt chimärische und Chiliasmus, Rabbulisten (S. 43) statt Rabulisten, pieces volans (S. 84) für pièces volantes, loyeauté (S. 89) statt loyauté, Olygarchen und Lyturgie (S. 101 u. 119) für Oligarchen und Liturgie, Complott (S. 188) statt Complot u. dergl. m. Denn diese Fehler kommen so häufig (einige auch mehr als einmal) vor, daß nicht alle bloß Schreib- oder Druckfehler sein können. Hiezu kommen so viele falsch gebrauchte oder unrichtig verbundne Wörter und verwickelte Sätze, daß man wohl sieht, wie weit der Verf. sogar noch in der Grammatik zurück ist. Und doch wagt er, seine Schrift den erhabensten europäischen Fürsten und der hohen deutschen Bundesversammlung unmittelbar vor Augen zu legen.

Doch genug des Tadels. Der Verf. ist in der That weit mehr zu beklagen als zu tadeln. In der Nachschrift — wo er dem Publikum ankündigt, daß er noch in einer zweiten, und zwar »klassisch« (hoffentlich klassischer als die erste) bearbeiteten Denkschrift »auf die innern Greuel »und das heillose Verderben der Hochschulen aufmerk»sam machen werde« — sagt er auch, »daß er durch eine »äußerst schmerzliche und anhaltende Krankheit an physischen »Kräften so zurück sey, daß er wenigstens ein halbes Jahr »brauche, um sich von seiner Schwäche zu erholen.« Ver-

gleicht man nun damit das Geständniß des Verf. (S. 12) daß er gleich andern Menschenkindern »von allen Seiten mit »Lug und Trug, mit Wahn und Irrthum umgeben sey, und »wenn er sich selbst nicht auch vorsätzlich täusche, so werde er »doch von einer falschen korrumpirten und korrumpirenden Sinnenwelt« (wozu wohl auch ein kranker Körper gehört) »hintergangen, die ihn alle Augenblick(e) in seinen Wahrnehmungen, Schlüssen und Ueberzeugungen irre und wankend »mache:« so erhält der Leser dadurch hinlänglichen Aufschluß über den Ursprung dieses seltsamen Buches. Der Verf. leidet offenbar an dicker schwarzer Galle. Wir wünschen ihm daher von Herzen ein sanum corpus. Dann wird auch die sana mens unfehlbar wiederkehren.

Zusatz.

Eine Verschwörung aller deutschen Universitäten, Gymnasien und Lyceen, gegen Königthum, Christenthum und Eigenthum — eine Verschwörung, die schon über dreißig Jahre bestehn und sich innerhalb dieser Zeit nicht bloß über Deutschland, sondern über ganz Europa, ja noch über Europa hinaus, selbst bis China, verbreitet haben soll — das klingt allerdings gefährlich, ist aber eine reine Unmöglichkeit. Die Verschwörung hätte gleich nach ihrer Entstehung entweder entdeckt werden oder in sich selbst zerfallen müssen. Es ist eine allbekannte Sache, daß Verschwörungen, welche gelingen sollen, möglichst wenig Theilnehmer haben und möglichst rasch ausgeführt werden müssen. Wo nicht, so werden die Verschwornen theils durch Unvorsichtigkeit, theils durch Muthlosigkeit, theils endlich durch Uneinigkeit an sich selbst zu Verräthern. Und sieht man auf den Zweck dieser angeblichen Verschwörung, so ist er ganz und gar ungereimt! Mithin lässt sich nicht einmal voraussetzen, daß Viele diesen Zweck haben und beharrlich verfolgen konnten.

Das Königthum und das Christenthum ist mit den gesellschaftlichen Verhältnissen in Europa so innig verschmolzen, ja es ist sogar das Dasein und die Wirksamkeit so vieler Individuen, selbst vom Gelehrtenstande, davon abhängig, daß die Meisten vor einer solchen Verschwörung zurückbeben und den, der es wagte, ihnen auch nur entfernter Weise einen Antrag zur Theilnahme daran zu machen, entweder als einen Wahnsinnigen oder als einen Bösewicht von sich stoßen würden. Ja sie könnten ihn nicht einmal neben sich dulden, sondern müssten augenblicklich darauf antragen, ihn entweder in ein Irrenhaus oder in ein Zuchthaus zu sperren.

Eine Verschwörung gegen das Eigenthum aber ist wo möglich noch undenkbarer. Es können sich wohl Einige verbinden, sich an dem Eigenthume Andrer zu vergreifen. Diesen Zweck haben alle Räuberbanden. Aber Jeder will doch auch dasjenige behalten, was er sich auf irgend eine Weise zugeeignet hat. Daher wollen selbst Räuber nicht alles Eigenthum aufheben, sondern nur das ihrige vermehren, obwohl auf Unkosten Andrer. Eine Verschwörung gegen das Eigenthum überhaupt also müsste augenblicklich in sich selbst zerfallen, weil dadurch jeder Verschworne seinen Mitverschwornen den Krieg erklärte.

Wo sollten endlich die Mittel herkommen zu dem Zwecke, das Königthum, das Christenthum und das Eigenthum auszurotten d. h. Alles zu vernichten, was dem größten Theile der Menschheit so theuer und werth ist? Die Gelehrten machen ja bei weitem den kleinsten und schwächsten Theil der Gesellschaft aus, und die Zahl der angeblich Verschwornen unter ihnen wird noch durch Abzug derjenigen Gelehrten, welche bei Erhaltung des Königthums, des Christenthums und des Eigenthums selbst im höchsten Grade interessirt sind, weil ihr eignes Dasein und Wirken davon abhangt, fast auf Null reduzirt. Welche Mittel sollen denn nun diesem kleinen Häuflein von Gelehrten zu Gebote stehn, um eine so ungeheure Wirkung hervorzubringen? Wahrlich, die Gänsekiele als die eigentlichen Waffen der Gelehrten

müsſten Wunder über Wunder thun können, wenn man ihnen eine solche Wirksamkeit zutrauen sollte!

Die ganze Verschwörung ist demnach, beim Lichte besehn, nichts weiter als ein Phantom, entstanden in dem kranken Gehirn eines Menschen, der mit der Welt zerfallen ist, weil sie nicht nach seinem Sinne gehen will. So was ist, wie man's nimmt, entweder jämmerlich oder lächerlich.

Uebrigens ist das Lied, welches Hr. Fabritius hier gesungen hat, kein neues, sondern ein sehr altes Lied. Es wurde schon gegen Sokrates, gegen Jesus, und gegen alle Geister gesungen, die etwas Neues auf die Bahn brachten, was den alten Herren ungelegen kam. Da schrien alle Verfinsterer im Unisono, das seien staats- und religionsgefährliche Menschen, die man aus dem Wege räumen müsse, wenn nicht Alles zu Grunde gehen solle. Auch der Verf. hat dieses Lied schon früher in einer Schrift unter dem Titel: Der Schaden Joseph's, angestimmt, und nun will er es gar noch einmal in einer anderweiten Denkschrift singen. Es scheint ihm also wie dem weiland berühmten Herrn von Münchhausen zu gehn, der am Ende an seine eignen Lügen glaubte, weil er sie so oft erzählt hatte.

Immerhin mag nun Hr. Fabritius selbst an die schreckliche Verschwörung glauben, die er entdeckt zu haben meint. Sollten aber auch Andre daran glauben oder sich gar vor einem solchen Gespenste fürchten, so müsste man wahrhaftig am gesunden Menschenverstande verzweifeln *).

*) Bekanntlich ist der Mann, gegen welchen diese Appellazion gerichtet war, bevor er noch die angekündigte dritte Schrift herausgeben konnte, im Zustande völliger Gemüthszerrüttung gestorben. Der vorhin ausgesprochne Wunsch ist also leider so wenig, als jene Drohung erfüllt worden.

XI.

Darstellung
des
Unwesens der Proselytenmacherei
durch
eine merkwürdige
Bekehrungsgeschichte.

Der
Hohen Deutschen
Bundesversammlung
ehrerbietigst zugeeignet.

(Erschien zuerst: Leipzig, 1822. 8.)

Hohe Bundesversammlung!

Das deutsche Volk leidet seit langer Zeit an einer doppelten Spaltung, einer politischen und einer religiosen. Dieses Uebel, worüber schon mancher Vaterlandsfreund geseufzet, ist nicht zu ändern, wohl aber zu mildern. Die deutsche Bundesakte hat dieß versucht. Indem sie alle deutsche Volksstämme sammt ihren besondern Regierungen in einen großen Bund vereinigte, hat sie die politische Spaltung so viel als möglich aufzuheben gesucht. Und in der That, wenn erst die Artikel 13. 18. und 19. werden in Erfüllung gegangen sein: so wird das deutsche Volk in dieser Hinsicht nur noch wenig zu wünschen haben. Denn unleugbar entspricht dem Wesen unsers Volkes eine föderative Einheit mehr, als eine statistische.

Auch in Bezug auf die religiose Spaltung hat die Bundesakte Fürsorge gethan, um das Uebel zu mildern. Indem sie im 16. Artikel verordnet:

»Die Verschiedenheit der christlichen Religionsparteien kann »in den Ländern und Gebieten des deutschen Bundes kei»nen Unterschied in dem Genusse der bürgerlichen und »politischen Rechte begründen,«

so hat sie dadurch unstreitig nicht bloß die, schon durch den westphälischen Frieden begründete, rechtliche Gleichheit jener Religionsparteien aussprechen, sondern auch eine solche Eintracht derselben bewirken wollen, daß keine die Ruhe und den Bestand der andern gefährde.

Allein, Hohe Bundesversammlung, noch ist in dieser Beziehung gar viel zu wünschen übrig. Es ist eine Religionspartei unter uns, die sich allein als die christliche Kirche betrachtet und daher stets darauf ausgeht, Proselyten unter den übrigen zu machen. Um diesen Zweck zu erreichen, erlaubt sie sich jedes Mittel, meinend, der gute Zweck heilige auch das schlechte Mittel. Sie erschwert nämlich

1. die Ehen unter verschiednen Religionsverwandten, indem ihre Priester diese Ehen nicht eher kirchlich weihen wollen, als bis die Verlobten versprechen, die künftigen Sprößlinge solcher Ehen allesammt dem Schooße jener Kirche zuzuführen. Sie sucht aber auch

2. Erwachsene insgeheim herüberzulocken, und indem sie dieselben nach dem heimlichen Uebertritte von der äußern und öffentlichen Theilnahme an der Kirche und deren Gebräuchen auf unbestimmte Zeit entbindet: so erlaubt sie ihnen, scheinbar in der vorigen Kirchengemeinschaft zu beharren, bürgerliche und selbst kirchliche Aemter, die ihnen nur unter Voraussetzung jener Gemeinschaft anvertrauet wurden, zur leichtern Verbreitung ihres Glaubens fort zu verwalten, und so ihre Mitchristen auf die treuloseste Art zu hintergehn.

Wenn ein solches Verfahren schon von der allgemeinen und insonderheit der christlichen Moral als unzulässig (um kein härteres Wort zu brauchen) verurtheilt wird: so ist es auch eben so sehr dem Sinne und Geiste der deutschen Bundesakte zuwider. Was würden die deutschen Bundesstaaten sagen, wenn einer von ihnen sich erlaubte, durch geheime Werber die Bürger der übrigen an sich zu locken und seinem Kriegsheere einzuverleiben? Gewiß würde man dieß für einen Bruch der Bundestreue halten. Soll aber irgend eine Religionspartei Befugniß haben, sich über solche Treue hinaus zu setzen?

Indem das Gewissen — diese Gottesstimme, der niemand ungestraft widerstreben darf — mich nöthigt, jene

rechtswidrigen Eingriffe und geheimen Umtriebe der Proselytenmacher zur Kenntniß Einer Hohen Bundesversammlung zu bringen, damit Hochdieselbe in Ihrer Weisheit erwäge, was für gesetzliche Mittel dagegen zu ergreifen seien: bin ich zugleich so frei, Hochderselben eine Geschichtserzählung vorzulegen, welche in dieser Hinsicht sehr lehrreich sein dürfte, und beharre übrigens in tiefster Ehrerbietung

Einer Hohen Bundesversammlung

Leipzig,
den 6. August 1822.

unterthäniger Diener,
Krug.

Die Proselytenmacherei nimmt dermalen so überhand, und greift nicht bloß in das kirchliche, sondern auch in das häusliche und bürgerliche Leben so störend ein, daß es für jeden, der es mit der Menschheit wohl meint, eine unabweisliche Gewissenspflicht ist, diesem Unwesen aus allen Kräften entgegenzuwirken. Man begnügt sich nicht, die römisch-katholische Lehre und Kirche als die alleinseligmachende anzupreisen und die protestantische sowohl in moralisch-religioser als in politischer Hinsicht zu verketzern; man braucht auch alle möglichen Verführungskünste: Versprechungen, Drohungen, falsche Eide und Dispensazionen von Pflichten, von welchen kein Mensch in der Welt dispensiren kann, um nur der protestantischen Kirche so viel als möglich Abbruch zu thun und das Gebiet der katholischen zu erweitern. Allgemeine Gründe richten gegen dieses Unwesen wenig aus. Denn wie viele Menschen sind im Stande, sie zu fassen oder gehörig abzuwägen! Die meisten werden ja sowohl im Urtheilen als im Handeln durch Gefühl, Neigung oder Ansehen bestimmt. Belehrende und warnende Beispiele hingegen haben für den bei weitem größern Theil der Menschen eine solche Ueberzeugungskraft, daß die Volkslehrer aller Zeiten dadurch weit mehr ausgerichtet haben, als durch die triftigsten Gründe der Vernunft, in der Gestalt allgemeiner Wahrheiten aufgestellt. Ueberdieß giebt es auch leider selbst unter den protestantischen Gottesgelehrten Männer, welche der Vernuuft hohnsprechen und dem blinden Glauben das Wort reden, dadurch aber das Wohl ihrer eignen Kirche im höchsten Grade gefährden, indem sie auf diese Art den jenseitigen Proselytenmachern Thür' und Thor öffnen. Denn wer einmal blind zu glauben geneigt ist,

dem kann es wahrlich einerlei sein, ob er Luther'n oder dem Papste glaubt. Ja er muß, will er anders konsequent sein, diesem mehr als jenem glauben. Denn der Papst hat ja noch immer weit mehr Anhänger als Luther. Das Ansehn der Menge der Gläubigen muß also auch stärker imponiren, wenn man einmal seine Vernunft unter den Glauben gefangen nimmt. Und die Proselytenmacher wissen auch das sophistische, von der Menge der Gläubigen hergenommene, Argument recht klug zu benutzen *).

Diese Erwägungen haben mich bestimmt, eine alte Bekehrungsgeschichte, die einst viel Aufsehn machte, jetzt aber wohl aus dem Andenken der meisten Menschen verschwunden oder doch in demselben verdunkelt sein möchte, wieder in's Gedächtniß unsrer Zeitgenossen zurückzurufen. Sie können daraus manche Belehrung und Warnung schöpfen, besonders aber jene Protestanten, welchen ein böser Geist nahen und zusetzen möchte, um den höchst bedenklichen Schritt einer Vertauschung der Kirchengemeinschaft, der sie bisher angehörten, mit der katholischen zu thun. Sollte jemand auch nach Vernehmung dieser seltsamen Geschichte noch Lust zu einem solchen Schritte behalten, so mag er thun, was ihn gelüstet; an ihm ist dann gewiß nichts weiter verloren, wenigstens nichts für die protestantische Kirche. Und nun ohne Weiteres zur Sache **).

---

*) Vergl. auch die später als diese Schrift erschienenen Beiträge zur Geschichte der Proselytenmacherei. Von Sincerus Weba. Neustadt a. d. O., 1827. 8. Desgleichen: Max. Friedr. Scheibler's neuer Versuch zur Bekämpfung der Proselytenmacherei. Darmstadt, 1823. 8.

**) Die nachfolgende Erzählung ist aus einem alten Buche entlehnt, welches den Titel führt: Merkwürdiges Leben des durchlauchtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Moritz Wilhelm's, Herzogs zu Sachsen, Jülich, Cleve und Berg, auch Engern und Westphalen rc. Aus besondern Nachrichten beschrieben, mit verschiedenen Actis publicis und Documentis erläutert und mit Kupfern

Im Anfange des vorigen Jahrhunderts lebte zu Zeitz als Administrator des dasigen mit Naumburg verbundenen Stiftes ein Herzog von Sachsen, Albertinischer Linie, Namens Moritz Wilhelm (ältester Sohn des Herzogs Moritz von seiner zweiten Gemahlin Dorothea Maria aus dem Hause Weimar und Enkel des Churfürsten Johann Georg I., geboren den 11. März 1664). Dieser Fürst war ein so eifriger Protestant, daß er, als er sich während einer Reise nach Italien in Rom aufhielt, nicht einmal dem Papste seine Aufwartung machte, ungeachtet dieser ihm zu verstehen geben ließ, daß ein solcher Besuch sehr angenehm sein würde. Der Herzog wollte aber das ihm zugleich angesonnene Zerimoniell des Fußkusses sich nicht gefallen lassen, weshalb er den Papst bloß sahe, als derselbe ihn mitsammt allen Ketzern am grünen Donnerstage in der Peterskirche der Verdammniß übergab. Welchen Eindruck dieser redende Beweis von der christlichen Liebe des heiligen Vaters auf das Herz des Fürsten machte, wird nicht gemeldet.

Dieser Fürst stand aber bei seinen Zeitgenossen auch im Rufe großer Gelehrsamkeit. Die oben genannte Lebensbeschreibung kann nicht Worte genug finden, ihn von dieser Seite zu rühmen. Sie sagt nämlich in ihrer treuherzigen alten Sprache (Th. 2. S. 4.): »Dieser Fürst verstunde »alle vortrefflichen Wissenschaften unvergleichlich wohl, ab-

---

versehen. Frankfurt, 1719. 8. in zwei Theilen. Der Verfasser oder Herausgeber hat sich nicht genannt. In der Vorrede aber wird versichert, daß die Schrift »aus drei Federn geflossen« und durch den »gütigsten Vorschub einiger vornehmen und geehrten Personen« entstanden sei. Von den beigefügten Aktenstücken heißt es ebendaselbst, es seien dieselben »größtentheils aus kostbaren, mit hoher Approbation publicirten Collectionen gezogen,« aber auch einige bis dahin »ungedruckte« darunter. Es fehlt daher dieser Schrift nicht an historischer Glaubwürdigkeit. (Später mir zugekommenen Nachrichten zufolge soll Ch. G. Buder, der 1763 als Geschichtslehrer in Jena starb, Verfasser dieser Schrift gewesen sein.)

»sonderlich aber alle Theile der Staats-Historie, so daß er »alle die größten Leute, welche die Gnade hatten, ihm aufzuwarten, in Verwunderung setzete. Der weltberuffene »Leibnitzius, welcher von allen Gelehrten ein Schatz der »Wissenschaften genannt worden, hat selbsten gestehen müssen, daß er dasjenige bei diesem Fürsten gefunden, welches er nie bey einem großen Herrn vermeynet gehabt. »Der in denen genealogischen Wissenschaften ungemein bewanderte Imhoffius hat öffentlich bekennet, daß er selbsten »noch in dieser Wissenschaft von diesem Fürsten gehöret, »was er noch nicht gewußt. Nebst dem waren Ihre Hochfürstl. Durchl. auch in der geistlichen Historie sehr wohl »erfahren, absonderlich in dem Theile, welcher die Historie »derer Religionen betrifft. Sie wußten derselben Ursprung, »Fortgang, und öfters die dabei vorfallenden Streitigkeiten »sehr wohl. Welches gewiß ein vortrefflicher Weg ist, zur »Erkänntniß derjenigen Religion zu gelangen, welche die »sichersten Ueberzeugungen hat, daß sie allein die wahrhaftigste sey. Hatte ein Gottesgelahrter die Gnade, vor diesem großen Fürsten zu erscheinen, so ward öfters dieses »sein Vergnügen, daß er von dergleichen Materien, besonders aber von dem Unterschied derer in dem teutschen »Reiche befindlichen und erduldeten drey Religionen sich mit »ihme zu unterreden pflegte. Er urtheilete von diesen »dreyen also, daß er dafür hielte, eine jedwede habe wohl »etwas, welches zu billigen, hingegen auch wiederum manches, welches zu ändern und zu verbessern sey. Welches »Urtheil er auch von der römisch-katholischen insonderheit fällete, als welche wohl Lehren führete, welche man »zum Theil wohl annehmen, zum Theil aber könnte man »denenselben mit gutem Gewissen keineswegs beypflichten. Besonders aber hat er öfters gedacht, wie er »sich so sehr oftermals über das Leben derer Päbste »und der römischen Clerisey geärgert, welche doch »vor Häupter der Kirchen angesehen seyn wollen, und »so ein lastervolles Leben geführet.«

Wer hätte nun erwarten sollen, daß ein so wohl unterrichteter und über religiose und kirchliche Gegenstände so richtig urtheilender Fürst dennoch von der protestantischen Kirche, in der er geboren und erzogen war, zur katholischen übertreten würde! Ueber den eigentlichen Hergang der Sache herrscht ein gewisses Dunkel, wie bei den meisten Bekehrungsgeschichten dieser Art, da sich das Böse immer in Finsterniß zu hüllen pflegt. Nur so viel weiß man, daß ein Jesuit, Namens Franz Heinrich Schmeltzer, der sich unter dem Titel eines Legazionssekretars an den Hof des Fürsten eingeschlichen hatte, dabei die Hauptrolle spielte. Von diesem verkappten Jesuiten, dessen Bildniß in der genannten Lebensbeschreibung beigefügt ist und ganz das Gepräge der Scheinheiligkeit trägt, und von einem gewissen Herrn von Röder, der schon früher von der protestantischen Kirche zur katholischen übergetreten war, und nun, wie gewöhnlich, neue Proselyten zu machen suchte, sagt der alte Erzähler (Th. 2. S. 10.): »Auch mir, der »ich bey 10 Wochen damals in Zeitz gewesen, ist ebenfalls »von diesen versteckten Missionariis durch tausenderley »Versprechungen mit Hand und Mund zugesaget worden, »wo ich mit Serenissimo mich zum römischen Glauben »bekennen würde, daß es mir zu großer Avantage ge»deyen sollte.«

Es hatten aber, wie leicht zu erachten, auch noch höhere Personen die Hand im Spiele, namentlich ein jüngerer Bruder des Herzogs, Namens Christian August, der bereits im Jahre 1695 zur katholischen Kirche übergetreten und späterhin (1706) vom Papste zum Kardinal der römischen Kirche, wie auch zum Erzbischof von Gran in Ungern, ernannt worden war. Vermöge der letztern Würde ward er auch Primas des Königreichs Ungern, mithin für seinen Uebertritt ansehnlich genug belohnt.

Zeit und Ort des Uebertritts des Herzogs Moritz Wilhelm lässt sich nicht genau bestimmen. Der alte Erzähler sagt hierüber (Th. 2. S. 7.) folgendes: »Die Re-

»ligionsveränderung soll dem Vorgeben nach schon gesche»hen seyn im Jahre 1715, nachdem selbiger [der Herzog] »den 17. Dec. besagten Jahres sich mit einem kleinen Ge»folge, aus ganz anders vorgewandten Ursachen, von Zeitz »nach Regenspurg begeben; und wie man sichere Nachricht »eingezogen, so soll sich selbiger zu seinem Herrn Bruder, »dem Herrn Kardinal, verfüget; mit welchem er in aller »Stille und ganz incognito nach einem Kloster, welches »ohnweit Prag liegen und den Namen Dochsana [Doxan?] »führen mag, gegangen, in welchem er der evangelischen »Religion abgesaget und sich zur römisch-katholischen be»kennet. Er ist allhier auch, wie die Römisch-Katholischen »zu reden pflegen, gefórmelt und ihme der Name Leopol»dus beygelegt worden. Diese Reise hat länger nicht als »zwölf Tage gewähret, und ist das Absehen und Vorhaben »derselben nur denen allerwenigsten bekannt gewesen.«

Wer wird hier nicht unwillkürlich an die ähnlichen Ereignisse der neuern Zeit, die Uebertritte des Grafen Stolberg und des Herrn von Haller erinnert, die auch so geheimnissvoll geschahen, gleich als hätte man sich einer schlechten Handlung zu schämen gehabt. Und gerade so, wie diese Konvertiten, behielt auch jener die ihm als Protestanten zugefallene Stelle eines Administrators des Stiftes Naumburg-Zeitz noch eine Zeit lang bei, musste jedoch dieselbe späterhin, als sein Uebertritt bekannt wurde, aufgeben, weil er sie der Verfassung des protestantischen Stiftes und seinen früheren Zusagen gemäß als erklärter Katholik nicht länger beibehalten konnte.

Auch über das Glaubensbekenntniß, welches der Herzog bei seinem Uebertritte abgelegt hatte, ist Streit entstanden, wie in unsern Zeiten über die von Andern abgelegten Bekenntnisse. Es wurde jenes Glaubensbekenntniß zuerst von katholischer Seite in Mainz durch den Druck bekannt gemacht (1717. 4.) und hernach von protestantischer Seite wieder abgedruckt und geprüft in folgender Schrift: Untersuchung des Glaubensbekäntniß Sr. Hoch-

fürstlichen Durchlauchtigkeit zu Sachsen-Zeitz, Herrn Moritz Wilhelm, Herzogen zu Sachsen, Jülich rc. welches unter Dero hohen Nahmen in öffentlichen Druck in der Chur- und Erzbischöfflichen Residenzstadt Mäyntz herausgekommen. Frankfurt und Leipzig, 1718. 4. (Von Jüngling). Auch findet es sich in der oben erwähnten Lebensbeschreibung (Th. 2. S. 9. ff.) aus der wir es hier einschalten wollen, da dasselbe, der Herzog mag es wirklich abgelegt haben oder nicht, immer ein höchst merkwürdiges Ding bleibt *). Es lautet nämlich wörtlich in folgender Weise:

I.

»Wir bekennen und glauben, daß wir durch sonderbahre Sorgfalt hoher Personen, auch angewendeten Fleiß derer Patrum Jesuiten, von den ketzerischen Wegen und Glauben seynd gebracht worden, und daß wir sothanen römischen katholischen Glauben freywillig und ungezwungen angenommen haben, wollen auch beydes mit Mund und Hertzen der gantzen Welt zu erkennen geben.

II.

»Wir bekennen und glauben, daß der Pabst dieses alles, was er neues stiftet, es sey in oder außer der heiligen Schrift, was er auch anbefohlen, wahrhaftig als Gottes Wort, als die Gebote Gottes zu halten sey.

III.

»Wir bekennen und glauben, daß der Pabst Christi

*) Die in den Acta hist. eccles. (Vol. III. 1738) in Böhmer's Magaz. für das Kirchenrecht (B. I. 1787) und in Wachler's theologischen Annalen (Novemb. 1819) bekannt gemachten Bekenntnisse sind zwar diesem mehr oder weniger ähnlich, aber insgesammt jünger, als dieses, und wahrscheinlich bloße Kopien desselben. (Später fand Wachler dasselbe Bekenntniß, datirt vom J. 1672, unter den Handschriften der Bibliothek in Breslau, zugleich mit einem kaiserlichen Befehle, es durch den Henker öffentlich verbrennen zu lassen. Man schämte sich also doch desselben. Und mit Recht. Denn selbst das roheste Heidenthum hat kein ähnliches Dokument barbarischer Intoleranz aufzuweisen).

Statthalter sey, und nach seinem Belieben den Menschen die Sünde zu vergeben und zu behalten, und in die Hölle zu stürzen und in Bann zu thun Vollmacht hat.

IV.

»Wir bekennen und glauben, daß der Pabst das Haupt der Kirche sey, und nicht irren kann.

V.

»Wir bekennen und glauben, daß der allerheiligste Vater Pabst von jedermann mit göttlichen Ehren verehrt werden soll, und zwar als Christus selbst.

VI.

»Wir bekennen und glauben, daß der Pabst von allen Ständen als der Allerheiligste soll verehret werden, und sollen solche Ketzer, welche seiner Schrift zuwider leben, nicht allein durch Feuer und Schwerdt aus dem Wege geräumet, sondern auch mit Leib und Seele in die Hölle gestoßen werden.

VII.

»Wir bekennen und glauben, daß das Lesen der Bibel die Verwirrung aller Rotten und Sünden, wie auch die Quelle der Gotteslästerung sey.

VIII.

»Wir bekennen, daß ein römischer Priester größer als die heilige Mutter Gottes, welche den Herrn Christum gebohren, aber nicht mehr gebiehret; hingegen ein römischer Priester eröffnet und erschaffet den Herrn Christum, wenn er will, nachdem er ihn erschaffen, verschließt er ihn wieder.

IX.

»Wir bekennen, daß der Pabst Macht habe die Schrift zu ändern, auch nach Belieben zu mindern und zu mehren.

X.

»Wir bekennen, daß das Meßlesen vor die Verstorbenen allerdings nützlich und heilsam sey.

XI.

»Wir bekennen, daß die Seele nach dem Tode durch

das Fegfeuer gereinigt werde, und ihr hiedurch Erlösung wiederfähret.

XII.

»Wir bekennen, daß das heil. Abendmahl unter einerley Gestalt gut und seelig sey, unter beyderley Gestalt aber ketzerisch und verdammt.

XIII.

»Wir bekennen und glauben, welche das heilige Abendmahl unter einerley Gestalt gebrauchen, den ganzen Christum mit Leib und Blut zusammen, mit seiner Gottheit und Gebeinen empfangen, welche es aber unter beyderley Gestalt gebrauchen, nur das bloße Brod und Wein genießen.

XIV.

»Wir bekennen, daß das Sacrament frey stehet zu gebrauchen, wenn man will.

XV.

»Wir bekennen, daß die heil. Jungfrau Maria beydes von Engeln und Menschen gehalten werden soll, als der Sohn Gottes Christus selbst.

XVI.

»Wir bekennen und glauben, daß die Gebeine der Heiligen große Kraft in sich haben, deswegen sie von Menschen sollen geehrt, mithin Capellen auferbauet werden.

XVII.

»Wir bekennen, daß Gott in Bildern geehrt und vermittelst derselben erkannt werden soll.

XVIII.

»Wir bekennen und glauben, daß der römische Glaube unverfälscht sey und gottseelig mache als ein wahrhaftiger, der evangelische aber, von welchem wir gutwillig abgetreten, falsch, irrig, gotteslästerlich, verflucht, ketzerisch, schädlich, nicht aufrichtig, sondern gottlos ersonnen und nicht tüchtig zur Seeligkeit sey; weil derentwegen die römische Religion durchaus vollkommen, in denen Auslegungen der

heiligen Schrift richtig und solcher Gestalt gut und heilsam ist, so verfluchen wir

»1. alle diejenigen, welche das Abendmahl mit gotteslästerlicher Ketzerey unter beyderley Gestalten genießen und gebrauchen.

»2. Wir verfluchen auch unsre Eltern, die uns bey solchem ketzerischen Glauben auferzogen haben.

»3. Verfluchen wir auch diejenigen, welche uns von dem römischen Glauben zweifelhaft gemacht, gleichwie auch diejenigen, welche uns den verfluchten Kelch gereichet haben.

»4. Wir verfluchen uns selbsten und heißen uns verflucht, wenn wir uns dieses ketzerischen Kelchs, als der nicht und gegenwärtige (sic) uns theilhaftig machen.

»5. So verfluchen wir auch alle diejenigen Bücher, die wir gelesen, darinnen diese ketzerische und gotteslästerliche Lehre enthalten ist.

»6. Wir verfluchen auch unsere Worte, so lang wir bey diesem ketzerischen Glauben gelebet haben und verrichtet, damit sie am jüngsten Tage nicht etwan vor Gott uns verdammen. Dieses alles bekennen wir aus aufrichtigem Gemüthe frey und ungezwungen, bekräftigen es vermittelst eines öffentlichen Widerrufs dieser ketzerischen Lehre.

»7. Hingegen schwören wir, daß wir nimmermehr Zeit unsres Lebens zu dieser ketzerischen Lehr unter beyderley Gestalt (sic) uns wieder wenden wollen.

»8. Wir schwören auch, so lange wir einen Blutstropfen haben, wollen wir diese verfluchte evangelische Lehre gantz und gar, mit Worten und Werken, auch das Schwerdt nicht ausgenommen, verfolgen; bekräftigen auch letzlich, daß wofern uns etwas von andern geistlichen und weltlichen Sachen entgehen soll, weder aus Pracht oder Lust von dieser seeligmachenden römisch-katholischen christlichen Kirche niemals weder abweichen noch zu der verfluchten Ketzerey wieder antreten oder evangelisch werden wollen.«

Als dieses schreckliche Glaubensbekenntniß dem Herzoge durch den Druck bekannt wurde, verleugnete er dasselbe und befahl sogar, die obgenannte Schrift: Untersuchung des Glaubensbekenntnisses 2c. durch Scharfrichters Hand zu verbrennen. Dieser Umstand macht jedoch die Sache sehr bedenklich. Denn wenn überhaupt etwas verbrannt werden sollte, so musste das zuerst in Mainz von katholischer Seite bekannt gemachte Glaubensbekenntniß selbst, nicht aber die nachher von protestantischer Seite herausgegebne Untersuchung oder Prüfung desselben verbrannt werden. Wozu aber überhaupt das Verbrennen? Dadurch wurde ja nichts weder bestätigt noch widerlegt. Viel besser wär' es gewesen, wenn man das echte Glaubensbekenntniß ebenfalls in Druck gegeben und sowohl der Herzog, der es ablegte, als die, welche es ihn ablegen ließen und dabei gegenwärtig waren, auf Ehre und Gewissen versichert hätten, dieses Glaubensbekenntniß sei das echte, jenes aber untergeschoben. Solches geschahe aber nicht, sondern man verlangte immer nur, daß die Untersuchung 2c. verbrannt werden sollte, weshalb auch der Befehl nur in wenigen der Herrschaft des Herzogs untergebnen Orten vollzogen wurde.

Mit besondrer Klugheit benahm sich bei dieser Gelegenheit der Stadtrath in Plauen, an welchen jener Befehl ebenfalls ergangen war; denn auch Plauen stand damal unter jenem Herzoge von Sachsen-Zeitz, desgleichen die Städte Neustadt an der Orla, Weida, Pegau, Schleusingen u. a. O., obwohl dem Churhause Sachsen die Oberhoheit darüber zukam. Nach dem Berichte des alten Erzählers (Th. 2. S. 124 ff.) antworteten die Herren jenes Raths: »Daß sie zwar bereit wären, in allen Stücken den »obrigkeitlichen Befehl zu erfüllen, aber das wäre eine »Sache, die das Gewissen und die Religion beträfe. Wo»fern in dieser Schrift etwas sollte enthalten seyn, welches »Ihro Durchlaucht hohe Person touchiren könnte, wäre es »ihnen leid; weil aber in dieser Untersuchung nichts als »eine Vertheidigung vieler theuern und göttlichen Wahr-

»heiten enthalten, so wäre es nicht wohl practicable, daß »alles so zusammen und ohne Unterschied auf obbemeldete »Art verbrandt werden könnte.« Hierauf erhielt jener Rath noch ein schärferes Reskript, des Inhalts: »Es stünde ih»nen nicht zu, über des Herzogs Befehle zu critisiren; sie »sollten ohne Verzug und fernere Exception thun, was er »haben wollte, wo nicht, so werde ers sehr empfindlich neh»men.« Der Stadtrath wandte sich nun an die theologische Fakultät in Jena und erbat sich von derselben ein Gutachten. Die Fakultät antwortete hierauf: »Wie daß »man zwar seiner rechtmäßigen Obrigkeit in allen billigen »Dingen und die wider das Gewissen nicht lieffen, gehor»chen sollte, und solches ohne Unterschied der Religion. »Woferne aber hohe Obrigkeit etwas befehlen sollte, das »wider Gottes Gebot und das Gewissen lieffe, so wäre »kein Zweiffel, daß diese Obligation alsobald cessirete und »die Regul der heiligen Schrift statt fände: Man muß »Gott mehr gehorchen, als den Menschen.« Die Fakultät unterschied ferner zwischen einer Schrift, die ein bloßes Pasquill und gegen den schuldigen Respekt, mithin auf Befehl unbedenklich zu verbrennen wäre, und zwischen einer Schrift, wie die Untersuchung des Glaubensbekenntnisses &c., mit der es eine ganz andere Bewandniß hätte, und die daher nicht sofort den Flammen zu übergeben wäre.

Die Gründe dieses Gutachtens sind so triftig und werfen zugleich ein so helles Licht auf die Sache, daß wir kein Bedenken tragen, sie vollständig und wörtlich mitzutheilen. Die Fakultät sagt nämlich:

»1. schiene sehr bedenklich zu seyn, daß das Glaubensbekänntniß, welches unter Sr. Hochfürstl. Durchl. hohen Namen vorhanden, schon lange vorher publique gewesen, ehe die sogenannte Untersuchung herausgekommen. Wenn nun Se. Hochfürstl. Durchl. dadurch wären beleidigt worden, daß man fälschlich unter Dero hohen Namen dergleichen publiciret, wäre ja wohl billig gewesen, daß man solches alsobald geahndet, oder doch öffentlich kund gethan,

daß Se. Hochfürstl. Durchl. sich nicht darzu bekennete. So aber, da solches nicht geschehen, nunmehro aber, da die sogenannte Refutation herausgekommen, ein so großer Ernst sollte gebraucht werden, würde wohl schwerlich jemand, der es hörete, anders urtheilen können, als daß die Verbrennung nicht sowohl dasjenige, was Se. Hochfürstliche Durchl. touchirete, als vielmehr die Refutation selbst, und zugleich alle darin enthaltene göttliche Wahrheiten beträffe. Gleichwie nun

»2. vermuthlich unsere Adversarii dieses mit beyden Händen ergreiffen, und einen solennen Triumph daraus machen würden, daß Lutherische Obrigkeit in Städten solche Schriften, die zu Vertheidigung ihrer Religion gemacht, selbst verbrennen müßten; also könnte man leicht erachten, daß in unserer Kirche dadurch ein großes Aergerniß würde gegeben werden. Man möchte denn hiebey zum Praetext nehmen, was man wollte, so würde es doch heißen, daß die Schrift selbst, darinn viele Wahrheiten unserer Kirche vertheidiget, durch des Scharfrichters Hand wäre verbrandt worden.

»3. Wäre dieses Werk keineswegs als eine Sache anzusehen, welche allein die hohe Person Sr. Hochfürstl. Durchl. beträffe, sondern welche den gantzen Statum Religionis angienge. Denn ob zwar die hohe Versicherung Sr. Hochfürstl. Durchl., daß Ihr diese Confessio fälschlich beygeleget werde, keineswegs in Zweiffel zu ziehen, so könnte doch nicht geläugnet werden, daß dasjenige, was in dieser Confession enthalten, den Hypothesibus und Lehrsätzen der römisch-katholischen Kirche gantz gemäß. So wenig sie [die Katholiken] nun Bedenken trügen, dergleichen Hypotheses zu lehren und zu behaupten, so wenig dürfte man jemand, der in unserer Kirche lebete, verüblen, daß er unsere Kirche vertheidigte. Hätte der Auctor dieser Schrift darinn der hohen Person Sr. Hochfürstl. Durchl. zu viel gethan, oder den Respect, welchen er einem so großen Fürsten schuldig, aus den Augen gesetzet, so hätte

er unrecht gethan, und könnte solches kein Mensch billigen. Gleichwohl wäre dasjenige, was er zur Vertheidigung unserer Kirchen vorgebracht, keineswegs zu verwerffen; vielweniger könnte man einem evangelischen Stadt-Magistrat anmuthen seyn, diese Schrift so schlechterdings verbrennen zu lassen. Und solches um so viel desto mehr,

»4. weil solches wider die Religions- und Gewissensfreyheit stritte, welche, wie sie in der Vernunft und Gottes Wort gegründet, also, was insonderheit unsere evangelische Religion beträffe, in dem westphälischen Frieden als ein Fundamental-Gesetz des gantzen heil. römischen Reichs vortrefflich bestätiget wäre. Solche Freyheit aber würde offenbarlich gekränket werden, wenn man einem evangelisch-lutherischen Magistrat zumuthen wollte, eine Schrift schlechterdings zu verbrennen, darinnen die evangelisch-lutherische Religion in vielen Stücken nicht ohne Grund vertheidiget würde, zumahlen, da fast nicht möglich, einen andern Concept zu fassen, als daß nicht sowohl die Personalia, die Se. Hochfürstl. Durchl. beträffen und von sich selbst wegfielen, als die Vertheidigung unserer Religion selbst gemeint wäre.«

Diesem Gutachten zufolge weigerte sich nun der Stadtrath zu Plauen durchaus, die Untersuchung des Glaubensbekenntnisses &c. zu verbrennen, und sein Benehmen in dieser Sache ward allgemein gebilligt. »Da im Gegentheil »andere kleine Städte, als Neustadt, woselbst die kleinen »Herren Bürgemeister kein sonderliches Nachdenken haben, »diese Schrift verbrandt, ohne die Inspectores und Pa»stores dasiger Gemeinden zu befragen; haben aber von »dem Ober-Consistorio zu Dreßden einen tapfern Ver»weiß bekommen.«

Was nun die Frage wegen der Echtheit oder Unechtheit jenes Glaubensbekenntnisses, welches damal so großen Anstoß erregte, betrifft, so lässt sich diese Frage allerdings jetzt nicht mehr mit Sicherheit entscheiden. Ganz unecht kann es nicht sein, da es zuerst in Mainz von katholischer

Seite bekannt gemacht worden. Aber daraus folgt doch nicht, daß es der Herzog ganz so, wie es vor uns liegt, wirklich abgelegt habe. Es lässt sich einem Fürsten, dessen Einsicht und Menschenliebe so allgemein gerühmt wird, nicht zutrauen, daß er solche Verwünschungen, wie sie am Ende des Glaubensbekenntnisses sich finden, sollte ausgesprochen, daß er nicht bloß alle seine evangelischen Unterthanen, sondern selbst seine Eltern, Verwandten, Freunde und Lehrer sollte verflucht haben *). So etwas konnte nur aus dem Hirn und Herzen eines Jesuiten, wie P. Schmeltzer, der es vielleicht erst später hinzufügte, oder eines mainzer Dompfaffen kommen. Daher meint auch der alte Erzähler (Th. 2. S. 49.) jenes Glaubensbekenntniß möchte wohl »von unbesonnenen Pfaffen, gleichsam zum Triumph über »Ihrer Hochfürstl. Durchl. Abfall, publiciret worden seyn.« Wenn nun jene schrecklichen, aller christlichen Liebe zuwider laufenden, Verwünschungen unechte Zusätze waren, so konnte der Herzog mit Recht behaupten, daß er ein solches Glaubensbekentuiß nicht abgelegt habe; und wenn ihm auch sein Gewissen sagen mochte, daß er doch das Uebrige wirklich bekannt habe, so wird wohl der P. Schmeltzer mit seiner jesuitischen Moral dem Gewissen des Herzogs zu Hülfe gekommen sein **).

Wir lassen jetzt diesen zweifelhaften Umstand zur Seite liegen und fahren in der Erzählung weiter fort. Es ist schon bemerkt worden, daß der Uebertritt des Herzogs zur katholischen Kirche bereits im Dezember 1715 geschahe, allein anfangs sehr geheim gehalten wurde. Selbst

---

*) Was andern Ueberläufern angesonnen worden, und was diese aus Eigennutz oder Schwärmerei gethan haben mögen, kommt hier nicht in Betrachtung.

*) Der Rezensent dieser Schrift in der Jen. A. L. Z. 1823. Nr. 149. glaubt doch, der Herzog habe das Bekenntniß so, wie es gedruckt, abgelegt. Die Gründe dafür sind nicht unerheblich. Ich mag also nicht widersprechen. Inkonsequente Menschen handeln oft ganz unbegreiflich.

seiner Gemahlin, Maria Amalia, einer Tochter des großen Churfürsten von Brandenburg, hatte der Herzog nichts davon gesagt. Erst den 14. April 1717 eröffnete er ihr, daß er zur katholischen Kirche übergetreten, und nun entschlossen sei, diesen Schritt zur öffentlichen Kunde zu bringen. Die Herzogin, eine eifrige Protestantin, war darüber äußerst bestürzt und betrübt. Mit Vorstellungen und Bitten, und unter Vergießung so vieler Thränen, daß, wie der alte Erzähler sagt, sie sich darin hätte baden können, suchte sie den Herzog von seinem Vorsatze abzubringen. Da alles vergeblich war, soll sie endlich gesagt haben: »So »werden sich Ew. Liebden auch nicht verwundern, wenn die »tendre Liebe gegen einen Gemahl, der die erkannte Wahr»heit verleugnet, um ein großes wird vermindert werden.« — »Worauf der Hertzog Abschied nahm; Ihro Hoheiten woll»ten ihm das Geleite geben, konnten aber vor Ohnmacht »und Wehmuth kaum einen Schritt fortsetzen.«

Den andern Tag reiste der Herzog über Pegau, wo er übernachtete, nach Leipzig, wo er den 18. April am Sonntage Jubilate in der katholischen Kapelle auf der Pleißenburg öffentlich kommunizirte.

Welches Aufsehen dieser Schritt in jener Zeit machte und was für verschiedne Eindrücke er auf beide Religionsparteien machte, kann man leicht denken. Der verlassenen Partei schien, wie der alte Erzähler sagt, »dieser Verlust »desto empfindlicher zu seyn, weil die Aenderung unseres »Herzogs eben zu einer solchen Zeit geschahe, da die evan»gelischen Stände ihre Freude wegen des andern Jubelfe»stes der Reformation Lutheri an allen Orten und En»den zu bezeugen sich vorgenommen hatten.« Dagegen heißt es von den Römisch-katholischen: »Die Freude dersel»ben war ungemein groß. Sobald Ihro Päbstl. Heiligkeit »eine so angenehme Zeitung erhalten, berufften sie deswe»gen ein Consistorium zu Rom und verkündigten denen »Herren Cardinälen und allen Häuptern der römischen Cle»risey: Daß sich ein großer sächsischer Fürst, dessen unver-

»gleichliche Qualitäten dem gantzen Europa in die Augen »leuchteten, nunmehro zur römischen Kirche begeben, und »daß sich diese Kirche nunmehr keinen geringen Vortheil »daraus zu versprechen habe. Die Universität zu Wien »frohlockete ebenermaßen über diese Seltsamkeit, indem da»selbst Herr Josephus Ferdinandus Andreas Fetzer »auf diese Religionsveränderung eine solenne Lobrede Her»tzog Moritz Wilhelmen zu Ehren hielt.«

Indessen, wie es in der Welt zu gehen pflegt, die Freude dauerte nicht lange. Der Herzog fing bald an, den Schritt zu bereuen, den er gethan hatte. Er war viel zu einsichtsvoll, als daß er nicht bei ruhigerem Nachdenken während seines Aufenthalts in Weida — wohin er sich nach Niederlegung der Administrazion des Stiftes Naumburg-Zeitz begeben hatte — sich die Frage hätte vorlegen sollen, ob er denn durch seinen Uebertritt in irgend einer Hinsicht, geistig oder auch nur leiblich, etwas gewonnen habe. Hierüber mochten ihm allerlei Zweifel und Bedenklichkeiten aufstoßen, und seine Gemahlin — da dem Scharfblicke der Frauen nicht so leicht eine Veränderung in der Gemüthsstimmung ihrer Männer entgeht — mag nicht wenig dazu beigetragen haben, jene Zweifel und Bedenklichkeiten zu nähren. Unser alter Erzähler lässt sich darüber so aus (Th. 2. S. 108): »Er [der Herzog] fienge nunmehro »an, auch mehr als jemahlen von Religionssachen zu dis»cutiren, und gabe selbsten Anlaß und Gelegenheit, ab»sonderlich von der evangelisch-lutherischen und papistischen »Religion zu disputiren. Ja er fieng nunmehro an, je »mehr und mehr an der Gewißheit derjenigen Religion zu »zweiffeln, zu welcher er, wie er selbsten gestunde, keines»wegs durch eine innerliche Ueberzeugung der »Wahrheit wäre verleitet worden, und machte sich »allerhand Gewissens Scrupel. Ihre Königl. Hoheit, Dero »Durchlauchtigste Frau Gemahlin, deren innigster Wunsch »bis anhero gewesen war, daß Ihre Durchl. wieder auf »rechten Weg gebracht werden möchte, gab auf alles das-

»jenige genau acht, und merkte mehr als zu wohl, daß »Dero theuerster Gemahl stets mehr Unruhe als Zufriedenheit in seinem Gewissen hatte. Sie sahe auch, daß, je »länger er sich bei dieser Religion befinden, je weniger Ruhe »er bei sich empfinden würde. Dahero entschlossen sie sich, »gantz im verborgen zu dem Herrn Professor Franken nach »Halle zu schicken, welcher ihren Gemahl durch göttliche »Hülfe wieder auf andere Gedanken bringen sollte.«

Der Herzog, der überhaupt die Gelehrten schätzte, war nämlich früher auch mit dem Prof. Franke bekannt geworden und hatte vor seinem Uebertritte zur katholischen Kirche oft Briefe mit demselben gewechselt. Die Herzogin glaubte also, daß dieser eben so fromme als gelehrte Mann am geschicktesten sein möchte, ihren Gemahl eines Bessern zu belehren. Franke schien anfangs keine rechte Lust zur Sache zu haben. Er wusste wohl, daß Proselyten gewöhnlich noch eifriger und hartnäckiger in ihrem Glauben sind, als die, deren Glauben sie angenommen haben; und eben so gut wusste er, daß große Herren nicht leicht Widerspruch ertragen, wenn sie sich einmal etwas in den Kopf gesetzt haben. Indessen vermochten ihn theils die Bitten der Herzogin, theils die Versicherung derselben, daß der Herzog bereits auf gutem Wege sei und ihn gern sehen würde, das schwierige Geschäft zu übernehmen. Er reiste also nach Weida und ließ sich beim Herzoge melden. Dieser nahm ihn wohl auf, fing sogleich an, von Religionssachen mit ihm zu sprechen, und gestand endlich offenherzig, »daß, je »länger er bei der römisch-katholischen Religion verbliebe, »je mehr Unruhe empfinde er in seinem Gewissen.« Diese Erklärung ermuthigte natürlich Franken und bestimmte ihn, länger zu verweilen. Der Herzog war so gnädig, ihn nun auch zugleich mit dem P. Schmeltzer, der noch immer ein wachsames Auge auf den Herzog hatte, zur Tafel zu laden. Der Professor und der Pater geriethen hier hart an einander, indem der Herzog selbst anfing, von Religionssachen zu sprechen, und unter andern die Frage aufwarf: »Wel-

ches doch wohl die beste Religion wäre?« Franke erwiederte hierauf behutsamlich, wie der alte Erzähler sagt: »Ihro Hochfürstl. Durchl. werden ohne Zweiffel am besten »wissen, zu welcher Religion Sie sich bekennen. Das kann »ich aber mit aller Freudigkeit sagen, die römisch=katholische »Religion ist es nicht.« Darob ergrimmte der Pater und fing an, gewaltig auf Luther loszuziehn, wie denn diese Herren sich immer mehr an die Person als an die Sache zu halten pflegen, wohl wissend, daß sie dieser nichts anhaben können, während jene freilich ihre menschlichen Schwächen hat. Unter andern sagte er, »Lutherus habe an einem gewissen Orte seiner Schriften selbst bekandt, der »Teuffel habe ihm Anlaß zur Reformation ge»geben, ingleichen, der Teuffel habe ihn zu ei»nem rechtschaffenen Theologen gemacht.« Franke hörte erst geduldig zu, dann beantwortete er jeden Punkt einzeln, und endlich fing er an, von der Buße und dem Christenthume dergestalt zu reden, daß alle anwesende Personen ob der Kraft und Gewalt seiner Rede erstaunten und »der Jesuit gantz consternirt und confus geworden.« Unter andern soll er gesagt haben: »Das sind mir rechte blinde »Leiter (die Jesuiten meynend), sie wollen andern den rech»ten Weg zeigen, und wandeln selber nicht darauf. Ja sie »führen die Leute recht beym Narrenseil herum. Anstatt »daß sie die Menschen zu Jesu Christo führen sollten, hal»ten sie die armen Seelen mit solchem Tändelwerk auf, »wobei sie nimmermehr zu einer wahren Gemüthsruhe und »rechten lebendigen Hoffnung des ewigen Lebens gelangen »können.«

»Der P. Schmeltzer« — fährt unser Erzähler fort, der hier wahrscheinlich nach dem Bericht eines Augenzeugen erzählt, denn er versichert (Th. 2. S. 114) diese Nachrichten »von sicherer und vornehmer Hand« zu haben — »wollte sich dagegen rechtfertigen; der Hr. Prof. Franke »aber sagte ihm derb unter die Stirn: »»O Herr Pater, »»er ist noch nicht in der rechten Schule gewesen; er muß

»»besser dran, sonst ist er in einem elenden Zustand, darin »»er von seinem ewigen Heyl wenig Versicherung hat.«« — »Worauf der P. Schmeltzer höhnisch fragte: »»Ist er denn »»alleine in der Schule gewesen?«« — »Der Hr. Prof. »Franke versetzte: »»Davon ist jetzo die Frage nicht, son- »»dern ob der Herr Pater drinn gewesen. Ich kann durch »»Gottes Gnade rühmen, daß noch mehrere denn ich darinn »»gewesen und die Frucht davon erfahren haben.««

Dieses etwas hitzige Tischgespräch, wobei der herzogliche Wein wohl auch seine Wirkung nicht verfehlt haben mag, machte einen so starken Eindruck auf des Herzogs Gemüth, daß er nach aufgehobner Tafel den Prof. Franke mit sich in sein Kabinet nahm und sich noch einige Stunden mit ihm unterhielt. Hier vollendete Franke das Werk, welches er so glücklich angefangen hatte. Er sagte auch dem Herzoge gerade heraus, was der P. Schmeltzer klüglich verschwiegen hatte, um nicht bei seinem hohen Gönner anzustoßen: »Ihre Durchl. wird in Ewigkeit zu keiner Ruhe »der Seelen kommen, wo Sie von Ihren Debauchen, »Unmäßigkeit und ungöttlichem Leben nicht will ablassen.« Der Herzog nahm dieß auch nicht übel auf, entließ den Prof. Franke sehr gnädig, und wechselte noch einige Briefe mit ihm.

Endlich nach Beseitigung mancher Schwierigkeiten — denn man kann leicht denken, wie viel Selbüberwindung ein solcher Schritt kosten musste — entschloß sich der Herzog zum Rücktritt in die evangelisch-lutherische Kirche. Er reiste deshalb nach Pegau, ließ den dasigen Superintend zu sich kommen, und eröffnete demselben seinen Wunsch, in die von ihm verlassene Kirchengemeinschaft wieder aufgenommen zu werden. Dieß geschah denn auch ebendaselbst den 16. Okt. 1718, am 18. Sonntage nach Trinitatis, indem der Herzog in der Stadtkirche vor der Frühpredigt nach dem evangelisch-lutherischen Gebrauche öffentlich das Abendmahl empfing. Nach der Predigt ließ er folgende Abkündigung von der Kanzel verlesen:

»Eurer christlichen Liebe ist auch zu vermelden, was»maßen wir göttliche Gnade und Güte insonderheit vor»jetzo zu preißen hohe Ursach haben, indem dieselbe Sr. »Hochfürstl. Durchl. unsers gnädigsten Landesfürsten und »Herrn Hertz durch den heiligen Geist dergestalt regieret »und erleuchtet, daß dieselben sich nunmehro von der »zeithero bekannten römisch-katholischen Religion hinwie»derum zu der evangelisch-lutherischen gewendet und vor »dieser Frühepredigt mit hertzlicher Andacht nach abge»legter Confession und darauf empfangener Absolution »das heilige Abendmahl genossen haben. Gott, der seine »Wunder abermals groß und herrlich gemachet, erhalte »Se. Hochfürstl. Durchl. bei solch wieder angenommenen »Erkänntniß des reinen Evangelii beständig bis an den »sehr späten und seeligen Beschluß Ihres Lebens, durch »Jesum Christum. Amen!«

Hierauf wurde, gleichfalls auf Befehl des Herzogs, das Te Deum gesungen. Auch ergingen noch von Pegau aus an die herzoglichen Beamten, Stadträthe und geistlichen Behörden Reskripte folgendes Inhalts:

»Veste, Hochgelahrte Räthe, Liebe Getreue! Wir mögen »euch gnädiglich nicht verhalten, wasgestalt Wir durch »Gottes Gnaden die einige Zeit her geführte römisch»katholische Religion verlassen und Uns hinwieder zu der »reinen evangelisch-lutherischen Lehre gewendet, auch »letzt abgewichenen Sonntag den XVIII. post Trinita»tis allhier in der Stadtkirche confitiret, auch öffentlich »communiciret. Wannenhero Unser gnädigstes Begehren »ist, ihr wollet euch nicht nur darnach achten, sondern »auch verfügen, daß nächstfolgenden Sonntag in allen »Kirchen Unserer sächsischen Lande nach der Frühpredigt »beykommendes Formular abgelesen, und darauf das »Te Deum Laudamus teutsch gesungen werden möge. »An dem geschieht Unser Wille und Meynung, und Wir »bleiben ꝛc. Datum Pegau, den 18. Octobr. 1718.

Der Herzog fühlte aber wohl, daß er wegen dieses

Rücktritts, der ihn, selbst in den Augen mancher Protestanten, als einen in Religionssachen hin und her schwankenden Mann verdächtigen konnte, der Welt eine Art von Rechenschaft schuldig sei. Denn, wie der alte Erzähler sagt, »jedermann ward nun bekümmert, näher zu vernehmen, was denn dieses eigentlich vor Bewegungsgründe »gewesen, welche diesen Herrn wieder auf einen andern »Sinn gebracht. Diese wurden anfänglich sehr geheim ge»halten, wurden aber dennoch von vertrauter Hand« — wahrscheinlich vom Herzoge selbst oder von seiner Gemahlin — »Herrn M. Johann Philipp Bernhard Jüng»lingen übersandt, welcher sie auch sofort durch den Druck »gemein machte.« Diese Schrift ist um so merkwürdiger, da sie von einem Manne herrührt, der früher selbst Katholik und als solcher »Hochfürstl. Würzburgischer Pfarrer, Prediger und Beichtvater« gewesen, nachher aber zum Protestantismus übergegangen war *). Indem daher dieser Mann des Herzogs Rücktritt rechtfertigte, so rechtfertigte er zugleich seinen eignen Uebertritt, und diese Rechtfertigung musste ebendeshalb um so gewichtiger sein, da man nun nicht sagen konnte, daß sie von einem Manne herrühre, der mit der Lehre und dem Kultus der katholischen Kirche nicht hinlänglich bekannt sei. Wir werden sie daher auch am Ende als Beilage zur gegenwärtigen Erzählung abdrucken lassen, damit jedermann beurtheilen könne, ob der Herzog wohl gegründete Ursache hatte, einen so auffallenden Schritt zu thun.

Als der Herzog nach Weida zurückgekehrt war, ließ er sogleich die Kapelle, die er in seinem Schlosse unter Leitung des P. Schmeltzer hatte anlegen lassen, wieder einreißen; den Pater selbst aber entließ er in Gnaden mit einem Geschenke (Regal nennt es der alte Erzähler) für ehemalige

*) Er war auch Verfasser der oberwähnten Untersuchung des Glaubensbekenntnisses ꝛc., die auf Befehl des Herzogs verbrannt werden sollte.

Bemühung; und so ward auch dessen Gehülfe am Bekehrungswerke, der geheime Rath von Röder, seiner Dienste entlassen. Welchen Eindruck die Nachricht von dieser Begebenheit in Rom gemacht, beschreibt jener Erzähler in folgenden Worten (Th. 2. S. 154): »So groß die Freude »gewesen, welche Se. Päbstl. Heiligkeit über den Abfall »dieses Fürsten zuvor empfunden hatte, so groß ward hin»gegen der Schmertze, als selbige vernehmen mußten, daß »die Beweisgründe von der Wahrheit der evangelisch-luthe»rischen Religion weit kräfftiger und weit nachdrücklicher bey »einem so hochvernünftigen und so unvergleichlich gelehrten »Herrn gewesen, und daß gedachter Hertzog von Zeitz all»hier ohne die geringste Schmeicheley, vielweniger durch »Versprechungen irrdischer Glückseeligkeiten, sondern allein »durch Ueberführung der unläugbaren Wahrheit, sey wieder »zu der evangelischen Religion gebracht worden.«

Derselbe Erzähler versichert auch, daß der Herzog seit seinem Rücktritte ein ganz andrer Herr geworden und einen höchst gottseligen Wandel zu führen angefangen habe, so daß auch ein gewisser Hofrath, der in dieser Zeit bei ihm gespeist hatte, gesagt haben soll, der Herzog sei ein rechter Pietist geworden. Ob diese Besserung echter Art gewesen, lässt sich freilich aus ihrer Dauerhaftigkeit nicht beurtheilen. Denn der Herzog starb bald darauf (in der Nacht zwischen dem 14. und 15. Novemb. 1718) zu Weida an den schwarzen Blattern. Die Katholiken ermangelten nicht, dieß für eine Strafe Gottes zu erklären. Die Protestanten aber meinten, der Herzog möchte wohl durch den P. Schmeltzer, von dem er kurz zuvor einen Brief bekommen, vergiftet worden sein. Beide Theile hatten wohl gleiches Unrecht. Wenigstens ist die Vergiftung durch nicht bewiesen worden; und irgend ein unglückliches Ereigniß für ein göttliches Strafgericht erklären, ist Vermessenheit.

Indem wir also dergleichen lieblose Vermuthungen auf sich beruhen lassen, erlauben wir uns zum Schlusse nur noch einige kurze Bemerkungen, theils für unsre protesta-

tischen Leser, theils aber auch für katholische, woferne diese ebenfalls unsre Schrift ihrer Ansicht würdigen sollten.

Wenn wir mit allen Waffen des Geistes, die uns Gott gegeben, für unsre Kirche streiten, so wollen wir damit keineswegs behaupten, daß diese Kirche in jeder Hinsicht fehlerfrei oder durchaus vollkommen sei. Wir haben vielmehr schon in einer frühern Schrift die (meistens von der Mutter angeerbten) Fehler und Mängel derselben unverhohlen dargestellt und gerügt *). Allein nimmer kann dieß ein vernünftiges Mitglied unsrer Kirche bestimmen, dieselbe zu verlassen und zur römisch-katholischen überzutreten. Denn das hieße, bei Gott! aus dem Regen in die Traufe laufen. Die katholische Kirche hat sich, seitdem sie im weströmischen Reiche herrschend geworden, so weit von der ursprünglichen, höchst einfachen Lehre des Evangeliums entfernt, hat dieselbe in ein so künstliches, mit Menschensatzungen überfülltes, System von Dogmen verwandelt, hat sich mit einem so heidnischen Pompe willkürlicher Gebräuche, die nur das Auge blenden, höchstens die Einbildungskraft spielend beschäftigen, aber weder den Verstand befriedigen noch das Herz wahrhaft erbauen können, umgeben, hat endlich eine für den menschlichen Geist so drückende Priesterherrschaft begründet, daß, wer nicht aus zeitlichen Absichten übertritt, wie die Meisten zu thun pflegen, sondern bloß das Heil seiner Seele sucht, sich gewiß eben so sehr in seinen Erwartungen getäuscht finden wird, als Herzog Moritz Wilhelm. Dieser Fürst, der gleich vielen Andern mit seinem Gewissen zerfallen war, mochte wohl anfangs in der Versicherung des P. Schmeltzer, daß die katholische Kirche alle Sünden vergeben und ihn selig machen könne, einige Beruhigung finden. Das Gewissen ist aber ein schlimmer Mahner; es lässt sich nicht so leicht mit vielversprechenden

*) In der anonym erschienenen Schrift: Mahnung der Zeit an die protestantische Kirche bei der Feier ihres dritten Jubelfestes. Leipzig, 1817. 8. (s. Bd. 1. Nr. V.)

Redensarten beschwichtigen, wenigstens nicht auf die Dauer. Als daher der fromme Franke zum Herzoge die schon oben angeführten merkwürdigen Worte sagte: »Ihre Durchl. wird »in Ewigkeit zu keiner Ruhe der Seelen kommen rc.«, da mocht' ihm plötzlich ein Licht aufgehn, da mocht' er einsehn lernen, daß keine Lehre und kein Gebrauch und keine Kirche in der Welt, am wenigsten aber die katholische, ihn selig machen könne, wie sehr sich diese auch mit ihrer Alleinseligmacherei brüsten möge. »Lasset ab vom Bösen und lernet »Gutes thun!« — das ist der einzige Weg zur Seligkeit; und den wird euch, wenn ihr nur ernstlich folgen wollt, die protestantische Kirche, wie weit sie auch noch hinter dem Ideale der wahren Kirche zurückstehe, noch besser zeigen, als die katholische, weil sie in Dogma und Kultus einfacher und natürlicher ist, weil sie euren Verstand und euer Herz weder mit so seltsamen Lehren, wie die vom Fegefeuer und von der Brod= und Weinverwandlung in die Substanz des Leibes und Blutes Christi, noch mit so wunderlichen Gebräuchen, wie das Abhaspeln eines Rosenkranzes und das Knierutschen der für sich selbst oder gar für Andere Büßenden, bestricken, euch auch nicht zu geistigen Sklaven eines Pfaffen machen kann, der vielleicht ein noch weit größerer Sünder ist, als ihr selbst, und wohl gar im Herzen über eure dumme Unterwürfigkeit unter sein erlognes Ansehen lacht.

Ihr aber, die ihr in der katholischen Kirche geboren und erzogen seid — Priester oder Laien — denkt nicht etwa, daß ich's böse mit euch meine oder gar einen Groll gegen euch habe, indem ich für meine Kirche streite. Nicht einmal euren Glauben will ich stören, so abenteuerlich er mir auch vorkommt. Seid ihr nur wirklich und wahrhaft von dem überzeugt, was ihr glaubt, und haltet ihr das für nothwendig zu eurer Seligkeit: so lass' ich euch gern zufrieden. Aber ihr sollt auch uns zufrieden lassen, sollt nicht immerfort darauf ausgehn, sei's mit Gewalt oder mit List, bald diesen bald jenen unter uns zu fahen, um endlich die

ganze protestantische Kirche zu vertilgen! So lang' ihr von diesen proselytenmacherischen Umtrieben nicht lasset, werd' ich nicht aufhören, mit Wort und Schrift gegen euch zu kämpfen, und sie selbst auf landständischen Versammlungen zu denunziren *). Mögt ihr mich deshalb immer unduldsam nennen! das Böse soll man nicht dulden. — Nein es soll euch nicht gelingen, und wird euch nicht gelingen, das große und herrliche Werk der Kirchenreformazion zu zerstören. Eher wird der Erdball untergehn und unter seinen Ruinen die Stadt Rom mitsammt dem Vatikan und dem Papste begraben, ehe die protestantische Kirche unter= oder, was ebensoviel ist, in die eurige übergeht. Ihr Thoren, die ihr täglich und stündlich darauf sinnt, uns zu euch hinüberzuziehn, ihr beweiset eben dadurch, daß ihr weder die Welt noch eure eigne Kirche kennt. Während es in dieser überall gährt und braust, während das Heer der päpstlichen Trabanten, der Priester und Mönche, überall kleiner wird, während die Blitzstrahlen, die vom Vatikan aus geschleudert werden, sogar zum Kinderspotte geworden sind — während alles dieß unter und um euch her vorgeht, wollt ihr die protestantische Kirche erobern! Ihr

---

*) Im Allg. Anzeiger der Deutschen stand unlängst die von jener Seite kommende Nachricht, es habe zwar auf dem letzten königl. sächsischen Landtage zu Dresden ein einzeler Landstand eine Beschwerde über die auch im Königreiche Sachsen, wie überall, geschäftige Proselytenmacherei eingereicht, die übrigen Stände hätten aber die Beschwerdeschrift ad acta gelegt und dadurch hinlänglich zu erkennen gegeben, daß sie die Beschwerde für ungegründet hielten. Das ist auch so eine von jenen Lügen, womit man jenseit die Wahrheit zu verdunkeln sucht. Ich selbst übergab im Namen der Universität Leipzig, die ich damal zu vertreten die Ehre hatte, die Schrift, worin jene Beschwerde enthalten war. Die Stände haben sie nicht ad acta gelegt, sondern sind beigetreten, und erwarten auf dem nächsten Landtage die Erledigung der Beschwerde mit der Zuversicht, die einer Regierung gebürt, welche seit mehr als einem halben Jahrhunderte den Ruhm hat, die gerechteste in Deutschland, vielleicht in Europa, zu sein.

ches doch wohl die beste Religion wäre?« Franke erwiederte hierauf behutsamlich, wie der alte Erzähler sagt: »Ihro Hochfürstl. Durchl. werden ohne Zweiffel am besten »wissen, zu welcher Religion Sie sich bekennen. Das kann »ich aber mit aller Freudigkeit sagen, die römisch-katholische »Religion ist es nicht.« Darob ergrimmte der Pater und fing an, gewaltig auf Luther loszuziehn, wie denn diese Herren sich immer mehr an die Person als an die Sache zu halten pflegen, wohl wissend, daß sie dieser nichts anhaben können, während jene freilich ihre menschlichen Schwächen hat. Unter andern sagte er, »Lutherus habe an ei»nem gewissen Orte seiner Schriften selbst bekandt, der »Teuffel habe ihm Anlaß zur Reformation ge»geben, ingleichen, der Teuffel habe ihn zu ei»nem rechtschaffenen Theologen gemacht.« Franke hörte erst geduldig zu, dann beantwortete er jeden Punkt einzeln, und endlich fing er an, von der Buße und dem Christenthume dergestalt zu reden, daß alle anwesende Personen ob der Kraft und Gewalt seiner Rede erstaunten und »der Jesuit gantz consternirt und confus geworden.« Unter andern soll er gesagt haben: »Das sind mir rechte blinde »Leiter (die Jesuiten meynend), sie wollen andern den rech»ten Weg zeigen, und wandeln selber nicht darauf. Ja sie »führen die Leute recht beym Narrenseil herum. Anstatt »daß sie die Menschen zu Jesu Christo führen sollten, hal»ten sie die armen Seelen mit solchem Tändelwerk auf, »wobei sie nimmermehr zu einer wahren Gemüthsruhe und »rechten lebendigen Hoffnung des ewigen Lebens gelangen »können.«

»Der P. Schmeltzer« — fährt unser Erzähler fort, der hier wahrscheinlich nach dem Bericht eines Augenzeugen erzählt, denn er versichert (Th. 2. S. 114) diese Nachrichten »von sicherer und vornehmer Hand« zu haben — »wollte sich dagegen rechtfertigen; der Hr. Prof. Franke »aber sagte ihm derb unter die Stirn: »»O Herr Pater, »»er ist noch nicht in der rechten Schule gewesen; er muß

„„besser dran, sonst ist er in einem elenden Zustand, darin „„er von seinem ewigen Heyl wenig Versicherung hat.““— „Worauf der P. Schmeltzer höhnisch fragte: „„Ist er denn „„alleine in der Schule gewesen?““ — „Der Hr. Prof. „Franke versetzte: „„Davon ist jetzo die Frage nicht, son„„dern ob der Herr Pater drinn gewesen. Ich kann durch „„Gottes Gnade rühmen, daß noch mehrere denn ich darinn „„gewesen und die Frucht davon erfahren haben.““

Dieses etwas hitzige Tischgespräch, wobei der herzogliche Wein wohl auch seine Wirkung nicht verfehlt haben mag, machte einen so starken Eindruck auf des Herzogs Gemüth, daß er nach aufgehobner Tafel den Prof. Franke mit sich in sein Kabinet nahm und sich noch einige Stunden mit ihm unterhielt. Hier vollendete Franke das Werk, welches er so glücklich angefangen hatte. Er sagte auch dem Herzoge gerade heraus, was der P. Schmeltzer klüglich verschwiegen hatte, um nicht bei seinem hohen Gönner anzustoßen: „Ihre Durchl. wird in Ewigkeit zu keiner Ruhe „der Seelen kommen, wo Sie von Ihren Debauchen, „Unmäßigkeit und ungöttlichem Leben nicht will ablassen.“ Der Herzog nahm dieß auch nicht übel auf, entließ den Prof. Franke sehr gnädig, und wechselte noch einige Briefe mit ihm.

Endlich nach Beseitigung mancher Schwierigkeiten — denn man kann leicht denken, wie viel Selbüberwindung ein solcher Schritt kosten musste — entschloß sich der Herzog zum Rücktritt in die evangelisch-lutherische Kirche. Er reiste deshalb nach Pegau, ließ den dasigen Superintend zu sich kommen, und eröffnete demselben seinen Wunsch, in die von ihm verlassene Kirchengemeinschaft wieder aufgenommen zu werden. Dieß geschah denn auch ebendaselbst den 16. Okt. 1718, am 18. Sonntage nach Trinitatis, indem der Herzog in der Stadtkirche vor der Frühpredigt nach dem evangelisch-lutherischen Gebrauche öffentlich das Abendmahl empfing. Nach der Predigt ließ er folgende Abkündigung von der Kanzel verlesen:

tzer, in einem weltlichen Habit herum gegangen, und nebst dem Apostata Röder, Ihre Hoch-Fürstl. Durchl. Hochseel. Andenckens, nach und nach zur Römischen Religion beredet. Ich habe es auch gewust, daß sie Papisten, nicht aber, daß der nachmahlige P. Schmeltzer, ein Jesuit, unter dem weltlichen Habit verborgen wäre; Denn sie haben mich selbst, durch Anbietung zeitlicher Ehren-Aemter, Geld und Güter, zu bewegen gesucht, daß ich wieder zum Pabstthum treten solte! Allein ihre Lippen waren glätter denn Butter, ihr Mund voll Honig, aber ihr Hertze voller Galle. Und ich hatte mir die Lehre meines Heylandes allzu genau vor Augen gestellet, wenn er saget: Sehet euch für vor denen, die in Schaaffs-Kleidern zu euch kommen, inwendig aber sind sie reissende Wölffe. Doch da sich endlich Ihre Hochfürstliche Durchl. zur Catholischen Religion bekennet, so haben sie gar bald wahrgenommen, daß sich in dieser Religion keine Einigkeit im Wesen des Glaubens selbst befände. Nun weiß ich, daß der Jesuit Schmeltzer ehemals in meiner Gegenwart also geschlossen: Wo die wahre Lehre ist, da ist auch der wahre seeligmachende Glaube, und wo diese beyde beysammen seyn, da muß auch wohl die wahre Kirche seyn; Nun hat die Lutherische Kirche dergleichen Einigkeit nicht, Ergo, ist sie nicht die wahre Kirche.

Allein hier wäre nöthig gewesen, erstlich sattsam zu beweisen, daß bey denen so genannten Lutheranern weder die wahre Lehre noch der seeligmachende Glaube sey, und alsdenn würde das Conclusum richtig erfolget seyn: Ergo kan auch keine Einigkeit darinne, und sie folglich nicht die wahre Kirche seyn. Indem ich aber zur selbigen Zeit mit allen meinen wohlgemeinten und gründlichen Einwendungen wenig Gehöre fand, so muste ich es den lieben Gott befohlen seyn lassen, und mit der Zeit erfahren, daß sich Se. Hoch-Fürstl. Durchl. zur Römischen Religion gewendet. Allein es waren dieselbe kaum in die Römische Kirche recht eingetreten, so funden sie in derselben, anstatt der von denen verstellten Emissariis so hochgepriesenen Einigkeit, nichts als

lauter Uneinigkeit. Denn da sahen Sie, daß etliche unter ihren Lehrern, ja sogar das berühmteste Concilium derselben, alle Sünden im Beicht-Stuhl Haar-klein erzehlet haben wolten, wie das Concilium Tridentinum Sess. XIV. Cap. 5. Ingleichen Keginalis und andere Römische dieser Lehre beypflichtende Doctores mehr bezeugen: Andere aber solches gänzlich negirten. Es kam ihnen auch der berühmte Streit zwischen den Thomisten und Scotisten vor Augen, da jene statuirten, daß man gleich zu Anfang der Messe das Wasser nebst dem Wein in den Kelch eingiessen müste, diese aber solches platterdings verneineten, wie solches bey Fagundo, Sanchez Hucz und so ferner zu ersehen. Im heiligen Abenmahl selbst fanden sie an der Lehre von der Transsubstantiation gar viele dissentirende Meinungen unter den Lehrern ihrer Kirche, und must erfahren, daß Cajetanus, einer der grösten Stützen des Römischen Stuhls, lib. V. Sent. Quaest. 6. Art. 2. öffentlich bekennete, daß solche in der heiligen Schrifft nicht gegründet wäre; Da hingegen andere, und unter ihnen vornehmlich der berühmte Cardinal Bellarminus lib 3. de Eucharist. Cap. II. daß sie selbige der heiligen Schrifft gemäß zu seyn, quasi pro aris et focis, behaupteten. Ein gleiches fanden auch Se. Hoch-Fürstl. Durchl. an dem, bei den Papisten so hochgepriesenen Lehr-Satz von dem Meß-Opffer. Denn da sagten einige: Sacrificium missaticum vere et proprie tale non esse; Andere aber statuirten das Gegentheil, wovon der gelehrte und von den Päbstlern noch nicht wiederlegte Gerhardus, Confess. Cathol. pag. 200 et sqq. ingleichen in seinem Epitom. p. pag. 150. und der hochgelehrte Martinus Chemnitius, in Exam. Concil. Trident. p. 313. et seqq. weitläufftig nachzusehen. Was nun endlich den Knecht Ruprecht, oder die so genannte Haupt-Grundfeste der Römischen Religion, das Fegfeuer betrifft, so haben sich Ihre Hoch-Fürstl. Durchl. hochseel. Andenckens vielleicht eingebildet, bey den Papistischen Lehrern in diesem Puncte die gröste Einigkeit zu finden, zumahl da ihre Küchen- Keller- und

tät nicht eher exerciren, als biß ihnen dieselbe von den vornehmsten Gliedern der Kirche, so potestatem delegatam von allen Gliedern des Pabstthums haben, aufgetragen wird. Ob aber diese mehr nach fleischlicher Herrschsucht, als nach dem Sinn des Geistes schmeckende Hierarchie aus dem neuen Testament könne erwiesen werden, daran werden diejenigen grossen Zweiffel tragen, so die heilige Schrift mit gehörigem Fleiß und Nachdenken durchlesen haben.

Es gründen zwar die Papisten ihre absurdeste Meynungen, dem Schein nach, durchgehends auf die Heil. Schrifft, und suchen denenselben, durch Verdrehung derer Worte, auch andere verbotene Kunst-Griffe einen Anstrich zu geben, in der That aber wird die Heil. Schrifft bey ihnen nicht weiter geachtet, als sie sich nach dem Küchen-Interesse der faulenzenden Pfaffen, und der dasselbe unterstützenden Infallibilität des Pabsts accommodiren läst. Und dahero statuiret man auch bey ihnen, daß niemand, als der Pabst die Schrifft gründlich und ohne alle Wiederrede erklären könne; ja daß das Wort Gottes keine würkende Krafft noch Nachdruck haben könne, wenn ihm solche nicht von der Kirche und von dem Oberhaupt derselben gegeben würde, wie solches Blandasinus, Hosius, Sonnius, Pigius, Eckius und andere hochtrabende Doctores der Päbstlichen Kirche trotziglich behaupten. Zwar wenn man die Sache beym Lichten ansiehet, und das Interesse des Römischen Stuhls also, wie es würcklich ist, und der Freyherr von Puffendorff in seiner natürlichen Blösse beschrieben hat, in genauen Augenschein nimmt; So kan es, soll dasselbe länger bestehen, nicht anders seyn, als daß die Autorität des Pabsts und dessen Ausspruch der heiligen Schrifft weit vorgezogen werden muß. Denn auf diese Art hat der Pabst allemahl freye Hände, das Religions-Wesen also einzurichten, wie es sein eigen und der von ihm dependirenden Clerisey Interesse erfordert, es mag nun der heiligen Schrifft und dem darinne enthaltenen Ausspruch des heiligen Geistes gemäß seyn, oder nicht. Und daher ist es kein Wunder, wenn die einfältigen Leute be-

denen Papisten, wenn man sie fraget, was sie glaubeten, zu antworten pflegen: Ich gläube, was der heilige Vater zu Rom, und unsere heilige Mutter die Kirche gläubet. Also siehet man wohl, daß in der römischen Kirche dem Pabst mehr Glauben, als Christo selbst gegeben werde, da doch die Päbste Menschen, und, wie aus der Historie sattsam zu erweisen, offt die schlimmsten und gleichsam die Quint-Essenz unter den Gott mißfälligen Menschen gewesen sind; Christus hingegen, aller Papisten Geständniß nach, wahrer Gott ist, und auch in Ewigkeit bleiben wird. Ja es haben sich einige Papisten auch wohl vor gantzen Conciliis, in denen Zeiten vor der heilsamen Reformation Lutheri so weit vergangen, daß sie denen Päbsten das Praedicat Gott gegeben; denn da bezeugen die Acta des Consilii Florentini part. III. daß Johannes, ein Egyptischer Abt, Pabst Eugenium IV. also angeredet: Ich bin Staub und Asche, und knie hier vor dir, o Eugeni, der du ein Gott auf Erden, und des Christi im Himmel Stadthalter, rc. Diese Schmeicheley gefiel dem Pabst so wohl, daß er so gleich in das Ansuchen des obbemeldten Abts willigte. So schreibet auch Antonius Puccius, Clericus camerae Apostolicae, in Concil. Lateran. Sess. IV. et IX. Papst Leoni X. göttliche Ehre zu, welches auch jetzt gemeldter Pabst approbiret. Doch was braucht es vor Mühe diese Sache mit Exempeln zu illustriren, man findet ja klärlich in Jure Canonic. gloss. ad Caput cum inter 4. verbo. declaramus de verb. significatione in Extravag. Johannis XXIII. diese Glossam: Herr Gott unser Pabst. Es hat zwar Thomas Manerigius, sacri palatii Magister, in seiner Censura über die glossas Juris Canonici angestanden, diese glossam passiren zu lassen, und dieselbe gäntzlich ausmertzen wollen; Allein Papst Gregorius XIII. hat selbige nicht allein beyzubehalten befohlen, sondern in seiner am 1. Jul. Anno 1580. publicirten Bulla noch weit mehr dergleichen Redens-Arten mit einfliessen lassen. Da nun dieses alles Ihre Hochfürstl. Durchl. nach Dero hocherleuchtetem Verstande reiflich erwo-

gen, auch sich des Ausspruches Ihres theuersten Heylandes erinnert, welcher gesaget: Du solt anbeten Gott deinen Herrn, und ihm allein dienen; Ingleichen derer Worte: Daß Gott seine Ehre keinem andern, noch seinen Ruhm den Götzen geben wolle; so haben sie sich auch hierdurch bewegen lassen, aus dem Dienst-Hause des Römischen Egyptens auszugehen.

Die dritte Motive.

Desgleichen, daß denen Verdiensten Christi die Meriten der Mönche, Nonnen und Pfaffen, als auch ihr Meß-Lesen 2c. vorgezogen wird.

Erläuterung der dritten Motive.

Es hat der Jesuit, Pater Schmeltzer, Ihrer Hochfürstl. Durchl. hochseel. Andenckens gleich anfangs die den Päbstischen Pfaffen so vorträgliche Principia beygebracht, daß man, zu Erlangung der ewigen Seeligkeit, die von heiligen Leuten, und sonderlich denen Mönchen und Pfaffen, durch ihre gute Wercke erworbene Verdienste, in Ermangelung seiner eigenen guten Wercke, zu Hülffe nehmen müsse, wovon dieser Jesuit, allem Ansehn nach, viel Geld gezogen hat. Es liegt auch ohne dem aller Welt vor Augen, was man im Pabstthum vor Wesens von denen verdienstlichen guten Wercken der Mönche und Pfaffen mache, und solche bis in den Himmel erhebe; denn es ist einer von denen vornehmsten Glaubens-Articuln der Römischen Kirche, daß Jesus Christus durch sein bitteres Leiden und Sterben die Menschen zwar mit Gott versöhnet, und ihnen einen Zutritt zu dem himmlischen Vater zuwege gebracht; Allein die Genugthuung vor seine Sünde müsse ein jeder selbst durch seine eigene, oder in Ermangelung derselben, durch der Mönche, Pfaffen, oder anderer heiligen Leute gute Wercke bewerkstelligen. Und dahero, weil doch ein jeder Mensch die wahre Glückseeligkeit zu erlangen suchet, bricht sich auch der geringste unter denen

Papisten, so viel als möglich, von seinem Maul ab, und schleppet es den Mönchen, Pfaffen und Nonnen zu, damit sie vor ihn beten, und denselben ihrer guten Wercke theilhaftig machen möchten. Ja es geschiehet wohl manchmahl, daß der Bauer und sein Weib, mit ihren Kindern und Gesinde, ungemachte Speisen essen, und hingegen ihre Butter und Fett denen Pfaffen, Mönchen und Nonnen bringen, durch diese Gutthätigkeit etwas von ihren Wercken zu erschnappen. Mir selbst schwebet noch im frischen Andencken, daß zu der Zeit, als ich ein papistischer Meß-Pfaffe gewesen, mir die Bauern Lämmer, Schaafe, Gänse, Hüner, und dergleichen zugetragen haben, sie aber davor Hunger gelitten, nur daß ich ihnen mit meinen guten Wercken zustatten kommen, auch ihrer abgestorbenen guten Freunde und Anverwandten in der Seelen-Messe zum besten gedencken, und vor sie bitten möchte. Woraus denn zu ersehen, wie hoch die Papisten die guten Wercke und Verdienste ihrer Pfaffen, Mönche und Nonnen zu halten pflegen. Weil aber der gröste Theil solcher Pfaffen, Mönche und Nonnen insgemein aus ruchlosen und boßhafften Leuten bestehet, die zwar den Schein eines gottseligen Lebens haben, aber seine Krafft verläugnen, und also in ihren Gewissen überzeuget sind, daß sie selbsten wenig gute Wercke aufzuweisen haben; so requiriren sie insgemein, wenn es mit denen einfältigen Leuten zum Sterben kommt, die Wercke ihrer so genannten Heiligen in subsidium, und ruffen den halb erstorbenen Leuten zu: Jesus, Maria, Joseph stehe dir bey. Heilige Maria, hilff deinem Diener und deiner Dienerin durch deine Verdienste; heilige Barbara, stehe deinem Diener bey, und was dergleichen, der Ehre unsers Heylandes und seinem vollgültigen Verdienst und Leiden nachtheilige Dinge mehr sind. Wenn nun ein rechtschaffener Lutheraner, der sein Vertrauen allein auf das Verdienst seines Herrn und Heylandes Jesu Christi setzet, sich zur Sterbens-Zeit bei einem Papisten befinden solte, so würde er sehen, wie so gar armseelig die päbstischen Pfaffen in dergleichen Frangenti die Sterbenden trösten, hingegen was sie

vor scheinbare und gekünstelte Argumenta auzuführen wissen, sich mit derselben hinterlassenem Vermögen zu bereichern. Da wird von nichts, als vom Fegfeuer, von Seelen-Messen, von Verdiensten derer Heiligen, guten Wercken der Pfaffen, Mönche und Nonnen geredet; der vollgültigen Genugthuung unsers Herrn und Heylandes Jesu Christi aber gar selten, auch öfters leider! wohl gar mit keinem Jota gedacht.

Da nun dieses Ihre Hochfürstl. Durchl. hochseel. Andenckens, als ein hocherleuchteter Fürst, reifflich erwogen, so hat es nicht anders seyn können, als daß Sie auch hierinnen den Würckungen des guten Geistes Gottes Gehöre gegeben, und sich, aus Abscheu vor dergleichen Greuel, entschloßen, zu der wahren Evangelischen Religion zurücke zu treten.

Die vierdte Motive.

Weil kein Christ der Gnade Gottes und seiner Seeligkeit könne bey dem Römischen Glauben gewiß seyn.

Erläuterung der vierdten Motive.

Dieses ist ein offenbarer Lehr-Satz der päbstischen Kirche, worinn absolut behaubtet wird: Daß niemand seiner Seeligkeit könne gewiß seyn. Und dieses, wegen des von ihren Lehrern gemachten Unterscheids, zwischen der Schuld und Straffe der Sünden. Denn sie sagen: Christus hätte zwar vor alle Menschen genug gethan, und die Schuld ihrer Sünden gebüsset, die Straffe derselben aber müste ein jeder Mensch selbst ausstehen, oder dagegen mit seinen guten Wercken, oder in Ermangelung derselben, mit denen Verdiensten der Pfaffen, Mönche und Nonnen compensiren. Nun kann keiner wissen, ob seine eigene, oder auch die geborgten guten Wercke, die Straffe seiner Sünden sattsam gehoben, und muß folglich zweiffeln, ob ihm seine Sünden von Gott vergeben seyn, oder nicht. Wo nun keine vollständige Vergebung der Sünden ist, da ist auch kein Leben und Seelig-

keit; und ein solcher Mensch kann sich der Gnade Gottes nicht versichert halten. Doch gesetzt, daß auch ein Papist auftreten und sagen könnte, daß er mit seinen eigenen oder doch erkaufften guten Wercken Gott vor die Straffe seiner Sünden genug gethan hätte, so wird ihm doch der eigennützige Pfaffe noch einen Scrupel machen, auch wohl gar ins Gesicht sagen, daß, allem diesen ohngeachtet, er dennoch nicht völlig versichert seyn könte, ob er in der Gnade Gottes stünde, und ein Kind der ewigen Seeligkeit wäre. Es thut aber solches die päbstische Clerisey darum, damit sie die Läyen in beständiger Furcht, und dabei die Gelegenheit erhalten möge, ihnen ihre gute Wercke, von Zeit zu Zeit, um Geld und Guth vertrödeln, und sich dadurch bereichern zu können. Denn statuireten sie, daß Christus mit seinem vollgültigen Verdienste Gott vor die Sünden der Menschen vollkommen genug gethan, so würde sich niemand um die Verdienste der Mönche, Pfaffen und Nonnen bewerben, und folglich die dem Päbstlichen Clero so vorträgliche Krämerey auf einmahl in das Stecken gerathen. Statuirten sie aber, denen guten Wercken, so ein jeder, die Straffe seiner Sünden abzuverdienen, thun müste, Maaß und Ziel, so würde auch ihrer Geld-Schneiderei dadurch gewisse Maaß und Ziel gesetzet. Dieses alles nun haben Se. Hochfürstl. Durchl. hochseel. Andenckens sehr wohl erwogen, und da sie sattsam überzeugt gewesen, daß Sie bey der von ihnen verlassenen Protestantischen Religion ihrer Seeligkeit gewiß seyn können, so haben sie sich auch diese Ueberlegung bewegen lassen, von der Römischen zu derselben wieder zurück zu treten. Daß wir aber unserer Seeligkeit vollkommen versichert seyn können und müssen, solches erhellet aus folgenden Schrifft-Stellen, als: Jac. I, 6. 7. 8. Rom. V, 1. 2. 5. Rom. VIII, 38. 39. 2 Tim. I. 12.

Die fünffte Motive.

Daß der Vulgata, oder der Lateinischen Bibel mehr zu trauen sey, als dem Grund-Text.

Erläuterung der fünfften Motive.

Als Se. Hochfürstl. Durchl. Hochseel. Andenckens sich einsmahls, ehe Sie noch zur Papistischen Religion eingetreten, mit mir, in Gegenwart Ihro Königl. Hoheit, dero Frau Gemahlin unterredeten, so sagten sie unter andern, es wäre viel Gutes im Pabstthum, wann sich nur die Papisten an ihre Vulgatam nicht so sehr hingen, sondern die Bibel in Teutscher Sprache im Schwange gehen liessen. Sie änderten aber, kaum nach Verfliessung 14. Tage, diese ihre Meynung, und wusten nicht genung Worte zu finden, die Vulgatam über alle Versiones der heiligen Schrifft, ja den Grund-Text selbst zu erheben. Allein nun sehe ich Gottlob! aus vorstehender Motive, daß sie vorgedachte ihre Meynung gäntzlich geändert. Sie haben auch daran sehr wohl gethan; denn welcher Mensch wolte wohl, an statt einer reinen Quelle, eine Pfütze, und an statt des süssen, bitteres Wasser zu seiner Erquickung suchen. Es steckt ja, wie bekandt, die Päbstliche Vulgata voller Fehler, und Isodorus Clarius, ein Päbstlicher Scribent, gestehet öffentlich, daß er über achttausend Fehler darinne angetroffen. Es beweiset es auch Arias Montanus, und andere, klärlich, daß diese Uebersetzung sehr schlecht gerathen sey. Dennoch gilt sie, und wird andern Uebersetzungen, ja so gar dem Grund-Text weit vorgezogen, weil man in derselben so viel gemeistert hat, daß sich die Worte füglich verdrehen, und auf die von dem eigennützigen Clero zu dessen Vortheil ersonnene Lehr-Sätze taliter qualiter appliciren lassen. Und damit ja endlich die Päbstliche Religion nicht ohne Bibel seyn möge, so haben zwar die Päbste die Vulgatam beybehalten, jedoch daran nichts zu ändern, oder im geringsten davon abzugehen, bey Straffe

des Bannes verboten, wie aus den Actis des Concilii Trident. Sess. IV. Dec. 2. ingleichen bey Bellarmino Lib. II. de verbo Dei, Cap. 10. klärlich zu ersehen. Es befleißigen sich dahero auch die wenigsten Papistischen Studiosi Theol. auf Erlernung des Grund=Texts: Und kan ich mit Grund der Wahrheit schreiben, daß kein einiger Pfarr in allen Papistischen Reichen und Staaten auf dem Lande ist, der die Grund=Sprache verstehet; ja es giebt leider! sehr viel Pfaffen, die nicht einmahl eine Bibel im Hause haben. Es würde sich auch wohl mancher verwundern, wenn man eine Bibel bey ihm suchen solte. Wofern man aber nach Würfeln und Karten fragen wolte, so würden sie einem die schönsten Editiones vorzulegen wissen; indem sie es darinne zu einer scil. gar löblichen Praxi gebracht, auch Würffel und Karten die Quint-Essenz ihrer Bibliothequen sind. Zur Noth ein Breviarium und eine schöne Coqua, das sind die beliebtesten Bücher, worüber die Pfaffen Tag und Nacht zu liegen pflegen. Ich weiß mich noch aus der Conversation mit dem ehemahligen Sachsen=Weydischen Beicht=Vater, Pater Schmeltzern, zu erinnern, daß er weder die Ebräischen noch Griechischen Buchstaben gekennet, und mich nur ausgelachet, als ich mich in denen mit ihm gehabten Disputen auf den Grund=Text beruffen. Er fragte mich dabey, was mich und ihn der Grund=Text hülffe, man müste sich an denen Traditionibus der Päbste genügen lassen, welches er mit folgendem Argument zu behaupten suchte: Einem Gesetz=Geber, er möchte Käyser oder König seyn, stünde ja frey, die Gesetze, so er gegeben, entweder nach Belieben gäntzlich aufzuheben, oder zu ändern. Nun hätte Christus die Bibel den Menschen als ein Gesetz vorgestellet, und stünde es also ihm, oder doch in seiner sichtbahren Abwesenheit, seinem auf Erden befindlichen Stadthalter frey, dasjenige, was sich in der Bibel befände, und in der Kirche nicht zuträglich wäre, entweder gar aufzuheben, oder zu ändern. Nun wäre vieles in der Bibel enthalten, was mit den Grund=Sätzen seiner von ihm so genandten wahren Catholischen Kirche nicht überein

stimmete, sondern derselben zuwider wäre; Ergo könte der Pabst, als Christi Stadthalter, solches nach Belieben gar auffheben, oder ändern. Ich mochte nun die bündigsten Argumenta darwider einwenden, so gut als ich kunte, so war dennoch der Herr Pater von diesem so ruchlosen Principio nicht abzubringen. Und ob ihm zwar damahls Ihre Hoch-Fürstl. Durchl. Hochseel. Andenckens hierinnen beypflichteten, so haben sie doch nach der Zeit reifflicher überlegt, was Joh. I. 8. 1 Cor. I. 2. Gal. I. 1. Petr. I. Joh. I. geschrieben stehet, und sich durch diese Meditation bewegen lassen, die ausgehauenen Brunnen, in welchen kein Wasser ist, nemlich die Vulgatam zu abandoniren, und die reine Quelle, das ist, das in dem Grund-Text befindliche wahre Wort Gottes unter denen Protestirenden zu suchen.

Sechste Motive.

Daß die Gnaden-Wahl von guten Werken dependire.

Erläuterung der sechsten Motive.

Was ich in der Erläuterung der dritten Motive angeführt, kan hieher wiederholet werden. Doch will ich noch darzu jedermann deutlich vor Augen stellen, was die Gnade Gottes eigentlich an den Menschen thue. Hierbey aber werde ich den Menschen auf dreyerley Art betrachten, und zwar (1) wie er bekehret werden soll, (2) wie er bekehret wird, und (3) wie er sich nach der Bekehrung anstellet.

(1) Dem Menschen, der bekehret werden soll, kommt (gratia praeveniens) die vorhergehende Gnade zu statten. Hier lehren die Päbstler, daß der Mensch nicht geistlicher Weise gantz todt sey, sondern nur in Sünden schlaffe, und also nur von der vorhergehenden Gnade auffgewecket werde; Er bekomme aber diese Gnade nicht, wo er sich nicht zugleich mit bemühe, laut ihrer und ehemals des Pelagii Regul, (homini facienti, quod in se est, Deus donat gratiam)

wenn der Mensch thut, was in ihm ist, so schenckt ihm Gott seine Gnade. Der Jesuit Costerus vergleicht den Unwiedergebohrnen mit einem, der in eine finstere Grube gefallen ist und darinnen entschläfft, es kömmt aber ein Freund, der ihn aufweckt, und sich dessen wieder annimmt, indem er ihm einen Strick zuwirfft, an welchen er sich halten soll. Gleich wie nun, sagt Costerus, ein solcher Mensch nicht nur an sich würcken und handeln läst, aus der Grube heraus zu kommen, sondern auch selbst mit würcket; so gehe es auch mit der Bekehrung zu. Hierauf aber antworte, welches selbsten wohl ohne Zweiffel auch Se. Hochfl. Durchl. hochseel. Andenckens werden gethan haben, daß der Mensch, wenn er bekehret werden soll, nicht das geringste beytrage, oder beytragen könne, denn er ist todt in Sünden, und soll lebendig gemacht werden. So wenig nun, als der Jüngling zu Nain, oder ein anderer, der von den Todten wieder erwecket worden, sich selbst zu helffen vermochte; so wenig Vermögen findet sich auch bey einem, der noch nicht bekehret ist, sich selbsten zu helffen. Er ist wie ein Stock, oder Stein, der nichts dabey thut, wenn der Künstler was daraus bilden will; ja er ist noch ärger als ein solches Klotz, denn das Klotz widerstrebet dem Meister nicht, wie die Unwiedergebohrne offtmahls Gott und seinem Worte widerstreben. Dessen haben wir ein Exempel an den Jüden, zu denen Stephanus sprach: Actor. VII. 51. Ihr Halßstarrige und Unbeschnittene an Hertzen und Ohren, ihr widerstrebet allezeit dem heiligen Geist, wie eure Väter, also auch ihr. Und solches geschiehet so lange, biß Gott, durch die vorhergehende Gnade, den Riegel von dem Hertzen hinweg schiebet. Das ist der Anfang zu der Bekehrung, wovon Christus saget: Apoc. IV. 20. Siehe, ich stehe vor der Thür, und klopffe an. So jemand meine Stimme hören wird, und die Thür aufthun, zu dem werde ich eingehen, und das Abendmahl mit ihm halten, und er mit mir. Welches in und nach der Bekehrung völlig erfüllet wird.

(2) Bei dem Menschen, indem er bekehret wird, ist

(gratia perficiens) die vollführende Gnade geschäfftig. Hier lehren die Papisten abermahls, daß solche Gnade nicht lediglich von Gott käme, sondern es dependirete dieselbe auch von unserm freyen Willen, welcher in der Bekehrung mit Gott würckete, so, daß die Bekehrung billich vor Gottes, und auch unser eigenes Werck gehalten würde; darauf ziehlet der Lehr-Satz des Tridentinischen Concilii, Sess. VI. can. II. So jemand saget, daß die Gnade, wodurch wir gerechtfertiget werden, nicht anders sey, als Gottes Gnade, der sey verflucht! Es dienet aber zur Antwort, daß auch die Bekehrung an sich selbst, ein blosses Gnaden-Werck Gottes sey, und der Mensch auf keinerley Weise mit Gott würke. Denn aus Gnaden werden wir seelig, und zwar aus solcher Gnade, die den Wercken und allem, was in uns ist, durchaus entgegen gestellet wird; denn es heist, Eph. II, 8. 9. Aus Gnaden seyd ihr seelig worden, durch den Glauben, und dasselbige nicht aus euch, Gottes Gabe ist es, nicht aus den Wercken, auf daß sich nicht jemand rühme. Dann wenn Paulus allhier von der geistlichen Lebendigmachung und Auferweckung, wodurch die Bekehrung beschrieben wird, handelt, weiset er uns allein auf Gott, der reich ist von Barmhertzigkeit durch seine grosse Liebe, damit er uns geliebet hat. Diese Liebe und dieser Reichthum der Barmhertzigkeit muß alles ausrichten. Der Mensch kann Gott ungehorsam seyn; aber er kann sich nicht zu ihm bekehren, wo nicht Gott in ihm würcket, beyde das Wollen, und das Vollbringen, nach seinem Wohlgefallen, Phil. II, 13.

(3) Wenn der Mensch allbereit bekehret ist, äussert sich (gratia cooperans, aut subsequens) die mitwürckende, oder nachfolgende Gnade. Hier lehren die Papisten, daß der bekehrte Mensch, wenn er Gutes thut, aus seinen eigenen und natürlichen Kräfften mit Gott würcke, wie denn Bellarminus lib. 4. de gratia et libero Arbit. c. 15. ausdrücklich schreibet: Daß Gott mit dem freyen Willen nicht anders zusammen trete, als wenn zwey Men-

schen zugleich einen Stein fortstossen, oder ein Schiff fortschleppen. Ja es kömmt so weit, daß man sich im Pabstthum einbildet, Gott würde mehr dem Menschen, als der Mensch Gott schuldig; Wenn sie die guten Wercke, als die verdienstliche Ursache, in den Artickul von der Rechtfertigung ziehen. Wogegen der Apostel Paulus Eph. II, 4. 5. 6. sich also hören läßt: Gott, der da reich ist von Barmherzigkeit, durch seine grosse Liebe, damit er uns geliebet hat, da wir tod waren in Sünden, hat er uns samt Christo lebendig gemacht, (denn aus Gnaden seyd ihr seelig worden) und hat uns samt ihm in das himmlische Wesen gesetzet, in Christo Jesu. Zu Erläuterung dessen ist zu mercken, daß der bekehrte Mensch zwar mit Gott würcke; jedoch nicht aus eigenen und natürlichen, sondern von Gott verliehenen Kräfften: Denn er wird ins himmlische Wesen versetzet in Christo Jesu. Welches uns nicht allein im Himmel der ewigen Herrlichkeit, sondern auch allhier im Himmel der Gnaden wiederfähret, da uns Gott schon seegnet mit allerley geistlichem Seegen in himmlischen Gütern, Eph. I, 3. Vermöge dieses geistlichen Seegens werden wir Gottes Mitgehülffen, aber so, daß wir ihm immer schuldig bleiben, und um Erhaltung seiner Gnade mit David ruffen müssen, Ps. XXVII, 9. verbirge dein Antlitz nicht für mir, und verwirff nicht im Zorn deinen Knecht: Denn du bist meine Hülffe. Laß mich nicht, und thue nicht von mir die Hand ab, Gott mein Heyl. Ich könte noch mehrers von der Gnaden-Wahl der Papisten, so von den guten Werken dependiren soll, schreiben, welches ich aber biß zu einer andern Gelegenheit will verschoben haben. Genug ist es, daß dieses eine der Bewegungs-Ursachen gewesen, warum Se. Hochfürstl. Durchl. hochseel. Andenckens von dem Pabstthum abgetreten seyn *).

*) Daß hier auf beiden Seiten viel Wortstreit und Verwirrung herrsche, bedarf wohl keines Beweises. Die Polemik jener Zeit warf sich immer auf die Extreme. K.

Die siebende Motive.

Daß alle Sünden in der Beichte, als für ein Tribunal, oder Richter-Stuhl, erzehlet werden müss NB. Welches doch Se. Hoch-Fürstl. Durchl. ho seel. Andenckens niemahls gethan.

Erläuterung der siebenden Motive.

Daß Se. Hochfürstl. Durchl. hochseel. Andenckens d ses niemals gethan, wird kein gescheuter Mensch in Abr seyn! Denn wem ist unbekant, daß dieser Fürst einer gelehrtesten Fürsten in gantz Europa gewesen, dessen Fü licher Mund so viel Sprachen geredet, und ihm kei quoad historiam, es können nachthun; Schmeltzer, gar nicht gegründet, und öffters von dem Herrn Sc Rectore nur in einer geringen Sachen convinciret w den, durffte sich nicht unterstehn, Se. Hoch-Fürstl. Dur Hochseel. Andenckens darzu zu bereden, und zwar zu ei solchen Glaubens-Artickul der Päbstler, in welchem sie selbsten widersprechen. Doch behaupten die mehresten Papisten, daß dergleichen genaue Erzehlung aller und j Sünden von Gott selbst erfordert werde. Das giebt Bel minus lib. III. de poenit. c. 3, zu verstehen, w er schreibet: Es ist nöthig, alle und jede Sünden d Priester zu entdecken, und zwar von des göttlichen Re wegen. Und die Triedentische Kirchen-Versammlung f met damit überein, so gar, daß sie den in Bann thut, solches vor ein Menschen-Fündlein zu halten, oder au geben, sich unterstehen wolte, Sess. XIV. can. 8. Wa man aber so gar ernstlich auf die Erzehlung der Sün bringe, solches hat Franciscus Albanus in der Päl chen Anatomia C. 15. pag. 107. sqq. gar fein au führet. Unter andern erweiset er, daß solches der r Brunnquell des dem Römischen Stuhl so vorträglichen lasses wäre, daß hierdurch große Schätze, wegen der suum reservatorum, der vorbehaltenen Sünden-F

nach Rom flössen, daß hierauf das Ansehen der Priester beruhe, daß sie alle Heimlichkeiten der Menschen, so gar auch der grösten Potentaten erforschen, auch dadurch Anlaß überkommen könten, hin und wieder mehr, als die Fürsten selbst, zu regieren. Es ist aber aus der Heil. Schrifft bekannt, daß dergleichen genaue Erzählung aller und jeder Sünde von Gott nicht erfordert werde: Denn weder in der Geschichte vom bußfertigen Zöllner, welcher uns doch als ein vollkommener Buß-Spiegel vor die Augen gestellet wird, noch in andern Orten Heil. Schrifft, finden wir das geringste davon. Vielmehr vernehmen wir dagegen, daß es der heilige Gott selbst für unmöglich hält. David betete, Ps. XIX. 13. Wer kan merken, wie offt er fehlet? Verzeihe mir auch die verborgenen Fehle. Das müssen, nebst David, ich und alle bekennen; doch was braucht es hier vor weitläufftigen Beweiß, da unterschiedene, und zwar nicht geringe Päbstliche Scribenten, selbst mit uns einig seyn, daß man hiervon weder im alten, noch neuen Testament etwas finde. So schreibet der Glossator über das päbstliche Recht, Johannes Scotus, Nicolaus de Orbellis, Panormitanus, Felinus und andere mehr, deren Worte der Länge nach bey Gerhardo Conf. Cath. L. 2. P. 3. Art. 16. cap. 4. können gesuchet und gelesen werden. Genug aber ist es mir, daß Ihre Hoch-Fürstl. Durchl. hochseel. Andenckens ein solches, laut eigener Bekänntniß, niemahls gethan, und dieses eine der vornehmsten Motiven gewesen, warum sie vom Pabstthum abgegangen. Nun will ich auch ferner betrachten:

Die achte Motive.

Daß die hohe Obrigkeit gar keine Macht in Kirchen-Sachen habe.

Erläuterung der achten Motive.

Von dieser Materie wird sehr viel in dem unter der Presse liegenden Tractätlein vorkommen, welches den Titul

führet: Die bey den Papisten höchst-gepriesene Helden-Thaten in Zuwegebringung des früh-zeitigen Todes Evangel. Fürsten.

Ohngeachtet nun dieser Glaubens-Artickul einer Gemeinde, ja einer gantzen Republic höchst schädlich, so behaupten ihn doch die Papisten, und sprechen, daß die weltliche Obrigkeit nichts in geistlichen Dingen zu verordnen, noch von der Religion zu sprechen Macht habe. Darum saget Bellarminus I. de Laicis cap. 17. et 18. der Obrigkeit stehet nicht zu, von der Religion zu urtheilen, sondern nur die Religion zu beschützen. Und an einem andern Orte Lib. I. de Rom. Pont. c. 7. läßt er sich also vernehmen: Die weltlichen Könige haben mit dem Regiment der Kirchen nichts zu schaffen; in welcher Meynung auch der Cardinal Baronius gestecket. Daher sind in den letztern Büchern seiner Kirchen-Historie die Fränckischen und andere Könige aufs ärgste durchgehächelt, ja der Ketzerey beschuldiget worden, weil sie sich der Kirchen-Sachen angenommen. Es dienet aber dagegen zu wissen, daß die Obrigkeit etwas in geistlichen Dingen anzuordnen, und von der Religion zu urtheilen, allerdings Macht habe. Ich will zwar hier nicht eine Caesaro-Papiam, oder ein Kayserliches Pabstthum behaupten, und der Obrigkeit in Kirchen-Sachen alles gestatten, oder die geistliche und weltliche Aemter unter einander mengen; sondern meine Meynung ist diese, daß, wie einem jeden Christen zustehet, nach Gottes Wort von der Religion zu urtheilen, also solches ebenfals der Obrigkeit zukomme, welche alsdenn nach geschehener Prüfung schuldig ist, über der rechten Religion zu halten, auch wohl zuzusehen, daß in äusserlichen Dingen alles in der Kirche Gottes ehrlich und ordentlich hergehe, 1. Cor. XIV, 40. Solches erfordert der Titul der Obrigkeit vornehmlich in der Grund-Sprache unsers Texts, wenn Paulus von der (ἐξουσίαις ὑπερ ἐξουσίαις) hohen oder übersteigenden Gewalt redet, gleichsam als wenn er uns die Majestät vorstellen, und nach der Politicorum Art be-

schreiben wolte, daß sie potestas in civitate supra omnem potestatem, eine, sich bey einem wohleingerichteten Volcke über alles, und demnach auch über das geistliche, so weit es Gottes Wort zulässet, erstreckende Macht sey. Da nun Ihre Hochfürstl. Durchl. hochseel. Andenckens, die selbst ein regierender Herr gewesen, hieraus die miserable Condition derer papistischen Fürsten erkennet, die sich zwar souveraine Fürsten nennen, öffters aber kaum über die Helffte ihrer Unterthanen zu herrschen haben, und eine arrogante Composterität des römischen Stuhls neben ihrer Souverainität dulten müßen; hingegen sich dißfals der, denen protestirenden Fürsten, nach Anleitung des Göttl. Worts, zu gestandenen souverainen Regierung über ihre Geist- und Weltl. Unterthanen gar wohl erinnert haben, so ist auch diese Erinnerung ihnen eine Bewegungs-Ursache gewesen, sich von diesem schweren Joch des Papstthums loßzureissen.

Neundte Motive.

Daß Mariä mehr Ehre angethan würde, als Christo selbst, weil solche mehr vor uns solle gelitten haben, als eben Christus.

Erläuterung der neundten Motive.

Wahr ist es, daß solches leider Gottes! im Pabstthum geschicht, und auch festiglich geglaubet wird; denn es scheuen sich die Papisten nicht, öffentlich zu sagen, Christus habe nur dem Leibe nach gelitten, da er selbsten gesaget: Meine Seele ist betrübet biß in den Tod, habe also Christus nicht an der Seele gelitten, Maria aber habe nicht allein an dem Leibe, sondern auch an der Seele gelitten, da, nach der Prophezeyung des alten Simeons, Luc. II, 35. ein Schwerdt durch ihre Seele gedrungen. Damit sie aber dieses Leyden vergrössern möchten, so sind sie nicht mit einem Schwerdte zufrieden, sondern setzen noch 6. Schwerdter dazu; daher sie auch in der Char-Woche das Fest der

sieben Schwerdter Mariä celebriren, damit sie dem armen in der Bibel nicht gegründeten Volcke einen Hoccus Poccus fürmachen, und diese Mariä-Menschen, und nicht Jesu Diener, wie man die Päbstler billig nennen solte, dadurch bey denen Leuten eine grössere Devotion, Liebe und Furcht gegen Mariam, als zu Jesu, unserm Heyland verursachen möchten, Wie sie denn dadurch sich Gelegenheit nehmen, das Himmelreich zwischen Jesu und Maria zu theilen, da sie Jesu die Gerechtigkeit, Mariä aber die Barmhertzigkeit zuschreiben; und wenn gleich Jesus einen muthwilligen und beharrlichen Sünder, wegen seiner Sünden, nach seiner Gerechtigkeit verdammen wolte, so käme doch Maria darzwischen, und nehme ihn aus Barmhertzigkeit zu sich ins Himmelreich. Und eben deswegen fingiret auch der Päbstische Clerus so viel wunderliche Historien und Exempel, nur damit er diese Thesin behaupten möchte. Unter vielen nur eines anzuführen: Die Päbstischen Pfaffen geben vor, als wenn Maria Simoni Stock auf dem Berge Carmel erschienen wäre, und ihm gesaget hätte, wer ihr zu Ehren ihr Kleid tragen würde, der könte kein Kind der Verdammniß werden, wenn er auch alle Sünden begangen hätte. Dieses Kleid nennen die Papisten das Scapulier. Solches Scapulier wird von den Meß-Pfaffen geweyhet, und nachgehends dem Volcke verkaufft. Es bestehet aber dasselbe aus 2. kleinen tuchenen Läpplein, einem Karten-Blat gleich, welche an zwei Schnüren gemacht sind, also, daß das eine davon auf die Brust, das andere aber auf den Rücken zu hängen kommet. Unten aber sind diese Läpplein, um die blosse Haut nicht zu reiben, mit Leinwand oder Taffent gefüttert. Auf dem einen stehet insgemein der Nahme Maria, und auf dem andern das Jesuitische Zeichen

†
J H S

gesticket, und sind diese Scapuliers insgemein zwischen Tuch und Unterfutter mit halb vermoderten Knochen, oder sogenannten Reliquien und geweihten Agnus Dei angefüllet. Hiernechst dichten sie ferner, wer am Montage, oder einem

andern Tag als den Dienstag, stürbe, der käme am Sonnabend aus dem Fegfeuer, denn ein Christ, der dieses Kleid trüge, könte nicht verdammt werden, sondern käme nur ins Fegefeuer.: Wenn er nun ein eiffriger Diener Mariä wäre, und ihr zu Ehren die Pfaffen beschenckte, auch öffters Messe lesen liesse, so stürbe er alsdenn am Sonnabend, und käme also gar weder in die Hölle, noch ins Fegefeuer. Welcher vernünfftige Mensch solte sich wohl, bey Lesung dieses Mährchens, des Lachens enthalten können, und dannoch wird es bey denen Papisten, als eine Wahrheit, gelehret und geglaubet. Und eben deswegen betet man auch ehe im Pabstthum 10. Ave Maria als ein Pater Noster, und thut man Mariä mehr Ehre, als Christo an, da man sie bald eine Beschützerin der Christenheit, bald eine Zuflucht der Sünder, bald eine Königin der Engel, u. s. f. nennet, wie aus der Marianischen Litaney und Psalter-Buch zu ersehen, solche Titul aber Jesu Christo abnimmt und abstiehlet. Da nun Ihre Hochfürstl. Durchl. hochseel. Andenckens eines bessern und gegründetern in Ihrem Hertzen überzeuget waren, so ist diese nicht eine von Dero geringsten Motiven gewesen, daß Sie sich zu der Evangelischen Religion wiederum gewendet haben.

Zehende Motive.

Weil die Jesuiten und der Beicht-Vater Heinricus Schmeltzer, auf geschehenen gnädigsten Befehl Sr. Hochfürstl. Durchl. hochseel. Andenckens, die von mir geschehene Glaubens-Untersuchung nicht haben zu refutiren wissen.

Erläuterung der zehenden Motive.

Ich glaube dieses mehr als zu gewiß zu seyn, denn hätten die Jesuiten, oder ihr Schmeltzer, meine geschehene Glaubens-Untersuchung zu refutiren gewust, so hätten sie nicht nöthig gehabt auszusprengen, als ob solche, auf gnä-

digsten Befehl, unter dem Galgen durch den Scharfrich
verbrennet worden, da doch ihre eigene zusammen geschm
dete und zu Maynz herausgekommene Glaubens=Bekänntn
durch den Scharfrichter unter dem Galgen so wohl zu W
da, als zu Neustadt und Plauen auf gnädigsten Befehl S
Hochfürstl. Durchl. Hochseel. Andenckens dem Vulcano au
geopffert worden *), und wäre zu wünschen, daß der Pat
Schmeltzer, damit er nicht rechtschaffene Seelen verführ
könte, dergleichen Fata gehabt hätte. Doch will ich m
hierbey nicht länger aufhalten, sondern mache mich nunm
an die

Eilffte Motive.

Noch eben dieser Pater, weder Hn. Prof. Fra
ckens in Halle, noch absonderlich mein Responsum a
die von Seiner Hochfürstl. Durchl. Hochseel. Ande
ckens gethane Frage: Ob und wie die drey im He
Röm. Reich geduldete Christliche Religionen mit ei
ander zu vereinigen wären, beantworten können.

Erläuterung der eilfften Motive.

Worinn das Responsum Hrn. Prof. Franckens b
standen, ist mir unbekannt, und habe ich es auch zur Z
noch nicht zu sehen bekommen, und also nicht mit inserir
können; doch bin ich versichert, daß es besser gewesen se
wird, als der Discours Hrn. D. Petersens. Daß aber P
Schmeltzer solches zu wiederlegen nicht im Stande gewese
rühret daher; weil Hr. Prof. Francke sich in seinem R

*) Von dieser Thatsache hab' ich sonst keine Nachricht gefunden. Sol
der Verf. es nur so meinen, daß die genannten Städte bei d
Verbrennung seiner Untersuchung bloß die Absicht gehabt hätt
das Glaubensbekenntniß zu verbrennen, so durfte wenigstens Plau
nicht mit genannt werden, wie aus der obigen Erzählung erh
let. K.

sponso lediglich auf das Wort Gottes beruffen, dieses aber Hrn. Schmeltzern sehr unbekannt ist, der sich auf Essen und Trincken besser als auf die Bibel verstehet, wie ich ihn denn selten nüchtern angetroffen. Was aber mein über die oben angeführte Frage ertheiltes und mir noch nicht widerlegtes Responsum anbetrifft, welches ich auch an die Hochlöbliche Reichs-Versammlung nach Regenspurg, und nachgehends noch besonders an das Höchstlöbl. Corpus Evangelicorum daselbst zugleich nebst meiner Provocation und Apellation an ein allgemeines Concilium überschicket; So ist solches, wie ich es auf Sr. Hochfürstl. Durchl. hochseel. Andenckens schrifftliches hohes Ansuchen verfertiget habe, folgendes Inhalts:

Responsum über die Frage: Ob, und wie die drey im H. Röm. Reiche gedultete Christliche Religionen mit einander zu vereinigen wären?

Durchleuchtigster Hertzog,
Gnädigster Fürst und Herr, rc.

Euer Hochfürstl. Durchl. haben allergnädigst von meiner Wenigkeit verlanget, ich möchte meine unpartheyische Gedancken eröffnen: Ob auch die drey Christl. Haupt-Religionen verglichen, oder mit einander vereiniget werden könnten? Ob nun wohl diese Frage vor mich so wichtig, und ich versichert, daß Eu. Hochfl. Durchl. als ein hocherleuchteter und sehr gelehrter Fürst dieses weit besser beantworten könnten, als ich selbst; So habe doch meinen gehorsamsten Respect in Acht nehmen, und in tiefster Unterthänigkeit, so viel als ich die Sache verstehe, und davon begreiffe, communiciren wollen.

Erstlich, so halte ich es nicht vor unmöglich, daß die drey Haupt-Religionen mit einander zu vereinigen, so wohl von Seiten Gottes, als welchem kein Ding unmöglich, als auch von Seiten der Menschen, wenn sie einander nachgeben wollen; Allermassen die Scrupel, so sie gegen einander haben, gar wohl gehoben werden könnten, wenn von jeder Parthey 2. bis 3. Christliche und unpartheyische Theologi zusammen kämen und Vollmacht von der gantzen Kirche hätten, darüber

zu tractiren, mit der Versicherung, daß ihnen alle folgen, und vor genehm halten wolten, was dieselben unter einander ausmachen. Wenn sie nemlich z. E. mit einander einig würden:

1. In dem Haupt-Articul von der Rechtfertigung eines armen Sünders vor Gott, daß dieselbe allein durch den Glauben an Christum vor Gottes Throne geschehe, jedoch der Glaube der Christen durch die Liebe thätig seyn müste.

2. Vom H. Abendmahl, daß man in selbigem den wahren Leib und Blut Christi mit dem Munde empfange, ob man gleich die Art und Weise nicht begreiffen könnte, indem es doch ein Geheimniß bleibt: Man liesse auch die Wörter Transsubstantiation, sacramentlich, und dergleichen weg, und bekümmerte sich mehr um den Nutzen, als um die Art und Weise.

3. Von der Gnaden-Wahl, darüber heute bey Tage ohne dem wenig oder kein Streit mehr, als auf den Cathedern ist, und davon der Einfältige nichts weiß, könnte der Schluß seyn: Gott sehe freylich alle diejenigen, so verdammt und seelig würden, voraus, und habe beschlossen, daß dieser seelig, und jener verdammt werden solte, nicht weil er es zuvor gesehen, sondern weil dieser gläubig, jener ungläubig leben und sterben würde.

4. Sonderlich aber müste der Punct von der Infallibilität des Pabsts ausgemacht werden, daß er nicht das Haupt der Kirche, sondern allein Christus, damit man seinen Glauben und Seeligkeit nicht auf die Autorität eines Menschen, sondern allein auf Gott und sein Wort setzte. Und ist dieses der allerschwerste Punct in der Sache, und also müste der Pabst nicht mehr Pabst, das ist, nicht mehr Caput Ecclesiae und Principium fidei seyn, auch nicht mehr Autorität, als ein anderer vornehmer Bischoff haben, und unter seiner ordentlichen Obrigkeit stehen. Wäre dieses, so fiele das andere Ceremonien-Werck und Theatralische Wesen vor sich selbst hinweg, und Gottes Wort bliebe das Fundament in allen Dingen. Das wären also meine wenig

Gedancken, ob und wie denn die drey Haupt-Religionen zu vereinigen?

Was aber ferner anlanget die Frage: Ob ich davor hielte und glaubete, oder zum wenigsten hoffete, daß eine Vereinigung folgen würde? so kan ich nicht anders, als nein, drauf sagen, indem ich solches weder glaube, noch hoffe, und zwar weder von Seiten Gottes, noch von Seiten der Menschen.

Doch von der Unmöglichkeit von Seiten der Menschen zuerst zu reden, so glaube ich nicht, daß wenn schon alle Puncte in denen drey Religionen abgethan, und verglichen werden solten, der Punct vom Pabst, daß er dann kein Oberhaupt bleiben solte, ausgemacht werden möchte; Allermassen das Pabstthum davon nimmermehr abweichet; Weil es ohne diesen Punct nicht bestehen kan. Solte aber dem Pabst dieses eingeräumt werden, daß er Caput Ecclesiae bliebe, so wäre er noch mächtiger und grösser, und würde endlich Caput totius Mundi Christiani werden. Was wolte daraus vor Unheyl erfolgen? die grösten Potentaten müsten ihm wider den Steigbügel halten, etliche Tage im Schnee barfuß aufwarten, und zum Fußschämel dienen. Also ist dißfals nicht zu hoffen, die Welt ist jetzo zu klug, dergleichen einzugehen, und ist folglich darzu auf Seiten der Menschen keine Hoffnung.

Auf Seiten Gottes kan ich auch, rebus sic stantibus, wenig Hoffnung schöpffen; sintemahl es wider Gottes geoffenbahrtes Wort zu seyn scheinet, als welches keine Vereinigung mit dem Pabst, wohl aber dessen völligen Untergang oder Fall vor dem jüngsten Tage verkündiget, denn wenn derselbe noch einmahl in der grossen Christen-Verfolgung, die uns bevorstehet, und davon in der Offenbahr. Johannis am VI, 9. zu lesen, von dem Blute der Erschlagenen truncken seyn wird; so wird dessen Untergang gewiß erfolgen. Ew. Hoch-Fürstl. Durchl. belieben nur zu lesen, was in der Offenbahrung Johannis am XVII, 18. stehet: Ob nicht das daselbst genennte Babilon, Rom, und das

Weib der Pabst sey, welches die klügsten Jesuiten selbst gestehen müssen. Darauf folget nun cap. XVIII, 21. daß Babilon verworffen, und nicht mehr gefunden werden solle. Wie es ihr aber ergehen werde, stehet in der Offenbar. Joh. XVII, 16. Also wenn der Pabst wieder von seinen Wunden, die ihm Lutherus geschlagen, heil seyn will, auch etliche vornehme Häupter zu sich gerissen, und also sicher seyn und sagen wird, Apoc. XVIII, 7. Ich bin eine Königin, so wird desselben Untergang erfolgen, und Gott wird ihn richten, wie loc. alleg. v. 8. zu sehen. Und also kann ich keine Vereinigung glauben, noch hoffen *).

Weil uns Gott aus Babel ausgehen heisset, so habe ich Gott gefolget, damit mich dessen Plagen nicht treffen mögen, und kann ich niemand rathen, bey dem Pabstthum zu bleiben, noch weniger billigen, daß jemand darzu treten solle. Doch die darunter gebohren und erzogen sind, können noch einige Entschuldigung finden, und auch wohl etliche, die auf Christi Verdienst sterben, in ihrer Einfalt seelig werden. Allein diejenigen, so mit Fleiß, auch wider besser Wissen und Gewissen zum Pabstthum übergehen, haben schwerlich einige Hoffnung zur Seeligkeit; Indem es die Meisten nicht aus Ueberzeugung ihres Gewissens, sondern aus zeitlichen Absichten thun, und keinen andern Scrupel haben, als die sie sich selbst machen, theils um der Leute willen, sich vor selbigen zu rechtfertigen, theils auch ihr Gewissen zu beruhigen, welches aber ein schlechtes Pflaster ist.

Gott bewahre uns vor solchem Abfall, und lasse un

---

*) Ich auch nicht, obwohl aus andern Gründen, vornehmlich darum weil in Religionssachen als Gegenständen des bloßen Glaubens d Subjektivität der Glaubenden, die so unendlich verschieden ist, imm und ewig das Uebergewicht behaupten wird. Daher giebt es au keine Religionspartei in der Welt, deren Glieder wirklich innerli denselben Glauben hätten, wenn sie auch äußerlich dasselbe Dogm oder Symbol haben. Dieses gestaltet sich in jedem denkend (nicht bloß nachbetenden) Subjekte anders. K.

lieber Feuer und Schwerdt hier ausstehen, als Christum vor Menschen verläugnen, weil Christus solche dort wieder verläugnen will, denn wer Christi Wort und Wahrheit verläugnet, verläugnet ihn selbst, und wer sich seiner und seiner Worte schämet, dessen will er sich auch schämen am jüngsten Tage: Was hilfft es also dem Menschen, wenn er die gantze Welt gewinne, und nehme Schaden an seiner Seele.

Und das ist es, was ich Ew. Hochfürstl. Durchl. in tieffster Submission auf hohes Verlangen antworten sollen, wobey Ew. Hochfürstl. Durchl. der göttlichen Gnade empfehle, mit Verbleibung

Durchleuchtigster Hertzog, gnädigster Fürst und Herr,

Ew. Hochfl. Durchl. meines gnädigsten Fürsten und Herrn,

Unterthänigst-gehorsamster und treuer Vorbitter bey Gott,

M. Jüngling, Feld-Pred.

XII.

Die Kirchenverbesserung

und die

Gefahren des Protestantismus.

Zur Vorfeier des Reformazionsfestes.

(Erschien zuerst: Leipzig, 1826. 8.)



Vorrede.

Die Schrift, welche ich hier dem Publikum vorlege, besteht, wie schon der Titel andeutet, aus zwei Theilen, einer Rede über die Kirchenverbesserung und einer Abhandlung über die Gefahren des Protestantismus. Der zweite Theil enthält das eigentliche Ziel, worauf der erste nur hinleiten sollte. Indessen muß ich über diesen noch ein paar vorläufige Worte sagen.

Da nämlich der erste Theil die Gestalt einer Rede hat — und zwar einer heiligen, einer sogenannten Predigt — so seh' ich voraus, daß einige neugierige Leser, die Alles umständlich wissen wollen, mich fragen werden, von wem, wann und wo diese Rede gehalten worden? Darauf dient zur Antwort, daß ich selbst sie ganz kürzlich hier in Leipzig auf dem großen Marktplatze gehalten habe.

Sollte jedoch das leipziger Publikum nichts davon wissen wollen, so geht das natürlich zu; denn ich hielt die Rede nur — im Traume. Als ich nämlich vor einiger Zeit des Abends beim Schlafengehn zufällig des herannahenden Reformazionsfestes gedachte: versetzte mich meine Einbildungskraft in jene Zeit zurück, wo ich noch Willens war, mich dem geistlichen Stande zu weihen, und wo ich mich deshalb fleißig im Predigen übte. Da fiel mir denn das Thema einer längst vergessnen Reformazionspredigt wieder ein; und ich dachte nun nach, was sich wohl jetzt, wo auch in kirchlicher Hinsicht so manches Unerwartete und Unerfreuliche diesseit und jenseit geschieht, über ein solches Thema sagen ließe.

Beschäftigt mit diesem Gedanken schlief ich endlich ein; und siehe da! plötzlich befand ich mich auf einer Art von Kanzel,

die auf dem hiesigen Marktplatz erbauet war. Um mich her schaut' ich die protestantischen Fürsten Deutschlands mit ihren Hofstaaten, den akademischen Senat mit der studirenden Jugend, und den städtischen Magistrat mit der ehrsamen Bürgerschaft, während die leipziger Frauen aus den Fenstern der umstehenden Häuser mit lebhafter Theilnahme auf die große Versammlung herabschauten.

Da kam der Geist des Herrn über mich, und ich hielt eben die Rede, welche hier zu lesen. Vermuthlich hat sich darin Altes und Neues verschmolzen. Denn die Einbildungskraft macht seltsame Sprünge und Verbindungen; wie denn freilich der leipziger Marktplatz kaum ein schicklicher Ort zu einer heiligen Rede sein und auch schwerlich eine so große Zuhörerschaft fassen dürfte, als ich im Zauberspiegel jener Tausendkünstlerin vor mir zu sehn glaubte. Das Seltsamste aber war, daß noch in derselben Nacht, wo ich die Rede gehalten, Mehre von den Zuhörern zu mir kamen und mich dringend baten, ich möchte doch die Rede drucken lassen; und da sich auch einige sehr angesehene Herren und Frauen unter den Bittenden befanden und die Letztern insonderheit sagten, sie hätten aus den Fenstern nicht alles verstehen können, ob ich gleich sehr laut gesprochen, so konnt' ich's nicht abschlagen.

Ob nun aber auch das weit zahlreichere und vielköpfigere deutsche Publikum die Rede mit demselben Beifalle lesen werde, mit welchem sie gehört worden, bezweifl' ich; und zwar erstlich darum, weil eine Rede auf dem todten Papier sich ganz anders ausnimmt, als im lebendigen Vortrage; zweitens aber darum, weil man wahrscheinlich sagen wird, die ganze Rede sei ja nichts als leere Träumerei. Dem möcht' ich aber doch widersprechen. Denn es giebt auch wahrhafte Träume; und was der Mensch im Traume redet, ist oft noch wahrer, als was er wachend spricht, weil er dort keine Rücksichten nimmt. Man wird es also auch dem Verfasser zu gute halten, wenn etwa dieses oder jenes zu stark gesagt sein sollte. Die Schuld davon liegt nur an der trä-

menden Einbildungskraft. Auch ist es ja den Kanzelrednern immer vergönnt gewesen, den Mund etwas voller zu nehmen als andre Menschenkinder.

Der Rede selbst sind noch einige Anmerkungen zur Erläuterung solcher Punkte beigefügt, die in der Rede nur berührt werden konnten. Der geneigte Leser wolle aber diese Anmerkungen ja nicht da lesen, wo im Texte der Rede durch Ziffern darauf verwiesen wird, sondern erst nach der Rede. Sie würden sonst den Zusammenhang der Rede zu sehr unterbrechen, also auch die Wirkung derselben schwächen. Daß aber die Rede mitsammt den Anmerkungen eben so, wie die nachfolgende Abhandlung, nur Gutes wirken möge, ist mein herzlicher Wunsch.

I.

Rede über die Kirchenverbesserung des sechzehnten Jahrhunderts.

Als größte Göttin scheint mir von der Natur dem Menschen die Wahrheit gegeben und mit der höchsten Macht bekleidet zu sein. Denn obgleich alles gegen sie ankämpft und zuweilen alle Glaubwürdigkeit auf Seiten der Lüge ist: so senkt sie sich doch von selbst, ich weiß nicht wie, in die Brust der Menschen, und zeigt bald ihre Kraft plötzlich, bald aber hebt sie sich erst, nachdem sie lange mit Finsterniß umhüllt war, durch sich selbst empor und triumphirt über die Lüge.

Polybius allgem. Gesch. XIII, 5.

Die Begebenheit, deren Andenken wir nächstens feiern werden, jene große Begebenheit, die vor drei Jahrhunderten einem bedeutenden Theile der Christenheit neuen Aufschwung und neue Gestaltung gab — bewegte nicht bloß zu jener Zeit die Gemüther mit widerstreitenden Gedanken und Gefühlen. Nein, meine frommen Zuhörer! Noch heute bewegt sie die Gemüther mit denselben Gedanken und Gefühlen, wenn auch vielleicht im schwächern Maße. Liebe und Haß, Glaube und Aberglaube, Hoffnung und Furcht spielen noch jetzt ihre Rollen im kirchlichen Reformazions-Drama; denn wir sind noch mitten in demselben, und Gott allein weiß, wann der letzte Akt beginnen wird. Schauet doch nur hin nach der neuen Babel und sehet, wie das alte Götzenbild mit dem goldnen Haupte, der ehernen Brust, den bleiernen Händen und den thönernen Füßen, noch immer auf dem Throne sitzt, wo es die Stelle des unsichtbaren Weltheilandes, dessen

Reich aber nicht von dieser Welt war, vertreten will! Schauet hin, wie es von dort aus noch immer Bannstrahlen schleudert, um die, so nicht vor ihm niederfallen und anbeten wollen, in den Abgrund der Hölle zu werfen! Schauet hin, wie es von neuem die zerstreuten Glieder einer verruchten Gesellschaft, die man schon für todt hielt, die aber im Verborgnen immer fortlebte und fortwirkte, um sich her versammelt, um mittels derselben die ganze christliche Welt wieder zu unterjochen! — Und dann schauet auch hieher, wo dem Herrn eine andre Gemeine versammelt ist, ringend nach evangelischer Freiheit, strebend nach christlicher Tugend, Gott anbetend im Geist und in der Wahrheit, aber noch lange nicht erfassend den tiefen Sinn dieser Worte des Erlösers, noch immer bedroht durch mächtige Feinde von außen, und ach! — daß ich auch dieses noch sagen muß — selbst von innen bedroht durch falsche Freunde, die ihr gern statt des alten Jochs ein neues auflegen und das helle Licht des Evangeliums in mystische Finsterniß umwandeln möchten!

Darum lasset uns das große Werk von neuem erwägen, das Luther und seine Genossen anfingen, aber nicht vollbrachten! Lasset es uns erwägen als ein Werk der Liebe, des Glaubens und der Hoffnung! So werden wir des Geistes jener Männer voll werden; so werden wir uns in dem Vorsatze stärken, das Werk derselben als ein Gotteswerk auszuführen, so weit es Zeit und Kraft und Gottes heiliger Wille, ohne welchen der Mensch nichts vermag, jedem von uns gestatten mögen.

Die Kirchenverbesserung, sag' ich, war zuerst ein Werk der Liebe, und ebendarum nenn' ich sie ein Gotteswerk. Wohl weiß ich, daß es auch Haß gebar; daß es die abendländische Christenheit in zwei Parteien spaltete, die sich feindselig gegenüber traten; daß es sogar einen dreißigjährigen Krieg in seinem Gefolge hatte, der viele Städte und Länder verwüstete und auch unsre Fluren mehr als einmal mit seinen Ungewittern durchtobte. Aber war das nicht auch bei'm Christenthume selbst der Fall? Hat es nicht zu den Juden und Heiden, die sich schon feindselig genug begegneten, noch

Weib der Pabst sey, welches die klügsten Jesuiten selbst g stehen müssen. Darauf folget nun cap. XVIII, 21. da Babilon verworffen, und nicht mehr gefunden werden soll Wie es ihr aber ergehen werde, stehet in der Offenbar. Jo XVII, 16. Also wenn der Pabst wieder von seinen Wu den, die ihm Lutherus geschlagen, heil seyn will, auch etlic vornehme Häupter zu sich gerissen, und also sicher seyn un sagen wird, Apoc. XVIII, 7. Ich bin eine Königin, wird desselben Untergang erfolgen, und Gott wird ihn ric ten, wie loc. alleg. v. 8. zu sehen. Und also kann ich kei Vereinigung glauben, noch hoffen *).

Weil uns Gott aus Babel ausgehen heisset, so habe i Gott gefolget, damit mich dessen Plagen nicht treffen möge und kann ich niemand rathen, bey dem Pabstthum zu bl ben, noch weniger billigen, daß jemand darzu treten soll Doch die darunter gebohren und erzogen sind, können no einige Entschuldigung finden, und auch wohl etliche, die a Christi Verdienst sterben, in ihrer Einfalt seelig werden. A lein diejenigen, so mit Fleiß, auch wider besser Wissen un Gewissen zum Pabstthum übergehen, haben schwerlich eini Hoffnung zur Seeligkeit; Indem es die Meisten nicht a Ueberzeugung ihres Gewissens, sondern aus zeitlichen Absic ten thun, und keinen andern Scrupel haben, als die sie si selbst machen, theils um der Leute willen, sich vor selbige zu rechtfertigen, theils auch ihr Gewissen zu beruhigen, we ches aber ein schlechtes Pflaster ist.

Gott bewahre uns vor solchem Abfall, und lasse un

---

*) Ich auch nicht, obwohl aus andern Gründen, vornehmlich darun weil in Religionssachen als Gegenständen des bloßen Glaubens d Subjektivität der Glaubenden, die so unendlich verschieden ist, imm und ewig das Uebergewicht behaupten wird. Daher giebt es au keine Religionspartei in der Welt, deren Glieder wirklich innerli denselben Glauben hätten, wenn sie auch äußerlich dasselbe Dogm oder Symbol haben. Dieses gestaltet sich in jedem denkend (nicht bloß nachbetenden) Subjekte anders. K.

lieber Feuer und Schwerdt hier ausstehen, als Christum vor Menschen verläugnen, weil Christus solche dort wieder verläugnen will, denn wer Christi Wort und Wahrheit verläugnet, verläugnet ihn selbst, und wer sich seiner und seiner Worte schämet, dessen will er sich auch schämen am jüngsten Tage: Was hilfft es also dem Menschen, wenn er die gantze Welt gewinne, und nehme Schaden an seiner Seele.

Und das ist es, was ich Ew. Hochfürstl. Durchl. in tiefffter Submission auf hohes Verlangen antworten sollen, wobey Ew. Hochfürstl. Durchl. der göttlichen Gnade empfehle, mit Verbleibung

Durchleuchtigster Hertzog, gnädigster Fürst und Herr,

Ew. Hochfl. Durchl. meines gnädigsten Fürsten und Herrn,

Unterthänigst-gehorsamster und treuer Vorbitter bey Gott,

M. Jüngling, Feld-Pred.

---

schenken wenden darf, um in ihnen die kräftigsten Fürsprecher bei Gott zu haben und unter ihrem Schutze glücklich zu leben und selig zu sterben; und wenn man sogar nach dem Tode noch durch fremde Fürsprache und wohlbezahlte Seelenmessen vom Verderben errettet werden kann: o, so ist das Ringen nach der Tugend und das Kämpfen mit der Sünde, was Vernunft und Schrift so dringend fodern, wahrlich eine sehr unnütze Sache! Heißt das aber nicht, dem Gewissen des Menschen, das ohnehin oft genug schläft, ein recht sanftes Ruhekissen unterlegen? so sanft, daß alle sonstigen Ermahnungen zum Guten und Abmahnungen vom Bösen fruchtlos bleiben müssen, weil der Boden, aus welchem die Früchte hervorgehen sollen, von Grund aus verdorben ist. Darum konnten die Reformatoren auch aus Liebe zur Tugend, zur wahren christlichen Vollkommenheit, die nicht in bloßen Thaten, wie scheinbar gut sie auch seien, sondern in guter Gesinnung besteht, nicht stillschweigen zu solchen gefährlichen Lehren. Sie mussten ankämpfen gegen ein Verderbniß der Herzen und der Sitten, wie es nach den bewährtesten Zeugnissen zu jener Zeit fast überall herrschte und leider auch noch jetzt dort herrschend ist, wo man den Menschen das Seligwerden so überleicht macht [5]).

Soll ich nun auch noch beweisen, daß die Kirchenverbesserung ein Werk der reinsten, innigsten Gottes- und Menschenliebe war, dieser Liebe, die eben das höchste Gebot des Christenthums ist? Giebt es denn wohl überhaupt eine echte Liebe gegen Gott und Menschen ohne Liebe zur Wahrheit und Tugend? Und dürfen sich wohl solcher Liebe jene rühmen, welche ihre Nebenmenschen, Kinder eines und desselben Vaters im Himmel, darum verfolgen, martern, tödten, weil diese nicht wie jene denken, nicht Gott auf völlig gleiche Weise verehren wollen? Stellen sie sich dadurch nicht dem Kaiphas und Pilatus gleich, die Jesum auch unter dem Vorwand an's Kreuz schlagen ließen, daß er ein Religionsneuerer und Unruhstifter sei? Handeln sie, die doch römische Christen sein wollen, nicht gerade so, wie die

römischen Heiden, welche auch eine Menge von Mitbürgern um ihres abweichenden Glaubens willen verfolgten, marterten, tödteten [4])? — Wenn nun aber die christliche Kirche im Laufe der Zeiten so durchaus verdorben war, daß Wahrheit und Tugend gleichsam aus ihr verwiesen schienen: so konnte nur die uneigennützigste Gottes- und Menschenliebe eine gründliche Verbesserung derselben bewirken. Darum mussten auch die Reformatoren für sich und alle Christen, Laien wie Geistliche, die vollkommenste Glaubens- und Gewissensfreiheit fodern. Darum mussten sie das von Gott selbst den Menschen mit der Vernunft gegebne Recht einer freien und vernünftigen Prüfung aller angeblichen Glaubenslehren in Anspruch nehmen und geltend machen. Denn nur unter dieser Bedingung konnte das tief eingewurzelte Uebel gründlich geheilt, nur unter dieser Bedingung konnte das Evangelium in seine ursprüngliche Kraft und Würde wieder eingesetzt, nur unter dieser Bedingung konnte die Gottesverehrung, die in ein bloß sinnliches, prachtvolles, den Heiden nachgebildetes Schaugepränge ausgeartet war, so umgestaltet werden, daß sie zur wahrhaften Erbauung der Gemüther diente. Sonach war auch die Begründung einer neuen, von der alten getrennten Kirche ein Werk derselben Gottes- und Menschenliebe. Denn nicht in den Reformatoren, welche nur die alte Kirche verbessern wollten, lag die Schuld der Trennung. Es war einzig die Schuld derer, die von keiner Verbesserung, so dringend nothwendig sie auch war, etwas wissen wollten, die weder die Wahrheit, noch die Tugend, noch Gott und Menschen so liebten, daß sie dieser Liebe auch nur das kleinste Opfer von Seiten ihrer Macht oder ihres Vortheils hätten bringen mögen [5]).

Es war aber nicht bloß die Liebe, welche das große Werk der Kirchenverbesserung schuf; auch der Glaube hatte seinen Theil daran. Denn es giebt überhaupt keine Liebe ohne Glauben. Ja wenn du auch nur einen Menschen lieben willst, musst du glauben, daß er dich wieder liebe; sonst ist es bald aus mit der Liebe. Hier aber, bei'm Werke der

Kirchenverbesserung, war ein weit höherer Glaube wirksam. Es war zuerst der Glaube an eine göttliche Weltregierung. Wie könnte wohl der schwache Mensch etwas Großes unternehmen, wenn er nicht jener weisen und gütigen Macht vertrauete, die über Alles waltet, jenem heiligen und allumfassenden Willen, ohne den, wie die Schrift sagt, kein Sperling vom Dache und kein Haar von unsrem Haupte fällt! Darum mussten auch die Reformatoren, wie einsichtsvoll und kräftig sie auch sein mochten, derselben Macht und demselben Willen vertrauen, der sie eben mit dieser Einsicht und dieser Kraft ausgerüstet hatte, damit sie als gewaltige Werkzeuge vollführten, was Gott beschlossen hatte. Denn das konnten sie wohl voraussehn, daß der böse Feind, der Vater der Lüge, der vom Anfang an geschäftig gewesen, die Menschen zu berücken, auch hier sein loses Spiel treiben, daß er ihnen starke Widersacher aufregen, daß er Tag und Nacht auf ihren Untergang sinnen würde. Aber das schlug ihren Muth nicht nieder. Denn sie handelten im Glauben an die höhere Hand, die sie auf diesen Platz und in diese Zeit gestellt hatte. Beherzt boten sie die Stirn ihren Widersachern mit den Worten:

Eine feste Burg ist unser Gott,
Eine gute Wehr und Waffe!

Und da kamen sie im Vertrauen auf den Schutz und Beistand jener höhern Hand dem allgemeinen Wunsche der christlichen Welt — dem Wunsche nach Verbesserung der Kirche in Haupt und Gliedern — durch Wort und Schrift und That wohlgemuth entgegen [6]).

Aber auch der Glaube an ein ewiges Leben im sittlichen Gottesreiche war es, der den Reformatoren so hohen Müth einflößte. Was wäre doch all unser Streben, wie kleinlich und nichtig, wenn es sich nur auf diese Sinnenwelt, auf diese kurze Spanne Zeit, die wir darin zu leben haben, beschränkte! Wer könnte mit dieser Hinfälligkeit, mit diesem Eintagsleben irgend ein weitausschauendes Werk unternehmen! Darum mussten auch die Reformatoren

ihren Blick auf die Ewigkeit richten; sie mussten glauben, daß, wie kurz auch ihr irdisches Dasein und Wirken sein möchte, sie doch immer für die Ausbreitung des sittlichen Gottesreiches gelebt und gewirkt hätten. Und dieser Glaube war ihnen um so nöthiger, da schon Mancher vor ihnen dasselbe Werk unternommen und in diesem Unternehmen den Tod, ja den quaalvollen Flammentod, gefunden hatte[7]). Sie ließen sich aber dadurch nicht abschrecken, ihr großes Werk zu beginnen; denn sie waren überzeugt, daß sie nicht umsonst arbeiteten, wenn sie auch darüber zu Grunde gingen — doch was sag' ich, zu Grunde gingen? — hinüber gingen, wollt' ich sagen, in jene bessere Welt, wo der treue Arbeiter im Weinberge des Herrn aus der Hand dieses gütigen Herrn auch für das kürzeste Tagewerk einen ewigen Lohn empfängt.

Es war jedoch nicht bloß der Glaube an jene allgemeinen Religionswahrheiten, der die Reformatoren beseelte und ihr Werk so mächtig förderte. Auch der Glaube an das Evangelium unterstützte sie dabei. Denn eben dieses war es, für welches sie kämpften, welches sie hervorziehn wollten aus dem Wust und Schutt, womit Aberglaube, Pfaffentrug und Barbarei dasselbe bedeckt hatten. Wie hätten sie nun einen solchen Kampf bestehen, wie hätten sie das Evangelium von neuem mit solchem Erfolge predigen können, wenn sie nicht von der Wahrheit desselben unerschütterlich fest überzeugt gewesen wären! Darum übernahm auch unser Luther insonderheit eine Arbeit, die für jene Zeit mit unsäglicher Mühe verknüpft und doch ein höchst dringendes Bedürfniß war, die ihm aber auch durch Gottes Beistand über alle Erwartung glücklich gelang. Er übersetzte die Schriften des heiligen Doppelbundes zwischen Gott und Menschen in unsre deutsche Muttersprache, damit jedermann, auch der einfältigste Laie, der zu jener Zeit kaum vom Dasein solcher Schriften wusste, sie lesen und sich selbst überzeugen könnte, es sei die lautere evangelische Wahrheit, was ihm gepredigt werde. Denn Luther und seine Mitarbeiter im Weinberge des Herrn wollten nicht, daß man ihnen auf's Wort glauben

möchte. Vielmehr sollte jeder selbst nach seinen Kräften in der Schrift forschen, um den rechten Weg zu seinem Heile zu finden [8]). — Was werdet ihr nun wohl, meine frommen Zuhörer, zu der Anklage sagen, welche die Feinde der Reformazion gegen sie erheben, als sei sie ein Werk des Unglaubens, ja als sei die durch sie begründete Kirche eine beharrliche Pflanzschule desselben? Ihr staunt ob einer so falschen Anklage; aber euer Staunen wird aufhören, wenn ihr bedenkt, daß der Aberglaube von jeher, wenn er sich weiter nicht retten konnte, sich hinter dieses letzte Bollwerk zurückzog und von hieraus seine vergifteten Pfeile schoß. Wer ihn bekämpfte, den macht' er verdächtig, der musste durchaus ein Ungläubiger, ein Gottloser, ein Verdammter sein. So wurden auch der Stifter und die ersten Verkündiger des Christenthums von Juden und Heiden des Unglaubens bezüchtigt; und niemand war von jeher eifriger in dieser Art von Vertheidigung des alten Aberglaubens als die, welche davon Gewinn zogen. Gerade so macht' es nach dem Bericht der Apostelgeschichte der Goldschmid Demetrius und seine Zunftgenossen zu Ephesus. Weil ihnen der Götzendienst großen Gewinn brachte, war Paulus ein Ungläubiger, als er lehrte, daß Götter, von Menschenhänden gemacht, keine Götter seien [9]).

Lassen wir solche Verblendete ihres Weges gehn, und betrachten wir die Kirchenverbesserung noch zuletzt als ein Werk der Hoffnung.

Denn wo sich Lieb' und Glaube vermählen,
Da kann nicht der Anker der Hoffnung fehlen.

Es war aber zuerst die Hoffnung des Gelingens, welche die Reformatoren bei ihrem schweren Unternehmen unterstützte. Freilich war dieß eine kühne Hoffnung. Denn was jene Männer unternahmen, hatten vor ihnen schon Kaiser und Könige versucht; und es war ihnen nicht gelungen, weil sie es nur mit weltlicher Klugheit anfingen, in der sie von ihren schlaueren Gegnern weit übertroffen wurden. Aber die Reformatoren griffen das Werk auf ganz andre Weise an.

Sie beriethen sich nicht mit Fleisch und Blut, sahen nicht auf zeitlichen Vortheil und Gewinn, stritten nur mit geistigen Waffen, die ihnen Schrift und Vernunft gemeinschaftlich darboten. Darum brauchten sie auch nicht die Macht des Bösen zu fürchten, ob sie gleich den Widerstand desselben voraussehn mussten. Auf die Gerechtigkeit ihrer Sache vertrauend konnten sie singen:

Und wenn die Welt voll Teufel wär',
Und wollten uns verschlingen,
So fürchten wir uns nicht so sehr;
Es soll uns doch gelingen.

Und es gelang. Denn mit Blitzesschnelle verbreitete sich die Kunde von dem neu erweckten Evangelium über Deutschlands Gauen und in tausend mal tausend Herzen wiederhallte der Ruf, der von Sachsen ausging, abzuwerfen das schmähliche Joch, welches das neue Rom gleich dem alten den Völkern aufgebürdet hatte. Und vielleicht wäre schon damal das ganze christliche Abendland von diesem Joche befreit worden, wenn nicht zwei mächtige Fürsten jener Zeit aus weltlichen Absichten dem Rufe widerstanden und durch ihr Beispiel sowohl als durch Waffengewalt den Fortgang des heiligen Werks gehemmt hätten [10]).

Das schlug aber den Muth der Reformatoren nicht nieder; denn es belebte sie zugleich die Hoffnung des allmählichen Besserwerdens. Wohl wussten sie, daß der Irrthum nicht mit einem Schlage ausgerottet werden kann aus den Gemüthern, wenn er dieselben Jahrhunderte lang beherrscht und nach allen Seiten hin tiefe Wurzeln getrieben hat. Wohl fühlten sie, daß sie selbst noch nicht das volle Licht der Wahrheit erkannt hatten und also noch wachsen mussten in der Erkenntniß dessen, was Vernunft und Schrift gemeinschaftlich lehren. Auch sahen sie wohl ein, daß ihr ganzes Werk, wie sehr es scheinbar gelingen möchte, doch immer noch unvollkommen bleiben musste, weil der Mensch nun einmal hienieden nicht das Vollkommne zu erreichen vermag. Aber sie wussten nicht minder, daß der Fortschritt zum Bes-

fern ein göttliches Weltgesetz ist, unter welchem auch das ganze Menschengeschlecht steht [11]). Darum hofften sie, daß der Keim, den sie gelegt, sich immer mehr entwickeln und ausbilden würde; sie hofften, daß die neue, anfangs nur kleine Gemeine, die sie dem Herrn gestiftet hatten, sich immer mehr ausbreiten und vollkommner gestalten würde. Und auch diese Hoffnung hat sie nicht betrogen. Denn die protestantische Kirche hat selbst die Gränzen Europa's und die Ufer des Weltmeers überschritten; und ob sie auch hier und da noch unter hartem Drucke lebt und von starken Fesseln gehemmt erscheint, so werden gewiß auch diese Fesseln über kurz oder lang gebrochen werden.

Denn, meine frommen Zuhörer, noch eine dritte Hoffnung, die schönste und erhabenste von allen, belebte die Reformatoren und soll auch uns fortwährend beleben, die Hoffnung der Einigkeit aller Gläubigen. Zwar wär' es thörig zu hoffen, daß alle Menschen irgend einmal ganz dieselben Vorstellungen von Gott und göttlichen Dingen haben, daß sie alle unter einem sichtbaren Oberhaupte zu einer einzigen Kirchengemeinschaft verknüpft sein, daß sie alle dieselben Gebräuche, dieselben Gebete, dieselben Feiertage, kurz dieselbe äußere Weise der Gottesverehrung annehmen sollten. So etwas zu hoffen wäre um so thöriger, da es weder möglich noch wünschenswerth. Denn es müsste zuvor alle Eigenthümlichkeit der Menschengeister ausgetilgt, alle Freiheit der Gedanken vernichtet, die gesammte Menschheit in einen so thierischen Zustand versunken sein, daß es nur noch blindgläubige Maschinen, aber nicht denkgläubige Christen gäbe. Das wollte Gott selbst nicht, als er vernünftige und freie Wesen in Menschengestalt schuf; und Menschen sollten es wünschen und hoffen? [12]) — Nein, ihr wackern Gottesmänner, ihr starken Glaubenshelden, die ihr das große Werk der Kirchenverbesserung unternahmt, das habt ihr nicht gewünscht und gehofft; das konntet ihr nicht wünschen und hoffen. Sonst hättet ihr euch selbst widersprochen, hättet eurem heiligen Zwecke schnurstracks entgegengearbeitet. Erlösen wolltet

ihr ja die Welt von einem alten Joche, nicht ihr ein neues auflegen. Evangelische Freiheit, jene Freiheit der Kinder Gottes, um die ein angeblicher Statthalter Christi die Christen betrogen hatte, wolltet ihr wiederherstellen, nicht begründen eine neue unevangelische Knechtschaft. Im Geist und in der Wahrheit, wie es Jesus selbst gefodert hatte, nicht in eitlem Zerimonienwerk und Formelwesen wolltet ihr Gott anbeten lehren. Nur solche Einigkeit der Gläubigen war euer Ziel. Nur in diesem Sinne hofftet ihr die Erfüllung des großen Wortes: »Ein Hirt und Eine Heerde.«

Und so wollen auch wir, meine frommen Zuhörer, das Werk der Kirchenverbesserung, begründet durch Liebe, Glauben und Hoffnung, zu erhalten und fortzuführen suchen durch Liebe, Glauben und Hoffnung! Denn nur, wenn wir in demselben Geiste leben und wirken, in welchem die Reformatoren lebten und wirkten, kann die von ihnen gestiftete Kirche bestehen und gedeihen.

Wohlan denn, ihr protestantischen Fürsten und Herren, die ich um mich her versammelt sehe, schauet hin auf Friedrich den Weisen, Johann den Beständigen, Philipp den Großmüthigen, und so viele wahrhaft edle Männer des deutschen Volkes, die das große Werk der Reformazion mit Rath und That förderten! Schauet hin auf sie und folget ihrer Spur! Schützet durch euren mächtigen Arm die so schwer errungene evangelische Freiheit! Wachet, damit nicht arglistige Proselytenmacher sich einschleichen und eure Unterthanen oder gar (was Gott verhüte) euch selbst zum Abfalle von der Wahrheit verleiten! Haltet fest darauf, daß ihr als Oberhäupter eurer Staaten auch Oberaufseher der in ihnen bestehenden Kirchen seid! Aber ich bitte, ich beschwöre euch bei allem, was heilig ist, lasset euch nicht durch böse Rathgeber oder niedrige Schmeichler überreden, daß ihr auch geistliche Oberhirten eurer Völker und als solche berechtigt und verpflichtet seid, ihnen vorzuschreiben, was sie glauben und wie sie Gott verehren sollen! Ihr würdet sonst bei'm besten Willen doch das Leben der protestantischen

Kirche, die Gott eurer Obhut vertrauet hat, in seiner tiefsten Wurzel antasten.

Und ihr, die ihr euch, lehrend und lernend, dem Dienste der Wissenschaften geweihet habt, lasset euch neben dem Heile der Schule auch das Heil der Kirche empfohlen sein! Denn auf beiden beruht das Heil der Menschheit. Vergesset nicht, daß, wie das neue Licht, welches zur Zeit der Reformazion der Schule aufgegangen war, die Finsterniß in der Kirche zerstreute, so auch hinwiederum das in der Kirche angezündete Licht die Schule noch heller und heitrer machte! Vergesset nie, daß alles düstre Nebelwerk ein Werk des Bösen ist, der das Licht scheuet, weil er die Menschen nur im Finstern berücken kann! Vergesset aber auch nicht die Schranken eures Wissens, das, wie tief und umfassend es sei, doch immer nur Stückwerk bleibt, und bedenket vor allem, daß die Schule, wären Liebe, Glaube und Hoffnung aus ihr verbannt, in sich selbst zerfallen müsste, und also auch weder der Kirche noch der Menschheit dienen könnte.

Ihr aber, die ihr dem bürgerlichen Gemeinwesen, berathend oder erwerbend, näher angehört, ihr seid nicht minder berufen, jeder an seinem Theile und nach seinem Maße, mitzuwirken, daß das große Werk der Reformazion nicht nur erhalten werde, sondern auch sich immer segensreicher verbreite. Denn was wär' all' euer Thun und Treiben, wie löblich es auch an sich sei, ohne den Blick nach oben, ohne Theilnahme an der höhern Weihe, die euch die Kirche bietet, indem sie euch Gott auf würdige Weise anbeten lehrt? Welche Kirche könnte das aber euch besser lehren, als eben die, an deren Stiftung wir uns in dieser feierlichen Stunde erinnert haben? War sie es nicht, die dem todten Formel- und Zerimonienwesen in der Religion ebendarum entsagte, damit der Geist sich freier aufschwingen sollte zu Gott, um ein würdiges Glied des ewigen Bürgerthums, des himmlischen Reiches zu werden? — Haltet also fest an dieser Kirche und führet ihr nicht bloß zu die Kindlein, die Gott euch schenkte, sondern sorget auch dafür, daß sie

mit euch erstarken in der Ueberzeugung von der Trefflichkeit ihrer Kirche! Denn es sind vornehmlich die unbewachten Seelen der Jugend, welchen die Arglist nachstellt, um in ihren Netzen sie zu fahen.

Endlich vergönnt auch ihr mir noch ein Wort zu eurem Herzen, ehrwürdige Frauen, die ihr mit so inniger Theilnahme auf diese Versammlung herabschaut! Ein großes Werk, das aus Liebe, Glauben und Hoffnung hervorging, verdient schon deshalb eure höchste Beachtung, eure kräftigste Unterstützung. Denn was wäret ihr ohne jene drei, die wie ein glänzendes Himmelsgestirn eurem schwankenden Lebensschiffchen erst Haltung und Richtung geben? — Darum haltet auch ihr fest an dem, was Liebe, Glaube und Hoffnung geschaffen haben, und lasset euch ja nicht berücken von jenen falschen Zungen, die da sagen, Herz und Gemüth finden keine Nahrung in unsrer Kirche, man müsse erst dorthin gehn, wo Aug' und Ohr gefesselt werden, um auch die höhern Bedürnisse des Geistes zu befriedigen! Glaubet ihnen nicht, diesen falschen Propheten, die in Schaafskleidern zu euch kommen, inwendig aber reißende Wölfe sind! Es ist alles nur Heuchelei und Trügerei. Aug' und Ohr mögen dort allerdings gefesselt, auch wohl Gefühl und Einbildungskraft erregt werden. Aber ist das Erbauung und Gottesverehrung? Oder ist's nur ein Spiel, demjenigen ähnlich, das euch jede Schaubühne darbietet? Denn auch hier werden eure Sinne bezaubert; auch hier werden mannigfaltige Bilder und Gefühle in euch erweckt. Euer Geist aber, eine kräftigere und edlere Nahrung suchend, euer Herz, über eitlen Tand und niedre Leidenschaft hinausstrebend, euer Gemüth, sich nach Trost im Unglücke und nach Beruhigung im Tode sehnend, wird dort wahrlich nicht so leicht finden, was ihr sucht und suchen müsst, wenn ihr eurer wahrer Bestimmung eingedenk sein wollt. Also bleibt getreu der Kirche, die euch erzog, und flößet diese Treue auch den Kleinen gleichsam mit der Milch ein, die ihnen eure Brust zur Nahrung beut. Denn groß ist die Gewalt

eines treuen Mutterherzens auf den Zögling seiner Liebe, und unauslöschlich sind die Züge, die eine fürsorgende Mutterhand in das zarte Gemüth des Kindes schrieb.

Und so entlass' ich denn euch Alle voll des Geistes, der unsre Kirche begründete, des Geistes der Liebe, des Glaubens und der Hoffnung. Lebet und wirket fort und fort in diesem Geiste! So wird unsre Kirche selbst den Pforten der Hölle Trotz bieten, und die finstern Mächte der Unterwelt werden sie nicht überwältigen.

Du aber, o heiliger, ewiger, alliebender Vater der Menschen! siehe mit Wohlgefallen herab auf die Gemeine, die sich durch deine Gnade gebildet hat, um dich im Geist und in der Wahrheit anzubeten! Schütze du selbst mit deinem allmächtigen Arme das Werk der Liebe, des Glaubens und der Hoffnung, und laß es immer glücklicher gedeihen! Führe die Irrenden zur Erkenntniß der Wahrheit! Leite die Fehlenden auf die Bahn der Tugend! Und laß uns alle sein getreu in der Liebe, beständig im Glauben, und fröhlich in der Hoffnung immerdar! Amen!

Anmerkungen zu vorstehender Rede *).

Anmerk. 1.

Papst Leo X., unter welchem bekanntlich die Reformazion begann, und der durch seine Verschwendung und Geldgier den nächsten Anlaß dazu gab, soll zu einem seiner Vertrauten, als er wieder ein hübsches Sümmchen aus dem Verkaufe des Ablasses durch Tezel und andre Krämer der Art gewonnen hatte, lächelnd gesagt haben: »Es ist unglaublich, wieviel Geld uns die Fabel von Jesu Christo eingebracht hat.« Wie viel Päpste mögen dasselbe vor und nach ihm, wo nicht gesagt, doch gedacht haben! Und wenn es auch dieser Papst eben so wenig gesagt hätte, so beweist doch die Erzählung selbst, was man ihm zutraute. Denn er war allerdings einer der leichtsinnigsten Priester, die je auf dem päpstlichen Stuhle gesessen haben, ob er gleich sonst nicht so schlimm war, als ein Julius II., ein Alexander VI. **) u. A. dieses Gelichters, die Jesus gewiß alle zum Tempel hinausgejagt hätte, wenn er noch sichtbar auf Erden gewesen wäre.

Anmerk. 2.

Es ist ein in ältern katholischen Religionsbüchern häu-

*) Diese Anmerkungen sind darum hinter die Rede gesetzt, weil sie erst nach derselben gelesen werden sollen.

**) Dieser Papst, der noch vor jenem regierte (1492—1503) soll gesagt haben: »Die dümmste Religion ist die beste.« Und er hatte wohl Grund dazu. Denn er hatte vier Söhne und eine Tochter, Namens Lucretia, die seine und seiner Söhne Konkubine war. Und doch galt auch er für einen vom heiligen Geiste geleiteten und daher untrüglichen Statthalter Christi! Wenigstens wollt' er nach der Lehre seiner Kirche dafür gelten, gleich andern Päpsten. Kann wohl etwas Dümmeres erdacht werden, als eine solche Religionslehre?

fig vorkommender Gedanke, daß der Priester noch höher stehe, als selbst die Mutter Gottes *Maria*. Denn diese habe den Gottmenschen nur einmal erzeugt und nicht einmal aus eigner Kraft, der Priester aber erzeuge ihn täglich und stündlich, so oft er das Messopfer verrichte, bloß durch die Kraft seines priesterlichen Wortes. Neuerlich hat man dieser groben und unschicklichen Vorstellungsart sich zu schämen angefangen, wenigstens in deutschen Schriften. Sie liegt aber ganz nahe, wenn man einmal an die eben so unbiblische als widersinnige Lehre von der *Transsubstanziazion* glaubt, wodurch die Hostie zum Abgott oder Fetisch wird, vor dem der Mensch anbetend niederfällt, gleich als wäre das sinnliche Ding, von Menschenhand gemacht, der *Herr Gott* selbst. So nennt auch das gemeine Volk in katholischen Ländern die geweihte Hostie ausdrücklich. Jene Lehre ist aber um so verwerflicher, da man weiß, daß sie sich im 9. Jahrhunderte in dem Kopfe eines Mönchs des Klosters Corvey, Namens *Paschasius Radbertus*, ausbildete — weshalb sie anfangs auch viel Widerspruch fand — und da sie einem geistigen Genusse einen grob körperlichen substituirt, der den Christen fast in einen Karaiben verwandeln würde, wenn er wirklich stattfände. Die Sache ist demnach eben so barbarisch als das Wort, das sie bezeichnet; beide sind eines barbarischen Zeitalters recht würdig. Und doch war vor einigen Jahren, bei Gelegenheit des Reformazions-Jubelfestes, ein protestantischer Schriftsteller (freilich von sehr zweideutigem Charakter) so dreist, man möchte sagen frech, diesen Irrthum den Protestanten zur Annahme zu empfehlen, um nur die gewünschte Kirchenvereinigung zu bewirken, wobei er sogar die Finanztheorie vom Papiergelde zu Hülfe rief. Denn, sagt' er, wie der Staat durch seinen Stempel Papier in wirkliches Geld verwändelt, das doch dem Sinnenscheine nach immer Papier bleibt: so lässt es sich auch wohl denken, daß der Priester durch eine von oben ihm mitgetheilte Kraft Brod und Wein in wirkliches Fleisch und Blut verwandelt, wenn gleich jene Substanzen den Sinnen fortwährend als Brod und Wein

erscheinen. (S. Beckedorf's Briefwechsel zwischen zwei Geistlichen u. s. w. S. 43—47). Dieses Beispiel konnte jedoch nicht schlechter gewählt sein, da es nur allzubekannt ist, daß das Papiergeld ebendarum, weil das Papier nicht in wirkliches Geld veewandelt ist, sondern dasselbe nur als Zeichen oder Schuldschein repräsentirt, zuweilen gar nichts gilt, wie die französischen Assignaten, die am Ende allen Kredit und mit demselben allen Werth verloren, weil sie eben bloßes Papier waren, ungeachtet sie den Stempel des Staats gar sichtbar an sich trugen.

Anmerk. 3.

Die Schilderungen, welche man in Schriften kurz vor und zur Zeit der Reformazion von den Sitten jener Zeit und besonders von der Unsittlichkeit der Geistlichen und Ordensleute findet, übersteigen fast den Glauben; und doch kann man sie nicht für übertrieben halten, weil sie zu sehr übereinstimmen, und weil es überhaupt eine ausgemachte Sache ist, daß die Sittlichkeit um so mehr leidet, je mehr man in der Religion auf bloße Aeußerlichkeiten hält und dadurch das Gewissen nicht zu erregen, sondern zu beschwichtigen sucht. Was aber unsre Zeit betrifft, so beruf' ich mich hier auf einen Gewährsmann, dessen Zeugniß wohl niemand verwerfen wird. Es beweisen nämlich die von dem königlich-preußischen Geheimen Rathe, Herrn von Kamptz, amtlich bekanntgemachten Uebersichten der innern Verwaltung des preußischen Staats bis zur höchsten Evidenz, daß in denjenigen Provinzen dieses Staats, wo der Katholizismus die herrschende Religionsform ist, auch mehr Sittenverderben herrscht, als in den übrigen Provinzen; denn die Zahl der Verbrechen ist dort weit größer. Wenn man nun bedenkt, daß in solchen statistischen Uebersichten bloß von den entdeckten und bestraften Verbrechen die Rede sein kann, daß aber in der Welt das meiste Böse, wo nicht unentdeckt, doch unbestraft bleibt, weil es entweder nicht nach äußern Rechtsgesetzen beurtheilt werden kann, oder weil die Urheber des Bösen sich

der Strafe zu entziehen wussten: so muß das Misverhältniß zwischen den verschiednen Provinzen des preußischen Staats in Ansehung ihres sittlichen Zustandes eigentlich noch weit größer sein, als es nach jenen Uebersichten erscheint. Das Journal des débats, das sonst gut katholisch ist, erstaunt selbst über dieses Misverhältniß, verschweigt aber klüglich den Grund. Sein Erstaunen würde jedoch noch größer werden, wenn es auch auf den sittlichen Zustand solcher Länder sehen wollte, wo der Katholizismus das herrschende Lebensprinzip ist, wie Italien, Spanien und selbst Frankreich dem größern Theile nach. Italien, der Mittelpunkt des Katholizismus, ist schon seit undenklicher Zeit das Land der Faulheit, der Bettelei, der Unzucht, des Cicisbeats, der Kinderverstümmelung, der Meuchelei und Räuberei. In Spanien, dem Lande, wo die Inquisizion am thätigsten für Erhaltung des reinen Glaubens war, und wo überhaupt die Geistlichkeit das Volk am meisten beherrscht, geht es jetzt ärger zu, als in der Türkei, und vielleicht erleben wir noch, daß dieselbe Geistlichkeit, welche dem Könige Ferdinand die absolute Herrschaft wiedergab, ihn wieder vom Throne stößt und seinen Bruder Carlos darauf setzt. Wenigstens hat der berüchtigte Trappist schon den Anfang dazu gemacht*). Daß aber auch in dem sonst hochgebildeten Frankreich die Sittlichkeit nicht auf eben so hoher Stufe stehe, sieht man aus Keratry's Schrift über die Gottesverehrung, die schon zum zweiten Mal aufgelegt ist. Dieser sehr geachtete und glaubwürdige Schriftsteller berichtet unter andern die höchst merkwürdige Thatsache, daß in einem Untergerichtsbezirke Frankreichs, wo die Einwohner halb zur katholischen halb zur protestantischen Kirche gehören, seit einer Reihe von Jahren unter 762 Personen, welche vor das Zuchtgericht gefodert wurden, 758 Katholiken und nur 4 Protestanten waren. Gewiß ein höchst auffallendes Verhältniß.

*) Ein paar Jahre später, als das Obige geschrieben war, zeigten sich in Portugal dieselben Symptome eines tiefen sittlichen Verderbens.

Allein gegen Frankreich zeugt auch schon sein neuestes Sakrilegiums-Gesetz. Denn wenn es wahr ist, was die Minister und viele Mitglieder beider Kammern behaupteten, daß nämlich ein solches Gesetz dringend nothwendig sei, um den dort so häufig vorkommenden Religions-Skandalen — von denen man doch in protestantischen Ländern fast gar nichts hört — vorzubeugen: so muß in dem größtentheils katholischen Frankreich die Immoralität noch ärger sein, als die Irreligiosität. Dem sollen nun die Missionarien und die Jesuiten abhelfen. Es ist aber 1000 gegen 1 zu wetten, daß diese das Uebel noch viel schlimmer machen werden. Denn sie werden es vielleicht noch dahin bringen, daß dort, wie in Sardinien, niemand lesen und schreiben lernen darf, der nicht ein baares Vermögen von wenigstens 1500 Franken hat! Non medicis illis tempus eget.

Anmerk. 4.

Es ist sonderbar, daß die römisch-katholische Kirche den Widerspruch nicht fühlt, in welchen sie mit sich selbst dadurch fällt, daß sie die von den Heiden um des Glaubens willen verfolgten, gemarterten und getödteten Christen als Märtyrer verehrt und doch selbst andre Christen um ihres Glaubens willen so behandelt, sogar Glieder ihrer eignen Kirche, wenn sie in den Verdacht sogenannter Ketzerei fallen. Freilich sagt jene Kirche, daß sie nur eine liebende, wohlthätige Mutter sei, daß sie nicht nach Blut dürste (ecclesia non sitit sanguinem). Wo aber die Thaten den Worten so schnurstracks entgegenlaufen, da gehört wahrlich eine eiserne Stirn dazu, um so etwas zu behaupten. Denn daß die Kirche darum nicht blutdürstig sei, weil sie den Ketzer nicht selbst hinrichtet, sondern dieses grausame Geschäft dem weltlichen Arm überlässt, ist doch eine gar zu armselige Sophisterei. Der Ketzerrichter ist und bleibt der eigentliche Blutrichter, mag das Urtheil vollstrecken, wer da wolle. Uebrigens ist es auch eine bekannte Sache, daß jene Kirche nicht selten ihren eignen Gliedern Gift und Dolch in die Hand

gegeben, um das Todesurtheil an denen unmittelbar zu vollstrecken, die den weltlichen Absichten der Kirche widerstanden, denen man aber durch den weltlichen Arm nicht beikommen konnte. Hier war also nicht einmal von Ketzerei die Rede; man müsste denn alles so nennen, was nicht in den Kram der Hierarchie taugt. Es ist aber eben eine Eigenheit jener Kirche, daß bei ihr Hierarchie und Kirche sich fast identifizirt haben. Und so möchte man auch gern wieder Kirche und Staat identifiziren, damit alles zusammen ein großer Quickbrei (Amalgama) würde; wozu auch die absoluten Identitätsphilosophen bereits den schönsten Anfang gemacht haben. So sagt Steffens in seinen Karikaturen des Heiligsten, S. 25: »Die Idee des Staats ist von der »Kirche nichts Verschiedenes, sie ist die Gemeinschaft »der Heiligen« — was doch höchstens nur von der unsichtbaren, durch alle Staaten und Völker durchgehenden, aber gewiß nicht von der sichtbaren Kirche gesagt werden kann. Daher jammert denn auch ein ungenannter katholischer Geistlicher im Anfange seiner Schrift über förmliche Wahrheit und kirchliche Freiheit (Frankfurt a. M. 1818. 8.) über die heutige »strenge Scheidung der Rechte »der beiderseitigen Gewalten« (der bürgerlichen und der kirchlichen). Vor der Reformazion, wo das alles unter einander lief, wo die Päpste Kaiser und Könige ein- und absetzten und deren Unterthanen vom Eide der Treue entbanden, war es freilich viel besser! Da gab es, wie der Anonymus sagt, ein »wunderschönes, an sich und in der Wirkung be»trachtet, herrliches Bild der Zeit.« — Meminisse juvat.

Anmerk. 5.

Es ist ein von den Gegnern der Reformazion mit vieler Schlauheit benutzter Vorwurf, daß durch die sogenannte Reformazion die Kirche keineswegs verbessert, sondern vielmehr zerrissen worden, daß also Luther, Zwingli und deren Mitarbeiter nicht Reformatoren, sondern Desolatoren der Kirche und — weil die Kirche ein göttliches

Institut zum Heile der Menschen sei — eben deswegen Feinde Gottes und der Menschen heißen sollten. Wenn man aber die Geschichte, diese unparteiische Richterin menschlicher Handlungen, befragt, so antwortet sie: Nicht jene Männer trennten sich von der Kirche, sondern die Kirche stieß sie aus und nöthigte sie nun, dem Herrn eine neue Gemeine zu stiften. Hiezu waren sie aber eben so sehr berechtigt als verpflichtet, da ihr moralisch-religioses Bedürfniß in der alten Gemeine, die sich nun einmal nicht verbessern lassen wollte, keine Befriedigung mehr fand. Ist von Zerreißung der Kirche, vom Schisma, die Rede: so haben die Päpste durch ihr Betragen gegen die griechische Kirche und durch ihre gegenseitigen Befehdungen, als mehre Päpste zugleich gewählt wurden, die sich förmlich exkommunizirten, weit mehr verschuldet. Daß sich aber die Kirche von selbst würde reformirt haben, wenn man sie nur ruhig ihren Gang hätte fortgehn lassen, ist wieder nur eine aus der Luft gegriffene Behauptung. Die römische Hierarchie im Ganzen — denn einzele ehrenvolle Ausnahmen wie Fenelon, Wessenberg u. A. beweisen nichts — hat sich stets bis auf die neuesten Zeiten allen Verbesserungen entgegengesetzt; und diese Hierarchie ist mit der römischen Kirche so verwachsen, daß die eine ohne die andre sich gar nicht rühren kann. Sie geht daher auch gar nicht fort, sondern sie steht immer nur auf demselben Punkte, ist völlig stazionar oder stereotypisch, so weit es von ihr abhangt. Denn freilich ist es unmöglich, sich allem Einflusse von außen, der fortschreitenden Bewegung der Zeit überhaupt zu entziehn. Man hat dieß eben jetzt in Frankreich bei der Königskrönung gesehn, wo die französische Geistlichkeit sich doch zu einigen Abänderungen der alten allzuanspruchsvollen Formeln und zu gewissen wenigstens stillschweigenden Konzessionen gegen die durch die Charte einmal anerkannte und geschützte protestantische Kirche verstehen musste. Wie sauer das ihr geworden, lässt sich leicht ermessen, wenn man auf andre Erscheinungen in Frankreich merkt, z. B. die Aufzüge der Missionarien, die Umtriebe

der Jesuiten, die Herstellung der Klöster, die Angriffe auf die bekannten vier Artikel, wodurch die gallikanische Kirche eine gewisse Unabhängigkeit von Rom behauptet hat, u. dgl. m., besonders aber, wenn man diejenigen Stellen in den Reden und Schriften der französisch-katholischen Geistlichkeit beachtet, wo von den Interessen der Religion oder der Kirche gesprochen wird. Denn da sind zehnmal gegen eins nur die Interessen der Hierarchie gemeint. Um dieser Interessen willen steuert die Hierarchie das Schiff der Kirche nicht vorwärts, sondern lieber rückwärts, wenn sie kann. Und darum reformirt sie auch weder sich selbst noch die Kirche, wenn sie nicht muß *).

Anmerk. 6.

Zu den unzähligen Verleumdungen, durch welche man jenseit das Andenken der Reformatoren zu beschmutzen und die Reformazion selbst als ein böses Werk darzustellen gesucht hat, gehört auch die, daß jene Männer nur aus Stolz, Habsucht und Eigenwillen gehandelt und ihren Anhängern die Nothwendigkeit einer Kirchenverbesserung erst vorgespiegelt hätten, um ihre eigennützigen Absichten durchzusetzen. Es ist notorisch, daß der Ruf nach einer reformatio ecclesiae in capite et membris dem sechzehnten Jahrhunderte lange voraus ging, daß Kaiser und Könige und selbst Konzilien daran gearbeitet, daß aber die Päpste immer dem allgemeinen Wunsche entgegengewirkt hatten, bis sich die Sache wie von selbst durch jene Männer machte, die Gott dazu ausgerüstet hatte. Daß einige Fürsten und deren Räthe die Reformazion benutzten, um mittels des Kirchenguts das Staatsgut zu erhöhen oder ihre eignen Taschen zu füllen, soll gar nicht geleugnet werden. Denn es ist keine Sache in der

---

*) Hieher gehören besonders die Schriften des Abbé de la Mennais, den Tzschirner in seinen, von mir herausgegebnen, Briefen an Chateaubriand, de la Mennais und Montlosier (Leipzig, 1828. 8.) so treffend abgefertigt hat.

Welt so gut und rein und edel, die nicht der Eigennutz zu seinem Vortheile zu wenden verstände. Dessen hatten jedoch die Reformatoren keine Schuld; denn sie erhielten ihre Hände von jedem Raube unbefleckt und starben in ehrenvoller Armuth. Man muß aber auch bedenken, daß früher die Kirche den Staat beraubt hatte, und daß es also kein Wunder war, wenn nun hin und wieder Gleiches mit Gleichem vergolten wurde. Auch verwandten viele Fürsten das Kirchengut nicht zu politischen, sondern zu kirchlichen Zwecken, zur Dotirung neuer Pfarreien und Schulen und zur Begründung andrer wohlthätigen Anstalten. Sie gaben also eigentlich nur denselben eine andre, dem ursprünglichen Charakter der Kirche gemäßere Bestimmung. Denn die Erfahrung lehrt unwidersprechlich, daß überall, wo die Kirche zu reich ist, nur ihre Diener, vornehmlich die höhern, sich wohl befinden, die moralisch-religiose Bildung des Volkes aber vernachlässigt wird. Und doch ist eben diese Bildung der Hauptzweck der Kirche. Oder hat etwa Jesus seine Kirche bloß darum gestiftet, damit die Apostel und deren Nachfolger herrlich und in Freuden leben sollten?

Anmerk. 7.

Daß Johann Huß, und Hieronymus von Prag, weil sie ebenfalls Irrlehren und Misbräuche bekämpften und auf eine Verbesserung der Kirche gedrungen hatten, von der Kirchenversammlung zu Kostnitz im J. 1415 und 1416 zum Scheiterhaufen verurtheilt, und daß dieses ungerechte Urtheil, trotz dem kaiserlichen Ehrenworte, das ihnen sicheres Geleit hin und her versprach, auch vollzogen wurde, unter dem Vorwande, daß man Ketzern nicht Treu' und Glauben schuldig sei — haereticis non est habenda fides — und daß späterhin dieses gräuliche Schauspiel unter dem gotteslästerlichen Titel einer Glaubens- oder Religionshandlung (auto da fé) mehr als tausendmal wiederholt worden, ist zwar eine bekannte Sache. Es ist aber doch gut, immer von neuem daran zu erinnern. Denn die Grundsätze, nach welchen da-

bei gehandelt wurde, sind jenseit noch heute gültig, und an Lust, sie gelegentlich wieder geltend zu machen, fehlt es auch nicht. Daß aber im J. 1553 auch ein Servet auf Calvin's Betrieb in Genf verbrannt wurde, kann nicht der protestantischen Kirche überhaupt, und noch weniger der lutherischen, zur Last gelegt werden. Diese hat im Ganzen jene barbarische Handlung immer gemisbilligt. Es beweist aber eine solche Thatsache augenscheinlich, wie schwer es hält, sich von Vorurtheilen loszumachen, wenn sie einmal durch das Alter geheiligt sind. Weil es lange Zeit in der christlichen Kirche als Grundsatz gegolten hatte, Ketzerei sei ein großes, höchst strafwürdiges Verbrechen, so handelte man auch in Genf danach; ja es giebt noch heute dort und anderwärts in der protestantischen Kirche einzele Menschen, in deren Köpfen dieser Grundsatz spukt. Und doch ist es eine unumstößliche Vernunftwahrheit, daß Ketzerei schlechterdings gar kein Verbrechen, folglich auch nicht strafbar sei. Ja sie kann in manchen Fällen sogar etwas Lobenswerthes und Verdienstliches sein, wie denn gerade die Ketzerei der Reformatoren von dieser Art war. Freilich erkennen wir Protestanten sie jetzt nicht mehr als Ketzerei an; aber zu jener Zeit musste sie im Sinne der herrschenden Kirche allerdings als solche gelten. Wär' es also nicht besser, man verbannte die Ausdrücke Ketzer und Ketzerei lieber ganz aus dem kirchlichen Wörterbuche, da sie etwas Gehässiges an sich haben und auf die Frage, was eigentlich Ketzerei sei, doch niemand eine ganz zuverlässige und bestimmte Antwort geben kann? Denn wenn ihr sagt: »Alles ist Ketzerei, was unsrer Kirchenlehre widerstreitet,« so halten wir eben dieß für die ärgste aller Ketzereien, weil der Mufti nach demselben Grundsatz alle Christen für Ketzer und darum auch für Ungläubige erklärt, die an den Freuden des Paradieses keinen Antheil haben.

Anmerk. 8.

Wenn auch die lutherische Bibelübersetzung nicht das erste Werk dieser Art war, so war es doch das gelungenste;

und ob es gleich zunächst nur auf deutsche Leser berechnet war, so wirkt' es doch durch Benutzung und Nachahmung auch auf andre Völker. Durch dieses Bibelwerk wurde daher das Reformazionswerk am meisten befördert; und daher mag es auch wohl kommen, daß man jenseit einen solchen Widerwillen gegen die Verbreitung der Bibel in vaterländischen Uebersetzungen hegt und sie sogar eben so verbietet, wie unlängst der Sultan in Konstantinopel, der doch als Bekenner des Islams wohl noch mehr Grund, wenn auch nicht mehr Recht dazu hat. Daß indessen die jetzt gewöhnliche Art und Weise der Bibelverbreitung nicht ganz zu billigen sei und daß sich dabei hin und wieder ein etwas unverständiger Eifer geschäftig zeige, ist schon anderwärts dargethan worden, berechtigt aber doch zu keinem Bibelverbote. Dieses ist und bleibt ein Attentat, gröber noch als das Verbot des Kelchgenusses im Abendmahle für die Laien und das Verbot der Ehe für die Priester. Wann werden die Menschen doch begreifen lernen, daß solche willkürliche Verbote eben so ungerecht und schädlich sind, als die willkürlichen Gebote, mit welchen die katholische Kirche auch überladen ist! Aber so sind die meisten Befehlshaber geartet. Sie bilden sich ein, man könne nicht genug verbietend oder gebietend befehlen, um die Welt in Ordnung zu halten. Während daher die Einen das allgemeine Lesen der Bibel verbieten, möchten es die Andern lieber gebieten, nicht bedenkend, daß zwar Jeder das Recht hat, die Bibel zu lesen, aber nicht die gleiche Pflicht und Fähigkeit, und daß das Bibellesen an sich gar nichts hilft, wohl gar schadet, wenn es ohne Verstand geschieht. Denn es macht alsdann aus den Menschen leicht Fanatiker *).

Anmerk. 9.

Die Geschichte vom Herrn Demetrius und seinen

*) Vergl. den Aufsatz: Ueber die Bibelgesellschaften, in dieser Sammlung. Bd. 1. Nr. VIII.

Zunftgenossen, welche nicht leiden wollten, daß Paulus zu Ephesus das Christenthum verkündigte, weil der Absatz ihrer silbernen Dianentempelchen dadurch litt, wird zwar erst in der Apostelgeschichte (Kap. 19) erzählt. Sie ist jedoch von weit älterem Datum, und wiederholt sich auch unter uns täglich und stündlich. Das ist aber ganz natürlich. Wer mit heiligen Bildern und mit Rosenkränzen handelt, muß es ganz abscheulich finden, wenn Jemand sich mit seinen Gebeten an Gott allein und unmittelbar wenden und dabei keine Kügelchen abzählen will. Auch müssen es die Mönche und die Pfaffen überhaupt abscheulich, ja kirchenräuberisch und gotteslästerlich finden, wenn man ihnen nichts mehr in die Klöster bringen und keine Seelenmessen mehr lesen lassen will. Und ebenso findet man es jetzt in Rom ganz entsetzlich, daß zum ausgeschriebnen Jubeljahre nicht mehr so viele und so reiche Pilger nach Rom kommen, um Ablaß zu holen. Das ist ein offenbarer Beweis vom zunehmenden Verfalle der Religion und vom herrannahenden Weltende! Wahrlich wenn uns die lieben Jesuiten nicht aus dieser Noth helfen, so sind wir Alle auf ewig verloren!

Anmerk. 10.

Man hat oft die Frage aufgeworfen: Was würde geschehen sein, wenn Karl 5. (der nicht bloß in Deutschland, sondern auch als Karl 1. in Spanien und dessen ungeheuern Kolonien gebot, von dem man daher sagte, daß in seinem Gebiete die Sonne nicht untergehe) und Franz 1. (König von Frankreich, der mit jenem beständig wetteiferte, selbst um die deutsche Kaiserkrone, und daher auch oft Krieg führte) sich entschieden für die Reformazion, der sie im Herzen gar nicht so sehr abgeneigt waren, erklärt hätten? Man kann dieß freilich ohne Gottes mittleres Wissen (scientia media) nicht bestimmen. Es lässt sich aber doch wohl mit der höchsten Wahrscheinlichkeit behaupten, daß sich dann die Reforma zion viel weiter verbreitet und keinen Bruch in der Kirch veranlasst haben würde. Die Päpste hätten sich fügen müs

sen und wären wieder geworden, was sie früher waren, römische Bischöfe mit einem Ehrenprimate. Weil aber jene beiden Fürsten Absichten auf Italien hatten und es daher mit den Päpsten zwar nicht verderben, jedoch diese auch nicht zu mächtig werden lassen wollten: so benahmen sie sich zweideutig und verfehlten, wie gewöhnlich, wenn man nicht entschieden das Rechte wählt und thut, ihren Zweck. Der Eine von ihnen musste sogar schimpflich vor einem kleinen deutschen Fürsten, der noch obendrein nach dem damaligen Reichsverbande sein Vasall war — vor dem Churfürsten Moritz — fliehen; und am Ende legt' er gar aus Verdruß über fehlgeschlagene Hoffnungen und Wünsche die Krone nieder, um eine Mönchskutte anzuziehn. So bestrafen Ehrgeiz und Herrschsucht sich selbst, weil sie nur auf etwas Sinnliches gerichtet sind.

Anmerk. 11.

Der neufränkische Graf und Pär Fontanes hat zwar schon unter seinem hohen Gönner Napoleon in einer öffentlichen Rede erklärt, que la théorie de la perfectibilité de l'espèce humaine soit la maladie la plus dangereuse de l'esprit humain, damit die Franzosen alles, was ihr Kaiser geschaffen, für eben so vollkommen als Gottes Schöpfung halten und sich nicht etwa nach einem bessern Zustande sehnen sollten. Da aber derselbe Schmeichelredner seinen hohen Gönner kurz vor dessen schmählichem Sturze tout-puissant comme dieu nannte, so sollte man wohl auch jene Erklärung nicht für baare Münze nehmen. Gleichwohl hat sie ein Herr von Zinserling in seiner histoire romaine (T. I. Warschau, 1824. 8.) wieder aufgewärmt und bei der Gelegenheit auf Alle, die zum Besserwerden etwas beitragen wollten, also auch auf le fameux Luther, weidlich geschimpft. Am schlimmsten aber kommen dabei die Professoren in Göttingen weg, die wahrscheinlich am meisten an jener gefährlichen Krankheit leiden. Denn der Eine (Heeren) heißt un malheureux professeur, qui a donné

à sa triste compilation le titre d'idées, und der Andre (Hugo) un de ces professeurs, que Cujas n'aurait pas reçu au nombre de ses écoliers. Dafür wird aber auch jenem deutsch=französisch=polnischen Gelehrten (er ist jetzt Professor in Warschau und hat sein Obskurantenlibell sogar einem Monarchen, der unter seinen Dienern einen besondern Minister der Aufklärung, also auch der Vervollkommnung, zählt, zu widmen die Dreistigkeit gehabt) die Ehre widerfahren, daß man künftig nicht mehr sagen wird: »Das ist ein »Finsterling!« sondern: »Das ist ein Zinserling!«

Anmerk. 12.

Allerdings wünschen und hoffen noch immer, nicht bloß unter den Katholiken, sondern selbst unter den Protestanten, Viele eine absolute Einigkeit aller Gläubigen. Alle sollen sowohl in der Lehre (quoad dogma) als in den Gebräuchen (quoad ritus) und in der äußern Kirchenzucht (quoad disciplinam) übereinstimmen. Nun hat es aber selbst die katholische Kirche mit allen den gewaltigen Mitteln, die ihr zu Gebote standen, nie zu jener Einigkeit gebracht. Immer gab es auch in ihr Uneinigkeit und Streit, abweichende Meinungen, Gebräuche und kirchliche Anordnungen, sogar Sekten, wie Jansenisten und Molinisten, und Schismatiker, wie mehre katholische Gemeinen in den Niederlanden, besonders in und bei Utrecht. Sollten denn solche konstante Erfahrungen die Menschen nicht endlich einmal so klug machen, einzusehn, daß sie einem Hirngespinnste nachjagen, wenn sie absolute Einigkeit aller Gläubigen bewirken wollen? — Das Streben dieser absoluten Gaubens=Uniformisten ist aber nicht bloß eitel, sondern auch schädlich, weil es zum Glaubenszwange führt und dadurch den Fortschritt zum Bessern hemmt. Freilich wollen das eben jene Uniformisten. Aber destomehr ist es Pflicht des echten Protestanten, ihnen entgegen zu wirken.

II.

Abhandlung

über die

Gefahren des Protestantismus.

Unser Gott heißt ja nicht Gewohnheit, sondern Wahrheit, und unser Glauben glaubt auch nicht auf Gewohnheit, sondern an die Wahrheit, die Gott selbst ist.

Luther's Werke Th. 14. S. 2659.

Wenn von Gefahren des Protestantismus die Rede ist, so können das ebensowohl aktive als passive sein, Gefahren, die er Andern bringt, und Gefahren, mit denen er selbst von Andern bedroht wird. Von beiden ist hier die Rede, jedoch vorzugsweise von der zweiten Art.

Die aktiven Gefahren des Protestantismus sind wieder von verschiedner Art, wenigstens nach der Meinung seiner Gegner.

Zuerst, sagen sie, ist der Protestantismus der katholischen Kirche gefährlich; und das muß wenigstens zum Theile zugegeben werden. Wenn man nämlich bei dem Ausdrucke katholische Kirche vorzugsweise an die Hierarchie und deren Oberhaupt denkt — was jenseit sehr gewöhnlich ist — so ist gar nicht zu verkennen, daß das Interesse der Hierarchie durch den Protestantismus sehr geschmälert worden und auf dieselbe Weise fortwährend gefährdet wird. Das halten wir nun aber nicht für bös, sondern für gut, und wollen daher auch den Protestantismus gegen einen solchen Vorwurf gar nicht vertheidigen. Wenn indessen von dem höhern Interesse der katholischen

Kirche selbst die Rede wäre, so möchten wir doch eine Einwendung machen und vielmehr behaupten, daß der Protestantismus dieses Interesse nicht nur nicht gefährde, sondern im Gegentheile begünstige. Die bei weitem große Mehrzahl der Gläubigen in der katholischen Kirche — die dort mit einer gewissen Geringschätzung von den Klerikern sogenannten Laien — können als Kirchenglieder kein andres Interesse haben, als daß ihr moralisch-religioses Bedürfniß in und durch die Kirche möglichst befriedigt werde. Dazu ist aber gar nicht nöthig, daß die Geistlichen, die doch eigentlich Diener der Kirche sein sollen (servi servorum, wie sich auch der Papst ausdrücklich nennt, ob er gleich dominus dominorum ist oder sein will) Herren derselben seien. Vielmehr schadet dieß jenem höhern Interesse. Denn je mehr Macht und Gewalt, Geld und Gut, Ansehn und Ehre die Geistlichkeit hat, desto weniger bekümmert sie sich um das Seelenheil des kirchlichen Volkes, um das wahre Wohl der ihr anvertrauten Heerde. Sie sucht vielmehr, wie die Erfahrung aller Zeiten beweist, die Schäfchen nur zu scheeren, wird immer unwissender, anmaßender, trotziger, hoffärtiger, üppiger, unsittlicher und irreligioser. Dagegen ist nun der Protestantismus ein herrliches Korrektiv. Denn er protestirt ganz vorzüglich gegen die usurpirte Uebermacht der Geistlichkeit, und es hat diese fortwährende Protestazion doch soviel gefruchtet, daß die heutige katholische Geistlichkeit, verglichen mit der des Mittelalters oder vor der Reformazion, ihrem Berufe weit mehr genügt, daß sie im Ganzen lange nicht mehr so unwissend, anmaßend, trotzig, hoffärtig, üppig, unsittlich und irreligios ist, wie jene. Und dieß sollte kein baarer Gewinn für die katholische Kirche selbst sein? — Daraus ist aber noch ein andrer Vortheil erwachsen. Es hat sich in jener Kirche nach und nach eine religiose Ansicht und Denkart gebildet, welche man nicht unpassend den reinen Katholizismus genannt hat. Denn sie geht darauf aus, den Katholizismus von den Flecken zu säubern, mit welchen er seit langer Zeit behaftet ist, vom Papismus,

vom Monachismus, vom Ultramontanismus, vom scholastischen Barbarismus u. s. w. Jener reine Katholizismus ist daher überhaupt eine freiere religiose Ansicht und Denkart, welche zwar der Hierarchie nicht angenehm, aber ebendeswegen für die Kirche selbst sehr heilsam ist. Denn diese wird dadurch sich allmählich selbst reformiren; und es wäre wohl möglich, daß auf diesem Wege die Mutter sich mit der Tochter wieder aussöhnte. Dazu würden aber alle Wohlgesinnte beiden Kirchen von Herzen Glück wünschen *).

Allein der Protestantismus soll, nach der Behauptung seiner Gegner, auch dem Christenthume Gefahr bringen. Eine wunderliche Behauptung! Der Protestantismus besteht nun doch schon über drei Jahrhunderte; er hat sich über einen großen Theil der alten und der neuen Welt verbreitet; und gleichwohl wird das Christenthum noch überall gepredigt und bekannt, wo es Protestanten giebt. Freilich wenn man das römisch-katholische Christenthum für das allei-

*) Ammon hat in einer seiner gelungensten Reformazionspredigten (vom Jahr 1814) trefflich bewiesen, welchen wohlthätigen Einfluß die Kirchenverbesserung und der durch sie begründete Protestantismus auf die katholische Kirche selbst gehabt habe. Er findet diesen Einfluß 1) in der Erweckung des Forschungsgeistes durch genauere Bekanntschaft mit der Schrift; 2) in der veranlaßten Abschaffung vieler Misbräuche, um welcher willen die Protestanten sich von der katholischen Kirche trennten; 3) in der Beschränkung der Kirchengewalt; 4) in der Eröffnung eines freiern Wirkungskreises für die Sittenlehre Jesu. Glaubt es also nicht, ihr guten und frommen, ihr echten Katholiken, wenn man euch sagt, daß wir eure Feinde seien! Im Gegentheile, wir sind eure besten Freunde; und ihr werdet das immer mehr erfahren, je mehr ihr in der Geschichte, dieser unparteiischen Zeugin der Wahrheit, nachforschen werdet, um zu sehen, was die katholische Kirche vor 300 Jahren war und was sie heute ist. Ihr müsset nur nicht auf die Klagen eurer Priester hören. Denn diese haben allerdings in manchen Ländern viel verloren, und möchten es gern noch überall so gut haben, wie in Spanien, wo jetzt aber auch der König und das Volk desto unglücklicher sind, je reicher und mächtiger jene.

nige Christenthum erklärt, so ist die Behauptung wahr. Allein jenes Christenthum ist doch notorisch von dem ursprünglichen, echten, reinen Christenthume so himmelweit verschieden, daß die Behauptung, aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, fast noch lächerlicher ist, als wenn sich die römisch-katholische Kirche die alleinseligmachende nennt, da doch keine Kirche in der Welt, am wenigsten jene, den Menschen selig zu machen vermag. Denn das kann der Mensch nur mit Gottes Hülfe durch sich selbst werden; und die Kirche kann dazu bloß unter der Bedingung etwas beitragen, wenn sie ist, was sie sein soll, eine freie moralisch-religiose Erziehungsanstalt der Menschheit. Meint ihr aber, daß der Prüfungs- und Forschungsgeist, der in der protestantischen Kirche heimisch ist, dem Christenthume Gefahr bringe: so schmähet ihr das Christenthum selbst auf unverantwortliche Weise. Denn ihr gebt dadurch zu verstehn, daß das Christenthum keine Prüfung und Forschung vertrage. Wie mögt ihr aber so etwas zu behaupten wagen, da die Urkunden des Christenthums selbst sagen: »Prüfet alles!« und: »Forschet in der Schrift!« — Sollen wir jedoch unsre Meinung aufrichtig bekennen, so glauben wir, daß die, welche sagen, der Protestantismus sei dem Christenthume gefährlich, selbst nicht aufrichtig zu Werke gehn, daß sie nur einen leeren Vorwand brauchen, um den Protestantismus verdächtig und gehässig zu machen. Sie meinen eigentlich nur, daß der Protestantismus ihnen selbst gefährlich sei, daß er ihrer Macht, ihrem Ansehn, überhaupt ihrem zeitlichen Vortheil Abbruch thue. Hierin mögen sie auch vollkommen Recht haben, wie schon zugegeben worden. Aber dann sollte man auch nicht weiter vom Christenthume sprechen. Denn wie dieses Jahrhunderte lang ohne die Herrlichkeiten des Papstthums und ohne all den Plunder, der damit zusammenhangt, bestanden hat: so wird es auch fortwährend bestehn, wenn es dem Protestantismus gelingen sollte, jenen Herrlichkeiten und diesem Plunder ein Ende zu machen.

Doch es sind noch ganz andre Gefahren, welche der Protestantismus bringen soll, nämlich politische. Er soll auch die Staaten bedrohen, soll sich den Regierungen widersetzen, soll Unruhen, ja Umwälzungen erregen. Und das ist freilich in unsern Tagen eine sehr gewichtige Klage. Allein glücklicher Weise brauchen wir uns hier auf diese Klage nicht einzulassen. Denn sie ist schon von unsrem Freunde, dem Verfasser der bereits mehrmal aufgelegten und übersetzten, folglich sattsam bekannten Schrift: Protestantismus und Katholizismus aus dem Standpunkte der Politik betrachtet, mit so siegreicher Beredtsamkeit zurück gewiesen, daß wir gleichsam eine Ilias post Homerum schreiben würden, wenn wir uns von neuem darauf einlassen wollten. Nur einen Punkt wollen wir berühren, weil er beweist, zu welchen seltsamen Ausreden diejenigen ihre Zuflucht nehmen, welche troß den evidentesten Thatsachen den Protestantismus revoluzionssüchtig machen und den Katholizismus als das beste Heilmittel gegen diese Krankheit unsers Zeitalters empfehlen wollen. Der Verfasser jener Schrift hatte nämlich die sich jedem aufmerksamen Beobachter des Weltlaufes aufdringende Bemerkung gemacht, daß die Revoluzionen der neuesten Zeit, seit der französischen, insgesammt in katholischen Ländern ausgebrochen seien, während die protestantischen zwar davon ergriffen und erschüttert worden, aber doch keine Revoluzion aus und in sich selbst erzeugt haben. Daraus hatt' er die Folgerung gezogen, daß man weit eher berechtigt sein würde, im Katholizismus ein staatsumwälzerisches Prinzip, einen Keim politischer Verderbnisse und Unruhen vorauszusetzen, als im Protestantismus. Und wenn man bedenkt, wie oft in frühern Zeiten die Hierarchie sich gegen ihre legitimen Regenten aufgelehnt, und wie oft der Papst sich sogar angemaßt hat, die Kronen von einem Haupte auf das andre zu setzen und die Unterthanen vom Eide der Treue gegen ihre angestammten Fürsten zu entbinden: so möchte jene Voraussetzung wohl

nicht ganz ungegründet sein *). Was hat man nun darauf jenseit geantwortet? Ein berühmter katholischer Schriftsteller, der sonst eben nicht auf den Kopf gefallen ist, der aber, wenn er auf den Protestantismus zu sprechen kommt, jedesmal die Besonnenheit dermaßen verliert, daß er ganz jämmerlich zu radotiren anfängt und Sonne, Mond und Sterne, wie auch den Nordpol und den Südpol herbeizieht, um nur den Protestantismns recht schlecht zu machen — dieser Schriftsteller, den wir aus Schonung nicht nennen wollen **), antwortete recht naiv, es möchte den Protestanten wohl eben so wenig, als den Katholiken, an Lust zum Revoluzioniren fehlen, sie hätten aber nur nicht die Kraft und den Verstand dazu. Gewiß eine höchst seltsame Ausflucht! Denn da sich nicht füglich annehmen lässt, daß Gott den Katholiken gleichsam als ein Privilegium eine ganz besondre Kraft und einen ganz besondern Verstand zum Revoluzioniren verliehen habe: so scheint jene Ausflucht das Geständniß zu enthalten, daß im Katholizismus wenigstens ein stärkeres, wenn auch kein ausschließliches Revoluzionsprinzip liege. Uebrigens hat sich freilich die Kraft und der Verstand zum Revoluzioniren in Spanien, Portugal, Neapel und Piemont eben auch nicht sonderlich bewährt. Die

*) Noch ganz neuerlich hat ein römischer Abbate, Namens Fea, in einer eignen Schrift zu beweisen gesucht, daß der Papst eigentlich der Souverän aller Souveräne sei. Die Schrift ist zwar, weil sie Aufsehn machte, von der römischen Kurie gemisbilligt worden, aber nur pro forma. Man wollte nicht, daß so laut und so offen ausgesprochen würde, was man im Stillen und Geheimen dachte und erstrebte. Dem Grundsatze Gregor's, daß der Papst über alle Fürsten sei und sie nach Belieben absetzen könne, hat jene Kurie noch nie förmlich entsagt. Noch immer werden dem Papste bei seiner Krönung die Worte zugerufen: »Wisse, daß du Vater der Könige und Fürsten, und Herr der Völker der Erde bist!«

**) Diese Schonung war sehr übel angebracht; denn Hr. Görres fährt noch immer fort, auf die Reformazion als den zweiten Sündenfall zu schimpfen.

Revoluzion hat in in diesen katholischen Ländern vielmehr bloß darum ein so schmähliches Ende genommen, weil es den dasigen Revoluzionsmännern fast noch mehr an Kraft als an Verstand fehlte. Sie nahmen bald nach dem ersten Kanonenschusse das Reißaus und suchten entweder bei den ketzerischen Engländern ein Almosen oder bei den ungläubigen Türken Dienste, um gegen ihre Mitchristen zu fechten *). — Ein andrer, freilich eben nicht berühmter, katholischer Schriftsteller, der bereits in der 11. Anmerkung zur vorhergehenden Rede genannt ist, giebt eine noch drolligere Antwort auf die Frage, warum die neuesten Revoluzionen nicht in protestantischen, sondern in katholischen Ländern ausgebrochen, ungeachtet doch im Protestantismus ein sehr gefährliches Revoluzionsprinzip und im Katholizismus ein sehr kräftiges Gegenmittel liegen soll. »C'est que »ces messieurs« — nämlich die protestantischen Revoluzionsmänner, die er Illuminaten nennt, ob es gleich unter den Illuminaten auch genug Katholiken gab — »ont »trouvé le secret de faire dans les pays protes»tans une révolution sans révolution, en atten»dant mieux, tandis que dans les pays catholiques il »fallait d'abord par la force établir le pouvoir de la »secte, parcequ'elle y trouvait plus de difficulté à »regner en silence.« Also kann man auch eine Staatsumwälzung ohne Umwälzung des Staats machen!

*) Nach öffentlichen Blättern befinden sich bei dem in Morea gelandeten Heere des Ibrahim Pascha eine Menge neapolitanischer und piemontesischer Flüchtlinge, auch einige Franzosen. Der Constitutionnel will sie damit entschuldigen, daß sie das ägyptische Heer nur eingeübt hätten. Woher weiß er aber das? Und ist das Einüben eines Heeres nicht auch eine mittelbare Theilnahme am Kriege? Man weiß jedoch sehr wohl, daß sie selbst in Morea mit fechten. Wenn daher der Kampf der Griechen verunglückte, so hätten sie gewiß ihren guten Theil an der Blutschuld. (Wo mögen jene Tapfern hingezogen sein, nachdem ihr Anführer so schimpflich aus dem von ihm verwüsteten Morea abgezogen ist?)

Dazu gehört denn freilich ein ganz ungemeiner Verstand, nur um ein solches Unding zu denken oder zu entwerfen, geschweige um es auszuführen. Wir würden aber von solchen Schriftstellern lieber sagen, daß sie das Geheimniß gefunden hätten, unter dem Scheine des Witzes Unsinn zu sagen.

Lassen wir demnach jene angeblichen Gefahren, die der Protestantismus den Staaten bringen soll, auf sich beruhen! Denn die Staaten, in welchen der Protestantismus herrschend ist, haben ihn gewiß am wenigsten zu fürchten, und fürchten ihn auch nicht. Wenden wir uns vielmehr zur Betrachtung derjenigen Gefahren, mit welchen der Protestantismus selbst bedroht wird! Denn diese dürften wohl minder eingebildet sein.

Es zerfallen aber dieselben nach der Natur der Sache in äußere und innere. Denn man wolle ja nicht glauben, als werde der Protestantismus bloß von außen bedroht; er hat leider auch seine Feinde innerhalb der protestantischen Kirche selbst! Und diese könnten leicht die allergefährlichsten sein. Doch wollen wir jene zuerst erwägen.

Daß der Protestantismus von außen bedroht wird, ist so natürlich und nothwendig, daß wir uns darüber nicht wundern dürfen. Er hat in dem, wogegen er protestirt, nämlich im römischen Katholizismus, seinen beständigen Antipoden. Dieser muß daher auf alle Weise suchen, jenen zu bekämpfen, so wie jener diesen. Solcher Kampf würde jedoch nicht im mindesten gefährlich für den Protestantismus sein, wenn man sich von beiden Seiten gleicher Waffen — der Gründe aus Vernunft und Schrift — bediente. Im Gegentheile könnte der Protestantismus bei solchem Kampfe nur gewinnen. Aber der Katholizismus braucht neben jenen Waffen (die er ohnehin weniger achtet, weil ihm Ueberlieferung und kirchliche Autorität mehr gelten, als Vernunft und Schrift) auch noch ganz andre Waffen, sogar vergiftete. Zwar sollten diese von Rechts wegen in keinem ehrlichen Kampfe, am wenigsten da, wo es sich um göttliche

Dinge handelt, gebraucht werden. Wo man indeß den Grundsatz hegt, der Zweck heilige die Mittel, oder, es sei Alles erlaubt, wenn es nur zur Ehre Gottes d. h. zum Vortheile der Kirche (eigentlich der Kirchendiener) geschehe, oder, der Papst könne im Namen Gottes und zum Besten der Kirche von allem dispensiren, was man im gewöhnlichen Menschenleben Recht und Pflicht nennt — Grundsätze, welche nicht erst von den Jesuiten erfunden, sondern von diesen Probabilitäts-Moralisten nur deutlicher und kecker ausgesprochen worden, nachdem sie die Hierarchie schon längst ausgeübt hatte — wo, sag' ich, solche Grundsätze gelten, da wird man auch das Aergste nicht scheuen, wenn es nur zum Zwecke zu führen scheint. Daher kommt eben jene arglistige Proselytenmacherei, welche Sophismen, Versprechungen, Bestechungen, Drohungen und selbst äußere Zwangsmittel anwendet, um nur der Kirche ein Schäfchen aus dem fremden Stalle zuzuführen. Da ist denn, wie Dübois sagt, der Eine der Betrüger, und der Andre der Narr *).

*) Dübois, ein Missionar, der sich über 30 Jahre in Ostindien aufgehalten, sagt in seinen höchst lesenswerthen Briefen über den Zustand des Christenthums in Indien (a. d. Engl. übers. von Hoffmann. Neustadt an der Orla, 1824. 8.) daß die Hindus in zwei Klassen zerfallen, Betrüger und Narren; jene seien die Brahminen, diese das übrige Volk, welches aus dem wohlersonnenen Systeme von Betrügerei nicht heraus könne, weil es ohne Leitung der Brahminen nicht denken und urtheilen dürfe. Diese Klassifikazion gilt jedoch überall, wo das Volk von herrschsüchtigen und eigennützigen Priestern absichtlich in abergläubiger Dummheit erhalten wird. Derjenige aber ist ein doppelter und dreifacher Narr, der sich durch so plumpe Betrügereien, wie sie sich die gewöhnlichen Proselytenmacher erlauben, verleiten lässt, aus einer freien Gemeine der Gläubigen in eine solche überzutreten, deren herrschender Charakter nichts anders als Geistessklaverei ist. Eine solche Handlung kann man mit Jakobi (s. dessen 11. Brief an Reinhold in des Letztern Lebensbeschreibung von seinem Sohne, Ernst R.) wohl wahnsinnig nennen.

Gegen diese von außen kommende Gefahr soll sich nun die protestantische Kirche nicht etwa dadurch zu schützen suchen, daß sie Gleiches mit Gleichem vergelte. Denn dieß ist unter ihrer Würde. Sie enthält sich daher mit Recht jener proselytenmacherischen Umtriebe, jener jesuitischen Kunstgriffe, jener vergifteten Waffen. Auf der andern Seite soll aber auch die protestantische Kirche nicht zu gleichgültig in diesem Punkte sein. Sie soll die in ihrem Glauben Wankenden zu stärken suchen, damit sie nicht fallen. Sie soll die freiwillig Herüberkommenden nicht, wie es wohl hin und wieder geschieht, unfreundlich oder furchtsam zurückweisen, und ihnen den Uebertritt erschweren, sondern vielmehr diesen allerdings in mancher Hinsicht bedenklichen Schritt auf jede rechtliche Weise zu erleichtern suchen. Sie soll insonderheit wachen, daß nicht bei gemischten Ehen die Liebe des protestantischen Gatten zu dem andern katholischen Theile gemisbraucht werde als ein Band, um entweder jenen selbst oder wenigstens alle Kinder desselben zur katholischen Kirche herüber zu ziehen.

Und hier ist es insonderheit, wo auch die Wirksamkeit der protestantischen Fürsten als Oberbischöfe im juridisch-

---

Denn vorausgesetzt, daß der Uebertritt nicht aus zeitlichen Absichten geschieht: so muß der Uebertretende in einer Geistes- oder Gemüthsstimmung befangen sein, die mit dem Wahnsinne wenigstens eine Aehnlichkeit hat. Er muß vom Wahne so verblendet sein, daß sein Geist die Herrschaft über sich selbst verloren hat und daher blind einem andern Geiste folgt. Darum ruft auch der Heiland das Wehe über solche Proselytenmacher aus. »Wehe »euch Schriftgelehrten und Pharisäern!« — sagt er Matth. 23, 15. — »Ihr Heuchler! die ihr Land und Wasser umziehet, um einen »einzigen Proselyten zu machen, und wenn er's worden ist, macht »ihr aus ihm ein Kind der Hölle, zwiefach mehr, denn ihr seid!« — Man vergl. auch des Verfs. Darstellung des Unwesens der Proselytenmacherei durch eine merkwürdige Bekehrungsgeschichte. Leipzig, 1822. 8. (und die spätere, auch in diese Sammlung aufgenommene, Schrift: Neueste Geschichte der Proselytenmacherei in Deutschland. Jena, 1827. 8.)

olitischen Sinne zum Schutze ihrer Kirche gegen Beein= :ächtigungen von der andern Seite eintreten soll. Es t heilige Pflicht dieser Fürsten, auch durch Gesetze, lbst durch Strafgesetze, wenn es sein muß, jener arg= stigen Proselytenmacherei entgegen zu wirken. Denn die Verführung eines Menschen zur Abschwörung seines Glau= ens und zur Verwünschung derer, die ihn darin er= ogen und unterrichtet haben, ist ein Verbrechen, das icht minder als die Kupplerei zu bestrafen; es ist ein Verbrechen gegen die Gesellschaft, die einem so Ver= ihrten nicht mehr trauen kann, weil er auf dieselbe Weise auch zu jeder andern Abtrünnigkeit verführbar wird. :bendeswegen sollten auch die protestantischen Fürsten in ren mit dem päpstlichen Stuhle abzuschließenden Konkor= aten nicht zu nachgiebig und freigebig sein; denn an benutzt jenseit diese Nachgiebigkeit und Freigebigkeit ur, um der protestantischen Kirche Abbruch zu thun. Ja ei dem dort einmal, wenn auch nicht öffentlich anerkann= n, doch heimlich ausgeübten Systeme der Mentalreserva= onen und der Dispensazionen von den feierlichsten Zusagen ürd' es vielleicht noch rathsamer sein, gar kein solches Konkordat abzuschließen, weil man gar nicht wissen kann, as und wie viel eigentlich dadurch gewonnen oder verlo= n worden *). Vor allen Dingen müsste also jenes scheus= che System von dorther ausdrücklich widerrufen, es müsste rmlich als ein immoralisches und irreligioses, mithin un= ristliches System verworfen werden, bevor man sich in nterhandlungen mit einer Macht einlassen könnte, die sich er Anhänglichkeit an ein solches System durch alle Zeiten indurch so verdächtig gemacht hat, und noch immer macht.

*) Ausführlicher ist dieß dargethan in meiner Schrift: Ueber das Verhältniß protestantischer Regierungen zur päpstlichen. Ein dikäopolitischer Versuch (Jena, 1828. 8.) welche in die zweite Abtheilung dieser Sammlung aufgenommen werden soll, da sie nicht theologisch, sondern politisch ist.

Denn was bedeutet die durch die Bulle In coena domini feierlich ausgesprochne Verdammung der Ketzer, zu welchen nach römischem Sprachgebrauche alle Protestanten, mithin auch alle protestantische Fürsten gehören — was bedeutet sie anders, als eine neue Bestätigung des alten Grundsatzes, daß man Ketzern nicht Treu' und Glauben schuldig sei? Und was anders bedeutet die Herstellung des Jesuitenordens, der recht eigentlich zur Ausrottung der protestantischen Ketzer bestimmt ist und jenes scheusliche System in seiner ganzen Ausdehnung nicht nur theoretisch bearbeitet, sondern auch praktisch ausgeübt hat *)?

Dagegen ist es keineswegs zu billigen, wenn man in protestantisch regierten Staaten den Protestantismus gegen den Katholizismus dadurch zu schützen sucht, daß man den katholischen Unterthanen die Bürgerrechte verweigert oder doch deren Ausübung beschränkt. Wenn man auch in vielen katholischen Ländern so ungerecht gegen protestantische

*) Wenn man sich kurz und bündig überzeugen will, daß hier den Jesuiten nicht Unrecht geschehe und aus der Herstellung ihres Ordens nicht zu viel gefolgert sei: so lese man nur die zwar früher schon gedruckten, aber neulich wieder aufgelegten Monita secreta societatis Jesu oder geheime Verhaltungsbefehle der Jesuiten. Aachen, 1825. 8. Die Vorschriften, wie man Fürsten und andre große und reiche Personen durch Beichtväter, Kammerdiener und Kammerfrauen ausforschen und benutzen solle, sind besonders sehr erbaulich. Auch Spittler's trefflichen Aufsatz über die Geschichte und Verfassung des Jesuitenordens (aus dem Anhange zum 17. Bande der deutschen Enzyklopädie besonders abgedruckt zu Leipzig 1817. 8.) bringen wir bei der Gelegenheit wieder in frisches Andenken. Niemand wird es bereuen, diese beiden kleinen und wohlfeilen Schriften gekauft, gelesen, verglichen und beherzigt zu haben. Was aber die Konkordate betrifft: so sollten alle Regierungen auch das wohl beherzigen, was der Regierungsrath Müller in Weimar, selbst Katholik, über das preußische und das baiersche Konkordat neuerlich geschrieben hat.

Mitbürger ist, so soll man doch auch hier nicht Gleiches mit Gleichem vergelten. Man soll vor allen Dingen gerecht gegen Jeden sein. Es ist aber höchst ungerecht, irgend einem Menschen um seines Glaubens willen die Bürgerrechte zu entziehn oder zu verkümmern, so lang' er nur seine Bürgerpflichten erfüllt. Wollte man daher jene Maßregel rechtfertigen, so müsste man vor allen Dingen beweisen, daß der Katholizismus den Menschen zur Erfüllung seiner Bürgerpflichten unfähig mache. Das lässt sich aber nie beweisen und wird auch schon durch die Erfahrung sattsam widerlegt, indem es in rein katholischen sowohl als in gemischten Ländern genug Katholiken giebt, welche ihre Bürgerpflichten treu und redlich erfüllen. Man unterscheide also wohl zwischen Katholiken überhaupt und katholischen Geistlichen! Denn diese sind es eigentlich nur, gegen welche man wegen des hierarchischen Geistes, von welchem die Mehrzahl besessen ist, auf seiner Hut sein muß. Sollten sich daher unter diesen auch solche finden, welche als Unterthanen protestantischer Fürsten den gewöhnlichen Unterthaneneid entweder gar nicht oder nur mit gewissen Beschränkungen und Vorbehalten schwören wollten, wie es in den Niederlanden der Fall war, als sie wieder unter die Regierung des Hauses Oranien kamen: so wär' es wohl am rathsamsten, solche widerspenstige Priester gar nicht im Lande zu dulden, sondern über die Gränze zu schicken. Denn wer sich der bürgerlichen Ordnung nicht fügen will, soll auch deren Wohlthaten nicht genießen. Immer aber bleibt es Unrecht, deshalb die übrigen katholischen Unterthanen härter als die protestantischen zu behandeln. Beide sollen vielmehr bürgerlich gleich gestellt werden, damit auch ihre Herzen einander geneigter werden. So ist es bereits in Frankreich, in den Niederlanden, in Oestreich, Preußen, Sachsen, Baiern, Würtemberg, Baden, Hessen, Hannover, überhaupt in Deutschland, so weit es die Bundesakte umfasst; wenigstens ist es so in diesen Staaten gesetzlich ausgesprochen, wenn

gleich nicht immer in der Wirklichkeit ausgeübt. Und so sollt' es auch nach der Akte des heiligen Bundes im ganzen christlichen Europa sein. Denn nach dem Geiste dieser Akte sollen sich alle christliche Fürsten und Völker als Glieder einer und derselben großen Familie betrachten und behandeln. Daß aber in dem sonst so freisinnigen England dieser heilige Rechtssatz noch nicht anerkannt wird, daß hier die sogenannte Emanzipazion der Katholiken (freilich ein unpassender Ausdruck, da die Katholiken doch nichts weniger als Leibeigne oder Sklaven, mancipia, sind, sondern nur nicht alle Bürgerrechte genießen) noch so viel Widerspruch findet, selbst im Parlemente, besonders im Oberhause: das ist nur theils aus dem alteingewurzelten politischen Hasse beider Parteien, theils aus dem Geiste der bischöflichen Kirche in England erklärbar. Denn die höhere Geistlichkeit dieser Kirche ist im Durchschnitt genommen um kein Haar besser, als die katholische. Sie wird aber dem Geiste der Zeit dort auch unterliegen, und es wird daher die einmal angeregte Emanzipazion der Katholiken im brittischen Reiche eben so unfehlbar gelingen, als die Emanzipazion der spanischen Kolonien in Amerika. Nur wird das Parlement dann dafür sorgen müssen, daß die Proselytenmacherei nicht um sich greife, und daß besonders keine Jesuiten dort festen Fuß gewinnen. Denn schon haben diese Schleicher sich in Irland eingeschlichen, haben dort Grundstücke gekauft und Schulen errichtet, um die Jugend an sich zu locken. Wenn also dieß nicht durch Parlementsakten verhindert wird, so werden die irischen Katholiken größtentheils immerfort im Zustande der Roheit und Armuth und Widerspenstigkeit beharren, sie mögen emanzipirt werden oder nicht*).

*) Die brittische Regierung muß, was die Zulassung der Jesuiten in ihrem Gebiete betrifft, wohl den Grundsatz beherzigen, den eins der berühmtesten Mitglieder jenes Ordens, Emanuel Sa, aufgestellt hat, daß nämlich ein Priester, wenn er auch gegen seinen eignen König rebellire, doch kein Majestäts-

Doch genug von den äußern Gefahren. Gehen wir zur Betrachtung der innern fort! Diese finden wir zuerst in dem Geiste, der so manche Glieder der protestantischen Kirche belebt und nicht anders als unprotestantisch genannt werden kann. Denn wer von solchem Geiste belebt wird, der ist schon auf dem halben Wege zum Katholizismus,

---

verbrechen begehe, weil er eigentlich nicht Unterthan des Königs, sondern des Papstes sei. Diese schöne Lehre trägt jetzt schon Frucht in Frankreich, wo sich die Jesuiten eben wieder angesiedelt haben, ob sie gleich noch nicht öffentlich anerkannt sind. Ein Priester in St. Sulpice bei Blois hat ganz kürzlich seine Gemeine öffentlich aufgefodert, für Karl X. nicht zu beten, weil dieser die Charte (welche den Protestanten gleiche Rechte mit den Katholiken in Frankreich ertheilt) bei seiner Krönung beschworen habe, folglich in gleicher Verdammniß mit seinem Bruder Ludwig XVIII. sei, der jene abscheuliche Charte gegeben habe. Wenn dieß dem ersten Sohne der Kirche, dem allerchristlichsten Könige, der doch sonst ein guter Katholik ist, begegnen konnte: so mögen sich die Vertheidiger des Glaubens — wie die brittischen Könige bekanntlich seit Heinrich VIII. heißen, der ein schlechtes Buch gegen Luther schrieb und dafür vom Papste mit diesem Titel begnadigt wurde — wohl in Acht nehmen, daß ihnen nicht noch Aergeres widerfahre, da sie den Glauben, den sie vertheidigen sollten, längst verlassen haben, mithin verdammte Ketzer sind. Mögen sie also wohl gerecht gegen ihre katholischen Unterthanen sein, aber auch klug gegen die katholischen Priester und besonders gegen die Jesuiten! [Auch hierüber hat sich der Verf. späterhin ausführlicher in der Schrift erklärt: Ueber das Verhältniß verschiedner Religionsparteien zum Staate und über die Emanzipazion der Juden. Noch ein dikäopolitischer Versuch. (Jena, 1828. 8.) Glücklicher Weise ist die katholische Emanzipazion in Großbritannien neulich zu Stande gekommen, und zwar gerade so, wie ich gewünscht hatte, mit Vorsichtsmaßregeln gegen die Jesuiten und ohne Konkordat mit dem Papste. Möge nun auch dort und überall bald die eben so nothwendige, weil eben so gerechte, Emanzipazion der Juden zu Stande kommen! Der Anfang dazu ist schon (im April 1829) durch drei Bittschriften gemacht, welche Lord Teynham dem Oberhause übergab].

gesetzt auch, daß er sich wörtlich gegen diesen erklärte. Es kommt ja überall in solchen Dingen nicht auf das Wort, sondern auf den Geist an. Wenn wir nun viele Protestanten, selbst protestantische Gottesgelehrte, sehen, welche meinen, das Wesen des Protestantismus bestehe darin, daß man gerade dasselbe glaube und nicht glaube, was die Reformatoren auch glaubten und nicht glaubten, daß man ihre Bekenntnißbücher und alles, was darin für ihre Zeit und ihre Zwecke niedergeschrieben, für buchstäblich wahr halte, daß man also auch noch ferner in der kirchlichen Spaltung, in welche die Reformatoren selbst (Luther und Zwingli) durch Meinungsverschiedenheit unglücklicher Weise gerathen waren, beharre, ohne zu bedenken, daß diese Meinungsverschiedenheit theils schon durch die Zeit ausgeglichen, theils an sich gar nicht so bedeutend ist, um deshalb jene die Kraft und Würde der protestantischen Kirche wahrlich nicht erhöhende Spaltung immer noch fortdauern zu lassen — wenn wir ferner sehn, wie dieselben Protestanten einen recht unverständigen Ketzereifer zeigen, wie sie Andersdenkende verhöhnen und verdammen, wie sie insonderheit auch den Gebrauch der Vernunft in Religionssachen schmähen, ohne zu bedenken, daß es ohne Vernunftgebrauch gar keine Religion und noch weniger eine protestantische Kirche geben würde: so müssen wir allerdings diese Protestanten für sehr gefährliche Feinde des Protestantismus halten. Die Thoren! Sie haben vergessen, daß eben der Luther, auf den sie sich berufen und dem sie sich sogar in ihren jämmerlichen Thesen gleichstellen wollen, sagte: »Was der »Vernunft entgegen ist, ist's gewiß, daß es Gott vielmehr »entgegen ist. Denn wie sollt' es nicht gegen die göttliche »Wahrheit sein, das wider Vernunft und menschliche Wahr»heit ist?« Und weiter: »Es ist was ganz Ausgemachtes, »daß die Vernunft unter allen Dingen dieses Lebens das »Beste, ja was Göttliches sei. Sie ist eine Sonne »und gleichsam ein Gott, der über die Regierung die»ser Dinge in diesem Leben gesetzt ist.« (Luther's

Werke Th. 19. S. 1778 und 1940.) Sie haben also auch vergessen, jene unprotestantischen Protestanten, daß vernünftige und freie Prüfung alles dessen, was dem Menschen als Religion dargeboten wird, der Grundstein war, auf welchem die Reformatoren das Gebäude der neuen oder vielmehr nur erneuerten Kirche errichteten, daß also derjenige dieses Gebäude in seiner Grundfeste erschüttert, welcher uns jene vernünftige und freie Prüfung wieder nehmen oder auch nur im Geringsten verkümmern will.

Allein es untergräbt noch ein andrer Feind dieses Gebäude, ein im Dunkeln wühlender und brütender Unhold oder Kobold, den wir für noch gefährlicher halten. Das ist der neumodische kränkliche Mystizismus, der von der alten kräftigen Mystik eines Tauler oder Spener eben so verschieden ist, als ein Frazzenbild von der Madonna eines Raphael oder Correggio. Es giebt nämlich heutzutage unter den Protestanten eine Menge von Leuten beiderlei Geschlechts, besonders aber von Frauen, die sich geberden, als wären sie recht fromm und gottselig, im Herzen aber recht eitel und weltlich sind, die von nichts als heiliger Liebe zum Göttlichen, von tiefer Versenkung in's Unendliche, von inniger Sehnsucht nach dem Ewigen, von Entzückungen, Offenbarungen, und allerlei überschwenglichen Gefühlen reden, aber eigentlich nur mit dem Himmel kokettiren, damit es ihnen auf Erden recht behaglich oder, wie sie sagen, gemüthlich sei. Darum verachten sie auch alle Andre, die nicht bloß fühlen, sondern auch denken, die mit dem Herzen auch ihren Verstand befriedigen, die nicht wie Blinde im Finstern tappen, sondern als Sehende im Lichte wandeln wollen. Diese heißen ihnen Verstandesmenschen, Aufklärer, Ungläubige, wo nicht gar Gottesleugner. Dadurch öffnen sie aber, so viel an ihnen ist, dem Katholizismus gleichsam Thür' und Thor, damit er recht bequem in unsre Kirche einziehe. Denn wer sich nur einmal in die Gewalt des Gefühls und der durch das Gefühl erregten Einbildungskraft hingegeben

hat, der ist auch nicht mehr weit von dem blinden Glauben und dem blinden Gehorsam entfernt, den die Hierarchie von ihren Untergebnen fodert. Gegen diese Gefahr giebt es aber freilich kein andres Mittel, als was schon der ehrwürdige Niemeyer in seinen Grundsätzen der Erziehung und des Unterrichts (Th. 2. S. 426 ff. Aufl. 7.) angedeutet hat, indem er sagt: »Durch den Verstand »geht der Weg zum Herzen, und die, welche am »meisten für Religiosität in der Welt gewirkt haben, haben »Religion gelehrt, und gewollt, daß sie gelehrt »würde. Frommer Sinn ist etwas Vortreffliches; »aber ohne Licht kann er zum gröbsten Aberglau»ben und zum Fanatismus führen.« (Die jüngsten Religionsschwärmereien im südlichen Deutschland und in der Schweiz, wo man sogar Menschenopfer gebracht hat, beweisen das nur allzusehr.) »Die Bildung des Gei»stes durch religiose und moralische Begriffe muß daher »immer mit der übrigen Geistesbildung gleichen Schritt »halten.«

Endlich giebt es in der protestantischen Kirche auch noch eine seltsame Art von Amphibien, die ihr allerdings sehr gefährlich werden können, wenn sie nach ihrem Standpunkte in der Gesellschaft einen bedeutenden Wirkungskreis haben. Dieß sind nämlich solche Mitglieder der protestantischen Kirche, welche insgeheim schon zur katholischen übergetreten sind, aber sich doch äußerlich zur protestantischen halten. Denn die katholische Kirche hat auch in dieser Hinsicht ein Mittel gefunden, der Betrügerei und Heuchelei ein Mäntelchen umzuhängen. Sie dispensirt nämlich den Proselyten von der öffentlichen Theilnahme an ihrem Kultus auf unbestimmte Zeit, sogar auf Lebenszeit, damit er unter dem Scheine des Protestantismus in seinen bisherigen Lebensverhältnissen (sogar als Prediger und Seelsorger) fortwirken und neue Proselyten machen könne. Wie schändlich das sei, begreift wohl jeder von selbst, der einen gesunden Verstand und ein gesundes Herz hat. Al-

kein der angeblich gute Zweck soll auch hier das Mittel heiligen. Daß es nun solche Kryptokatholiken unter uns gegeben habe, leidet keinen Zweifel. Von dem Oberhofprediger Stark in Darmstadt (dem Verfasser von Theodul's Gastmahl und Theodul's Briefwechsel, worin der Katholizismus sehr nachdrücklich empfohlen wird) ist es eine bekannte Sache. Er verwaltete bis an seinen Tod das Amt eines protestantischen Geistlichen, und gehörte doch heimlich der katholischen Kirche zu. Auch Stolberg und Haller blieben äußerlich noch geraume Zeit in der protestantischen Kirche, nachdem sie schon die Lehre derselben abgeschworen und das katholische Glaubensbekenntniß abgelegt, auch nach katholischem Brauche das Abendmahl empfangen hatten, mithin förmlich und feierlich, obwohl heimlich, übergetreten waren. Und der zuletzt Genannte würde vielleicht noch heute als protestantisches Mitglied im geheimen Rathe zu Bern sitzen und für die katholische Kirche insgeheim wirken, wenn nicht ein indiskreter Bedienter die Sache ausgeplaudert und eben so indiskrete Zeitungsschreiber sie durch den Druck bekannt gemacht hätten. Da ergrimmte denn auch der gewissenhafte und fromme Mann dermaßen, daß er das berüchtigte Schreiben an seine Familie ergehen ließ, und darin nicht nur über die treulose Bekanntmachung seines Geheimnisses (des heimlichen Uebertritts zur katholischen Kirche und der fortdauernden öffentlichen Anhänglichkeit an die protestantische, was er aber nicht für treulos hielt, weil es zur Ehre Gottes d. h. zum Nutzen der katholischen Kirche dienen sollte) gar jämmerlich klagte, sondern auch auf die Protestanten überhaupt und deren Kirche (die jedoch keine sei, weil es nur Eine gebe, nämlich die römisch-katholische) gar gewaltig schimpfte *). Ob es nun in diesem Augenblicke noch solche

*) Hr. v. H. prophezeihete auch in diesem Schreiben, daß bald Tausende seinem Beispiele folgen würden. Diese Prophezeihung ist aber schlecht eingetroffen. Vielmehr sind seitdem viele Familien und

Kryptokatholiken unter uns gebe, ist freilich schwer auszumitteln. Wir glauben es aber und wollten auch wohl Einen nennen, der in einem großen protestantischen Staate ein ansehnliches Amt im Kirchen- und Schulfache verwaltet. Denn es ließ derselbe zum Reformazions-Jubelfeste zwei Schriften in's Publikum ausgehn, die ganz im katholischen Sinne geschrieben waren und deren eine besonders die Protestanten recht beweglich auffoderte, doch ja sobald als möglich in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurückzukehren. Wir tragen indeß Bedenken, den Namen dieses Mannes auszusprechen, weil es doch möglich wäre, daß er jene Schriften bloß zur Belustigung des protestantischen und zur Erbauung des katholischen Publikums geschrieben hätte, ohne bereits selbst zur katholischen Kirche übergetreten zu sein *). — Gegen solche Falschmünzer und Falschwerber kann sich freilich die protestantische Kirche so wenig sicherstellen, als der Privatmann gegen Meuchelmörder. Man muß sie also insgeheim so lange wirken lassen, bis man

---

beinahe ganze Gemeinen mit ihren Pfarrern aus der katholischen Kirche zur protestantischen übergegangen; neuerlich sogar ein Doktor der Theologie, Namens Klotz, der, wie der Pfarrer Henhöfer, auch sein Glaubensbekenntniß hat drucken lassen. Dasselbe thaten ganz kürzlich in Frankreich mehre Geistliche und Weltliche. Das sind böse Aspekten für die Herren von Montrouge und St. Acheul! Sie suchen sich zwar in der Etoile (einem bekannten Jesuiten-Journale) dadurch zu trösten, daß sie sagen, nur die schlechtesten Katholiken würden Protestanten, wie die besten Protestanten Katholiken. Aber dieser Trost sieht doch gar zu sehr wie verbissener Ingrimm aus, als daß er wirklich trösten könnte [besonders jetzt, wo die Jesuiten selbst in Frankreich so in Miskredit gekommen sind, daß man sie fast bedauern könnte, wenn sie ihr Schicksal nicht durch ihre Machinazionen verdient hätten].

*) S. die (auch in dieser Sammlung befindliche) neueste Geschichte der Proselytenmacherei in Deutschland (Jena, 1827. 8.) wo jener (nun auch öffentlich übergetretene) Mann näher bezeichnet ist.

ihnen öffentlich die Maske abziehen und dadurch ihr schimpfliches Handwerk legen kann.

Es wäre übrigens freilich auch in dieser Beziehung gar sehr zu wünschen, daß man endlich einmal mit Ernst an die Einführung einer ordentlichen Synodalverfassung in der protestantischen Kirche dächte. Denn dadurch würde diese Kirche nicht nur in sich selbst mehr konsolidirt, sondern auch in Stand gesetzt werden, allen ihren äußern und innern Feinden kräftiger entgegen zu wirken. Wenigstens würde eine solche Verfassung den Kirchenfrieden weit mehr befördern, als eine neue Liturgie mit veralteten Formeln, zumal wenn man dieselbe den Gemeinen durch Mittel empfiehlt, welche die Gemüther wenigstens beunruhigen müssen.

Wenn wir nun aber bisher so viel von den Gefahren gesprochen haben, mit welchen der Protestantismus sowohl von außen als von innen bedroht werde: so wolle man ja nicht glauben, als wenn wir in der That fürchteten, es möchte derselbe gänzlich unterdrückt und ausgerottet werden. Denn das ist schlechterdings unmöglich. Ja, wenn sogar die protestantische Kirche als eine besondre christliche Religionsgemeinheit aufhörte, würde sie doch der Protestantismus, der weit älteres und tieferes Ursprungs als sie selbst ist, überleben. Denn er wurzelt in dem unvertilgbaren Streben nach Wahrheit, welches Gott selbst in die Menschenbrust gelegt hat und fortwährend in Anregung erhält. Wir sagen daher getrost mit Luther: »Eine feste Burg ist unser Gott!« — Allein der Mensch soll doch nicht seine Hände in den Schooß legen und sich einzig auf Gott verlassen, gleichsam als hätt' er selbst gar nichts weiter zu thun, als dem Weltlaufe ruhig zuzuschauen. Es soll vielmehr jedermann nach seinem Standpunkte und nach seinen Kräften wirken, daß das Gute, was schon errungen ist, erhalten und verbreitet, das Böse aber, was noch übrig ist, immer mehr vermindert und beschränkt werde. Darum allein haben wir auf jene Gefahren aufmerksam gemacht.

Denn wenn man ein Uebel nur erst recht klar und deutlich erkannt hat, so ist es auch leichter zu bekämpfen und abzuwenden. Lasset euch also nicht, ihr protestantischen Glaubensgenossen, durch eine falsche Sicherheit einschläfern, sondern denkt an den Ausruf des Apostels Paulus (1. Kor. 16, 13.): »Wachet, stehet im Glauben, seid männlich und seid stark!«

XIII.

Welche Folgen

kann und wird

der

neuliche Uebertritt

eines

protestantischen Fürsten

zur katholischen Kirche haben?

(Erschien zuerst zweimal hinter einander: Leipzig, 1826. 8.)

Der neuliche Uebertritt eines protestantischen Fürsten *) zur katholischen Kirche würde wenig Aufsehn gemacht haben, wenn er nicht an einem Orte **) geschehen wäre, wo die Jesuiten von neuem ihr loses Spiel zu treiben angefangen, und wenn nicht eine dortige Zeitschrift, die sich einen »Stern« (étoile) nennt, aber freilich ein sehr kleiner und düstrer ist, sich recht absichtlich bemüht hätte, jenen Uebertritt als eine »große Begebenheit« (grand évènement) zu feiern und daraus allerlei »wichtige Folgen« (graves conséquences) für die Zukunft abzuleiten. Mit diesen Folgen allein haben wir es hier zu thun. Der Uebertritt selbst geht uns nichts an. Jedem Menschen, jedem Bürger eines Staats steht es frei, seine Kirche zu verlassen und sich einer andern anzuschließen, wenn's ihm so gutdünkt; warum nicht auch jedem Fürsten? Soll dieser in religioser Hinsicht weniger Freiheit haben, als der Geringste seiner Unterthanen? — Ob also ein solcher Schritt rechtlich sei, darüber kann vernünftiger Weise kein Zweifel entstehn. Ob auch redlich und räthlich, würde man nur beurtheilen können, wenn man die Motive und alle Nebenumstände wüsste. Da uns diese völlig unbekannt sind, so enthalten wir uns billig alles Urtheils und präsumiren lieber (selbst da, wo jemand offenbar das Bessere mit dem Schlechtern vertauscht hätte) aus christlicher Liebe, daß es aus Ueberzeugung, wenn auch mit irrendem Gewissen, geschehen. Es bleibt also hier die Person gänz-

*) Des Herzogs von Anhalt-Köthen.

**) In Paris.

lich ausgeschlossen; wir halten uns lediglich an die Sache, nämlich an die von Seiten des übergetretenen Fürsten selbst bekanntgemachte, mithin auch dem öffentlichen Urtheil ausgestellte Thatsache und deren wahrscheinliche Folgen.

Der vorhin erwähnte Stern öffnet uns in dieser Beziehung eine weite Aussicht. Es werden, meint er, dem Beispiele dieses erhabnen Fürsten bald alle protestantische Fürsten Deutschlands, vielleicht gar die Könige von Schweden, Dänemark, England und Niederland, folgen; und dem Beispiele dieser Fürsten werden dann auch bald ihre Völker folgen; und so wird bald wieder das christliche Europa Eine Heerde unter Einem Hirten, dem Bischof von Rom, werden. Dieß sind wenigstens die ausgesprochnen Folgen; die bis jetzt aus weiser Vorsicht in petto behaltnen sind aber noch viel bedeutender. Der Bischof von Rom wird nicht bloß die geistliche, sondern auch die weltliche Macht über alle christliche Staaten erhalten, und wir, die Herren von Mont-Rouge, werden diese Macht mit ihm theilen; denn wir werden wieder die Beichtväter aller Fürsten und Fürstinnen werden und sie eben dadurch zum Besten der Kirche d. h. unsers Ordens beherrschen. — So träumen jene Herren; es thut uns aber leid, einen so schönen Traum zerstören zu müssen. Denn wir müssen es nur rund heraus sagen: Von allen jenen Folgen wird zum Glücke für die Menschheit auch nicht eine einzige eintreten.

Uebertritte, wie der, von dessen Folgen hier die Rede, sind schon oft geschehen, in und außer Deutschland, heimlich und öffentlich. Was haben sie denn der römischen Kirche genützt? Nichts, woferne man nicht etwa die paar Thaler, die dadurch nach Rom geflossen sein mögen, in Anschlag bringen will. Davon hat aber doch die römische Kirche keinen Gewinn gehabt, sondern nur die römische Kurie, oder genauer zu reden, die päpstliche Schatzkammer. Wenn bisher ein einzeler protestantischer Fürst zur katho-

lischen Kirche übertrat, blieb dieß immer eine isolirte Thatsache. Es folgten weder die übrigen protestantischen Fürsten und Völker, noch selbst dasjenige Volk, dessen Fürst übergetreten war, dem gegebnen Beispiele. Im Gegentheile hielt ein solches Volk nur um so fester am Protestantismus, weil es ihn durch den Uebertritt des Fürsten für gefährdet hielt. Man sehe sich doch nur in der Welt um und frage, wo die eifrigsten Protestanten seien. Immer wird man sie in den Ländern finden, welche von katholischen Fürsten regiert werden. Das ist auch so natürlich und nothwendig, daß sich niemand darüber wundern wird, der sowohl das menschliche Herz als das Wesen des Protestantismus kennt.

Jedem Menschen wird ein Gut theurer und werther, sobald er es von irgend einer Seite bedrohet glaubt. Nun ist aber die Glaubens- oder Gewissensfreiheit, welche das eigentliche Wesen, das wahre Lebensprinzip des Protestantismus ist, ein so hohes Gut für die Menschheit, daß diejenigen, welche es nach seinem wahren Werthe zu schätzen wissen, lieber alles Andre als dieses Gut aufopfern werden. Man hat das in Frankreich nach der Aufhebung des Edikts von Nantes gesehn. Hunderttausende verließen lieber den vaterländischen Heerd und alle Annehmlichkeiten ihres bisherigen Lebens, als daß sie jenes Gut hätten aufgeben sollen. Dasselbe Schauspiel bot Deutschland in seinen salzburger Emigranten dar. Wie sollte denn nun ein protestantisches Volk bloß darum, weil sein Fürst aus irgend einem Grunde sich zur katholischen Kirche gewandt, jenes Gut aufgeben? Es wird den Fürsten beklagen, der in Lagen oder Verhältnisse gerieth, wo man dessen Gewissen leicht irre führen konnte — was jedem, auch dem besten, begegnen kann — aber es wird nie dessen Beispiele folgen, sondern jetzt um so eifersüchtiger über seine Glaubensfreiheit wachen. Das Volk weiß ja sehr wohl, daß es seinem Fürsten nur zum bürgerlichen Gehorsam verpflichtet ist, und wird diesen auch fortwährend gern und

willig leisten. Die Ansichten, die Meinungen, den Glauben des Fürsten aber anzunehmen, wenn dieser im Irrthume befangen scheint, kann es eben so wenig verpflichtet sein, als dessen Lebensweise anzunehmen, wenn er sich unglücklicher Weise der Sünde hingegeben hätte. Oder soll etwa das Volk das eheliche Band auch nicht achten, weil es sein Fürst gebrochen hat? Soll es etwa der Schwelgerei und Ueppigkeit fröhnen, weil sein Fürst ein Gleiches thut? Soll es etwa gar auch dem Unglauben huldigen, weil es sieht, daß sein Fürst ein Verächter aller Religion ist, daß er gar nichts glaubt? — Nun wenn nicht, so sei man wenigstens folgerecht und gebe auch zu, daß, woferne der Fürst dem Aberglauben oder dem Irrthume huldige, sein Volk auch nicht verpflichtet sei, seinem Beispiele zu folgen.

Ein protestantisches Volk aber kann und wird dieß um so weniger thun, da bei uns Protestanten überhaupt der Glaube gar keine Sache der Autorität ist. Das vergisst man immer jenseit, weil man sich dort einmal von Jugend auf gewöhnt hat, den Glauben als eine Vorschrift, als einen Befehl zu betrachten, der von oben herab kommt und den Alle unbedingt befolgen müssen, welche selig werden wollen. Das ist freilich in einer Kirche, die sich als eine Zwangsgemeinschaft der Gläubigen mit einem untrüglichen Oberhaupt an ihrer Spitze betrachtet, sehr natürlich. Diese kann den Glauben, wenn sie konsequent sein will, nur als Autoritätsglauben, als blinden Köhlerglauben auffassen. Sie muß es daher auch für ihr höchstes Gut, ja für absolut nothwendig zur Seligkeit halten, daß alle Kirchenglieder genau bis auf das kleinste Tittelchen der Kirchenlehre dasselbe glauben; muß ebendeswegen jeden Andersdenkenden als einen Ungläubigen oder Ketzer verabscheuen und verdammen. Daher bildet man sich denn jenseit auch ein, das Beispiel eines protestantischen Fürsten, der zur katholischen Kirche übertrete, müsse wegen der Autorität des Fürsten einen gewaltigen Eindruck auf seine protestantischen Unterthanen machen; ja es müsse sie au-

genblicklich geneigt machen, auch katholisch zu werden. Und doch geschieht gerade das Gegentheil, weil eben bei uns in Glaubenssachen keine menschliche Autorität, sei sie fürstlich oder bischöflich, etwas gilt; weil wir aus der heiligen Schrift (die man freilich jenseit viel weniger achtet, als das Wort eines trüglichen Menschen) wissen, daß man Gott und seinem Gewissen (der Stimme Gottes) mehr gehorchen soll, als allen Menschen in der Welt zusammengenommen.

Daher betrachten wir es denn auch gar nicht als ein Unglück, wenn bei uns die Lehre nicht so unabänderlich fest steht, wie jenseit. Denn wir sehen mit voller Klarheit ein, daß dieß erstlich in einer freien Gemeinschaft der Gläubigen, die kein untrügliches Oberhaupt an ihrer Spitze haben kann und soll, gar nicht anders sein kann; und daß es zweitens auch weder unsrer geistigen Bildung noch unsrer sittlichen Veredlung, folglich auch nicht unsrem Seelenheile schadet, wenn wir nicht in allen Dingen einerlei Meinung sind. Ja wir halten dieß sogar für gut, weil dadurch der Geist der Forschung und Prüfung, den wiederum die heilige Schrift von uns fodert, unter uns immer rege erhalten wird, und weil wir diesem Geiste, der wie jede gute Gabe von oben kommt, unendlich viel Gutes verdanken. Auch finden wir trotz den Anstalten, die man jenseit gemacht hat, um alle Kirchenglieder in eine und dieselbe Glaubensform zu pressen, sie gleichsam stereotypisch zu machen, gar nicht die vielbelobte Einheit des Glaubens und Einigkeit der Gläubigen. Wir finden da vielmehr Kirchenväter, die sich widersprechen, Konzilien, die verdammen, was andre beschlossen haben, Päpste, die einander für Ketzer erklären und sich wechselseitig in den Bann thun. Wir finden da auch Sekten, wie Molinisten und Jansenisten, Schismatiker, wie die Katholiken in und um Utrecht, Orden, die einander wegen dogmatischer und andrer Streitigkeiten in den Haaren liegen, wie Dominikaner und Franziskaner und Jesuiten. Wir finden endlich sogar eine gallikanische Kirche, die, ob sie gleich gut katholisch sein will und der

ihr zugewandte König der allerchristlichste selbst in Rom heißt, sich doch zu gewissen Artikeln bekennt, welche der römische Stuhl mit dem Bannfluche belegt hat. Wo ist denn da Einheit und Einigkeit? Und wie kann die ultramontanische Etoile mit solchem Triumphgeschrei erzählen, daß der übergetretne Fürst seinen protestantischen Regierungs- und Konsistorialräthen bemerklich gemacht habe, wie verschieden sie über ein gewisses Dogma (welches? wird nicht gesagt) dächten, und daß darauf alle diese Herren verstummt seien? Sind sie wirklich verstummt — woran wir noch zweifeln — so kann es bloß aus Respekt geschehen sein, weil mit großen Herren nicht gut disputiren ist; wie schon Favorin vom Kaiser Hadrian sagte, daß er ein schlimmer Disputator sei, weil er dreißig Legionen kommandire und daher immer Recht behalten müsse. Hier fehlten nun zwar die Legionen; aber der Unterthan befindet sich doch stets in einer ungünstigen Lage, wenn er sich mit seinem Fürsten in eine Diskussion über dogmatische Gegenstände einlassen soll — Gegenstände, deren gründliche Beurtheilung oft so viel philologische, historische, philosophische und theologische Kenntnisse erfodert, daß diese Kenntnisse auch bei dem gelehrtesten Fürsten schwerlich zusammen angetroffen werden möchten. Ein ehrerbietiges Stillschweigen ist da wahrhaftig die einzige Art, wie man ohne zu beleidigen das Ne... andeuten kann.

Es ist aber hier noch ein Umstand zu berücksichtigen, welcher es völlig begreiflich macht, warum Beispiele der Art, von Fürsten gegeben, bei uns Protestanten gar keinen Einfluß auf den Glauben der Völker haben können, diese vielmehr in ihrem Glauben bestärken müssen. Die Reformazion und der durch sie begründete Protestantismus ging nicht von irgend einem Fürsten aus, sondern von Männern des Volks, und ward auch zuerst vom Volke begriffen und ergriffen. Die Fürsten hatten zwar zum Theil auch schon früher die Nothwendigkeit einer Kirchenverbesserung in Haupt und Gliedern eingesehn und darauf hingearbeitet.

Aber sie brachten nichts zu Stande, entweder weil sie das Werk nicht in der rechten Absicht (nur in weltlicher) und nicht mit den rechten Mitteln (nämlich mit geistigen, die hier allein helfen konnten) angriffen, oder weil sie nicht einig unter einander waren und viele glaubten, es mit dem Papste und der Hierarchie nicht verderben zu dürfen. Als nun aber Gott die Sache durch andre von ihm selbst auserwählte Rüstzeuge förderte und die Völker sich dem neuen Heile zuwandten: da ging es vielen Fürsten, wie es einst den römischen Kaisern ging, die sich zum Christenthume wandten, weil die Mehrzahl ihrer Unterthanen vom Heidenthume abgefallen war. Jene Fürsten folgten also nur dem Strome der öffentlichen Meinung und begriffen nun bald, daß ihr eigner Vortheil durch den Protestantismus nicht gefährdet, sondern vielmehr begünstigt würde, indem er sie von einem geistlichen Despotismus befreite, dergleichen die Welt noch nicht gesehn hatte, der jedoch sicher wiederkehren würde, wenn die protestantischen Völker thörig genug wären, einem unglücklichen Beispiele zu folgen und ein so köstliches, aber so schwer errungenes Gut, als die Gewissensfreiheit ist, wieder aufzugeben. Das werden sie aber nicht thun, weil der Protestantismus da, wo er Besitz von der bei weitem größern Volksmasse genommen hat, auch wirklich zur Volkssache geworden ist. Der ganze Mittelstand der Gesellschaft, alle gebildete Laien, selbst die Frauen, sind von ihm so durchdrungen, daß sogar, wenn unsre Geistlichen aus Lüsternheit nach den Fleischtöpfen Aegyptens und nach hohen Bischofsmützen von der protestantischen Kirche wieder abfielen, der Protestantismus im Volke fortleben würde. Man würde die abgefallenen Geistlichen zum Tempel hinaus jagen und andre wählen.

Das ist auch der Grund, warum die Uebertritte der Starke, Stolberge, Schlegel, Werner, Müller, Schlosser, Haller u. A. zur katholischen Kirche in der protestantischen nicht die mindeste Veränderung hervorgebracht haben. Das waren doch ganz andre Leute.

Wort und Feder standen ihnen zu Gebote, wie Wenigen. Ein großer Theil des Publikums, des gebildeten sogar, achtete sie wegen ihrer Talente und früheren Geisteserzeugnisse. Ihre Meinung galt also etwas; sie hatten bei Vielen ein gewisses Ansehn errungen. Und doch, sobald sie übergetreten und dieß bekannt geworden, war es aus mit ihrem Kredite und selbst mit ihrer Geisteskraft. Sie versanken in einen Zustand der Schwäche und wurden bald vergessen, ungeachtet man jenseit nicht unterließ, mit vollen Backen so glänzende Beispiele auszuposaunen, und zu verkündigen, daß die protestantische Kirche bald zusammenstürzen werde, nachdem so große Geister sie verlassen, sie also ihre Hauptstützen verloren. Ihr thörigen Propheten und Proselytenmacher! Ihr kennt unsre Kirche gar nicht! Ihr wisst gar nicht, wo ihr eigentliches Lebensprinzip sitzt, und werdet es auch nie finden, weil ihr immer nur durch eure gefärbten hierarchischen Brillen seht, weil ihr euch gar nicht losmachen könnt von dem ungereimten Wahne, daß es ohne Hierarchie keine Kirche und ohne Autorität keinen Glauben gebe. Darum könnt' es euch wohl gar begegnen, daß, während ihr »Land und Wasser umziehet, um einen Proselyten zu machen« (Matth. 23, 15.) zehn Andre dafür, selbst ganze Gemeinen, von eurer Kirche abfielen und zu der unsrigen herüberkämen*). Denn je ärger ihr es treibt,

*) Ganz neuerlich sollen wieder mehre Familien in und um Lyon zur protestantischen Kirche übergegangen sein, um der Quälereien los zu werden, mit welchen jetzt wieder fanatische Priester das Volk in Frankreich plagen. Sie mögen nur so fortfahren, um nach und nach halb Frankreich protestantisch zu machen! Sie mögen sich aber auch in Acht nehmen, daß sie nicht ihren legitimen Herrschern das gleiche Schicksal bereiten, was fanatische Priester den Stuarts in England bereitet haben! Diese säßen heute noch auf dem brittischen Throne, wenn nicht ihre Beichtväter sie durch böse Rathschläge ins Verderben gestürzt hätten. — Auch hier in Leipzig sind unlängst vier katholische Bürger aus freiem Antrieb ihres Herzens unsrer Kirche zugetreten, und in London ist sogar eine protestantische Gemeine von lauter Spaniern am 11. Okt. 1829 gestiftet worden.

um die Menschen in das alte Sklavenjoch wieder einzuzwängen, desto mehr werdet ihr die Gemüther gegen euch empören, desto kräftiger wird man euch überall entgegen wirken. Die Menschen sind nicht überall so gelehrig für eure Einflüsterungen, wie in Spanien und Portugal. Und selbst hier wird das Ding ein Ende mit Schrecken nehmen. Denn man wird endlich einsehn lernen, daß nur die Hierarchie diese Länder in so tiefes Elend gestürzt hat. Und wehe dann der Hierarchie! Man hat wohl eher gesehn, wie Gott den Uebermuth derer gezüchtigt hat, die seinen heiligen Namen zu irdischen Zwecken misbrauchten.

Eben dieß wird endlich auch denen die Augen öffnen, die den Katholizismus für eine Stütze der Thronen halten, ungeachtet er dieselben so oft umgestürzt hat, und die daher geneigt sein möchten, den Katholizismus aus politischen Rücksichten zu begünstigen oder gar selbst anzunehmen. Sie werden, wenn sie sich und ihr Volk mit dem katholischen Könige von Spanien und seinem Volke vergleichen, bald einsehn, wie ruhig und sicher sie mitten unter ihren protestantischen Unterthanen wohnen, während jener, Tag und Nacht durch die Ränke einer apostolischen Junta gequält, nicht mehr weiß, wem er vertrauen, wessen Rath er befolgen soll.

Und so fällt auch die letzte Folgerung der Etoile über den Haufen, daß nämlich die protestantische Kirche von selbst zusammenstürzen würde, wenn nur die Fürsten ihr keinen Schutz mehr gewährten. Denn ungerechnet, daß diese Kirche über 60 Millionen Bekenner zählt und sich also durch Gottes Gnade wohl von selbst erhalten würde: so enthält jene Folgerung sogar eine grobe Beleidigung gegen die Fürsten. Mögen diese katholisch oder protestantisch sein, so wissen sie gar wohl, daß es ihre Regentenpflicht ist, jedem rechtlichen Gemeinwesen, wie jedem rechtlichen Individuum, Schutz zu gewähren. Auch wissen sie gar wohl, daß die Existenz der protestantischen Kirche auf vielen öffentlich abgeschlossenen Verträgen und feierlich beschwornen Urkunden beruht, die man nicht so, mir nichts dir nichts, umsto-

ßen kann. Und darum schützen sowohl protestantische Fürsten in ihren Ländern die katholische Kirche, als es katholische Fürsten in Bezug auf die protestantischen thun; wie denn auch der neulich übergetretene Fürst selbst dieß in Bezug auf seine protestantische Landeskirche feierlich zugesagt hat — eine Zusage, die er als ein biederer deutscher Fürst gewiß halten wird, trotz allen päpstlichen Dispensazionen oder jesuitischen Reservazionen, mit denen man etwa sein Gewissen zu beschwichtigen versuchen möchte.

Was werden denn also die »Folgen« jener »großen Begebenheit« sein, von welchen uns die pariser Etoile so viel vorgeschwatzt hat? — Offenbar keine, außer daß eine kleine deutsche Residenzstadt ein neues katholisches Kirchengebäude mit einigen neuen Reliquien und einige katholische Einwohner mehr, als sie bisher hatte, bekommen wird; wie es auch anderwärts geschehen. Denn freilich giebt es überall Schwächlinge, die sich bald durch Redekünste bald durch Sonnenblicke bald durch Metall- oder andre Reize verführen lassen; an denen ebendarum nichts verloren ist. Im Uebrigen aber wird alles kirchlich beim Alten beiben und wahrscheinlich sogar die frühere politische Ordnung der Dinge zurückkehren, wenn sich ein paar Augen zugedrückt haben. Die Geschichte wird dann in dem, was die Herren von Mont-Rouge eine »große Begebenheit« nannten, kaum eine Begebenheit im historischen Sinne, geschweige eine große, erblicken. Und wenn die Nachwelt etwas von den glänzenden Hoffnungen erfahren sollte, die jene Herren daran geknüpft und in ihrer Zeitschrift so bombastisch vor der Welt ausgesprochen haben: so wird die Nachwelt nicht anders glauben können, als daß die Verfasser, Herausgeber und Beförderer jener Schrift lauter pariser Badauds gewesen, die einen bloßen Maulwurfshügel für eine ganze Welt hielten.

XIV.

Nachtrag

zur Schrift:

Welche Folgen kann und wird der neuliche Uebertritt eines protestantischen Fürsten zur katholischen Kirche haben?

Nebst einem königlichen Schreiben.

(Erschien zuerst zweimal hinter einander: Leipzig, 1826. 8.)

Im Vorworte zur zweiten Auflage meiner Schrift, über die wahrscheinlichen Folgen des neulichen Uebertritts eines protestantischen Fürsten zur katholischen Kirche, hatt' ich den Wunsch geäußert, daß das schon in vielen Abschriften umlaufende Schreiben eines großen protestantischen Fürsten an Eine seiner Verwandten, welche unlängst katholisch geworden, durch den Druck dem größern Publikum bekannt gemacht werden möchte, theils zur Ehre jenes Fürsten selbst, dessen Biederkeit und Frömmigkeit keinem Zweifel unterliege, theils auch zur Beruhigung derer, welche vielleicht die gute Sache der protestantischen Kirche durch die neuerlichen Umtriebe ihrer Gegner für gefährdet halten möchten *).

Nun ist zwar jener Wunsch scheinbar schon befriedigt, indem sich in einer kürzlich hier erschienenen Schrift: »Warum nennen wir uns Protestanten? Von Julius Frey« — S. 37. und 38. ein angebliches Schreiben der Art findet. Allein dieses Schreiben ist unecht und wahrscheinlich dadurch entstanden, daß Jemand, der das echte Schreiben nur flüchtig gelesen, einen Auszug daraus bloß nach dem, was er im Gedächtnisse behalten, gemacht hat. Es ist aber gar sehr daran gelegen, daß das Schreiben nicht nur unverfälscht, sondern auch vollständig dem Publikum bekannt werde, da dessen Inhalt die ganze protestantische Kirche im höchsten Grade interessirt. Da ich nun so glücklich gewesen bin, aus einer guten Quelle eine bessere Abschrift zu erhalten: so halt'

---

*) Das hier erwähnte Vorwort hab' ich in dieser Sammlung weggelassen, weil es nichts als den eben ausgesprochnen Wunsch enthielt.

ich es für Pflicht, diese nachträglich dem Publikum mitzutheilen, weil hier auch der Charakter jenes Fürsten sich in einem mildern Lichte darstellt, als dort. Der Brief lautete nämlich, jener Abschrift zufolge, ursprünglich so:

»Es wird mir unmöglich, Ihnen den tief erschütternden »schmerzhaften Eindruck zu schildern, den die mir durch »Ihren Brief vom 2. v. M. gegebene Bestätigung des »früher verbreiteten Gerüchts (das ich für Fabel hielt) von »Ihrem und des Herzogs Uebergang zur katholischen Re»ligion auf mich gemacht hat und immerwährend hinter»lassen wird. Denn wer in der Welt hätte sich so etwas »nur jemals ahnen lassen? Nach meinem innersten Ge»fühl und Ueberzeugung und nach Gewissenspflicht muß »ich Ihnen ganz frei heraussagen, daß, meines Dafür»haltens, nie ein unglücklicherer, unseligerer Entschluß von »Ihnen gefasst werden konnte, als der, den Sie so eben »ausgeführt haben. Hätten Sie mir nur in Paris *) ein »Wort von Ihrem Vorhaben anvertrauen wollen: auf »das Innigste, auf das Feierlichste, und bei Allem, was »Ihnen heilig ist, hätte ich Sie beschworen, diesen Vorsatz »aufzugeben, der zugleich mich selbst in die peinlichste »Lage versetzt. Denn auch mich (ich weiß wirklich nicht »warum?) hat man in Verdacht, der katholischen Reli»gion geneigt zu sein, da ich doch gerade im Gegentheil, »der Unzahl ihrer antibiblischen Lehrsätze wegen, ihr nicht »anders als abhold seyn kann und muß. Höchst wahr»scheinlich wird man auch jetzt wieder von mir denken, »daß ich von der ganzen Sache gewusst und damit ein»verstanden gewesen bin.

»Wie wurde es Ihnen aber nur möglich, über diese »Angelegenheit ein so absolutes Stillschweigen gegen mich »zu beobachten, nachdem Sie selbst in Ihrem Briefe, wie

*) Der König befand sich daselbst zugleich mit dem Herzog und der Herzogin.

»folgt, sich über meine Person ausdrücken: »»Derjenigen »»Person, der ich im Herzen von jeher die vereinten Ge- »»fühle der Liebe zu meinem Vater und für meinen Bru- »»der darzubringen gewohnt bin.«« — »Wer aber wird »wohl glauben können, daß ein Vater, ein Bruder es »ohne Weiteres gut heißen werde, wenn seine Tochter, »wenn seine Schwester katholisch wird, das heißt, wenn »sie den entscheidendsten Schritt thäte, den Jemand nur ir- »gend auf der Welt thun kann, ohne sich vorher mit Bei- »den darüber zu berathen? Gewiß Niemand! Und den- »noch handeln Sie so, und warum? weil Sie von mei- »ner Seite Einspruch erwarteten gegen den furchtbaren »und entscheidenden Schritt, den Sie schon den festen »Vorsatz gefasst hatten auszuführen. Sie haben ihn ge- »than, die ungeheure Kluft überschritten, die beide Reli- »gionsparteien von einander trennt. Sie haben ihn ab- »geschworen, den Glauben Ihrer Angehörigen, den Glau- »ben, in dem sie geboren, erzogen und unterrichtet worden. »Gott sei Ihnen gnädig!

»Was mich betrifft, so kann ich Sie nur aus dem »Grunde meines Herzens bedauern und bemitleiden, in »solche Irrsaale, in solche Verblendung gerathen zu sein. »Gewiß, o! gewiß würden Sie diesen gewaltigen Schritt »unterlassen haben, hätten Sie, statt protestantische und »katholische Schriften zu studiren, fleißig und aufmerksam »in der Bibel und insbesondre im Neuen Testamente ge- »lesen. So habe ich es gemacht; denn auch ich habe »mich in den Zeiten der Controverse, und zwar schon seit »mehrern Jahren, mit den Eigenthümlichkeiten beider Re- »ligionsparteien sehr genau bekannt zu machen getrachtet, »und dabei recht ämsig die Bibel und die Lehre Christi »und seiner Apostel zu Rathe gezogen. Dieses Forschen »hat aber in mir gerade das Gegentheil hervorgebracht. »Denn seitdem bin ich beruhigter und mehr als jemals »von der Wahrheit durchdrungen, daß der alte evangeli- »sche Glaube, so wie er durch die Reformation und Lu-

»ther, und durch gleichzeitig oder wenigstens kurze
»nachher erschienene symbolische Schriften, die nächst
»heiligen Schrift die Grundlage des evangelischen Gl
»bens ausmachen, insbesondere die Augsburgische Con
»sion gegründet worden, am genauesten mit der urspr
»lichen Religion Jesu Christi übereinstimmt, so wie
»uns von den Aposteln selbst und von den Kirchenvä
»in den ersten Jahrhunderten des Christenthums gel
»worden ist, ehe noch ein Pabstthum bestand. Denn
»ther war weit davon entfernt, eine neue Religion sti
»zu wollen; nur von den neu hinzugekommenen Schla
»wollte er den alten Glauben reinigen, die sich währ
»des Pabstthums so ungeheuer angesammelt hatten,
»man zuletzt einen größern Werth auf diese, als auf
»gediegene Lehre selbst, die sie fast erstickten, legte.
»habe mich nicht gescheut, katholische Missalien, katholi
»Katechismen nicht allein zu lesen, sondern auch zu st
»ren. Ich habe die alten evangelischen Liturgien
»Agenden aus der ersten Hälfte des 16ten Jahrhund
»(d. h. aus der Zeit der Reformation) dagegen gehal
»beide mit einander verglichen, und dabei wieder
»Neue erkennen müssen, daß diese, nehmlich die evang
»schen, mit der Lehre Christi im vollsten Einklange
»ren, jene dagegen in vielen, unendlich vielen Haup
»genständen himmelweit davon abwichen. Viel Gutes
»allerdings in jenen katholischen Missalien enthalten,
»auch von Luther oder den in seinem Namen arbeiten
»Verfassern der alten evangelischen Agende wurde dies
»erkannt und beibehalten. Seitdem aber haben sich al
»dings die heillosen modernen Theoriemänner an
»dieses gewagt und es mit Geringschätzung behand
»Allein darum bleibt immer noch die reine evangeli
»Lehre unangetastet, und ist leicht von denen wieder
»aus zu finden, die sich die Mühe nicht verdrießen las
»sie aufzusuchen: wie dieß denn endlich jetzt auch wi
»geschehn und hieraus die erneuerte alte evangelische Age

»entstanden ist, die Sie in ihren Details wahrscheinlich »eben so wenig kennen, als Sie die ältern aus den Zei»ten der Reformation, als Sie die Augsburgische Confes»sion, und andere der Art Schriften mehr, kennen.

»Diese Sprache kann Ihnen leicht rauh und unzart »erscheinen; auch mögen Sie sie nicht erwartet haben, da »Ihnen, wie Sie in Ihrem Briefe versichern, zu Muthe »wäre, als könne mein Herz keinen Tadel finden, sobald »ich wissen würde, daß Ihre That die Frucht völliger »Ueberlegung wäre. Allein dem sei, wie ihm wolle; ich »konnte nun einmal nicht anders, ich musste sprechen, wie »es mir ums Herz war, gefalle es wohl oder übel; her»aus musste es. Habe ich Unrecht, so helfe mir Gott! »Auch mit Ihnen sei der Herr, und verzeihe Ihnen, wenn »Ihre Ueberzeugung Sie irre führte. Denn was ist »Ueberzeugung, wenn sie nicht mit Gottes Wort überein»stimmt? (Und haben wir ein Größeres als die heilige »Schrift?) Nichts als Trug und Wahn!

»Wohin man hört, macht die Sache viel Aufsehen, »und wird streng beurtheilt; und dennoch hatte man bis »jetzt noch keine eigentliche Gewißheit darüber. Lassen »Sie sich daher nur gar nicht durch den freundlichen Em»pfang täuschen, der Ihnen, wie Sie sagen, bei Ihrer »Zurückkunft in Cöthen zu Theil geworden ist, und der, »wie wir später erfuhren, durch eine der unglücklichsten »Begebenheiten bezeichnet wurde. Denn die guten red»lichen Anhaltiner können den Schritt, den ihre Landes»herrschaft thut, nicht anders als mit vollem Rechte miß»billigen; und was noch mehr ist, sie werden ihn auch »recht schmerzlich empfinden, wenn sie gleich als treue »Unterthanen ihren Kummer hierüber nicht verlautbar ge»nug auslassen mögen, um ihn bis zu Ihnen bringen zu »lassen.

»Ich kann unmöglich meinen Brief schließen, ohne »Ihnen mein herzliches Bedauern auszudrücken, daß ich »durch Sie in die höchst peinliche Lage versetzt worden

»bin, Ihnen so viel Unangenehmes schreiben zu müssen.
»Zugleich füge ich die Bitte hinzu, dieses ganze Schreiben, an den Herzog, und an Ingenheim und Brandenburg *) mitzutheilen, damit auch sie mein Urtheil über »diese Sache kennen lernen.« F. W.

Kein Mensch von Gefühl, wär' er auch selbst katholisch, wird diesen Brief ohne tiefe Verehrung für einen Fürsten gelesen haben, dem das Heilige so heilig ist und der sich darüber mit eben so viel Einsicht als Offenheit auszusprechen weiß. Der Inhalt des Briefes ist in der That so gewichtig, daß sich wohl ein großer Kommentar darüber schreiben ließe. Es mögen aber hier folgende kurze Bemerkungen genügen.

Zuvörderst ist es gewiß jedem Gliede der protestantischen Kirche — vorausgesetzt, daß es ein echtes Glied sei — höchst erfreulich, hier durch eine so bestimmte, so authentische Erklärung zu vernehmen, wie ungegründet das weit verbreitete Gerücht war, daß der erhabne Verfasser dieses Briefes, der erste protestantische Fürst Deutschlands, ja des ganzen europäischen Festlandes, selbst eine geheime Neigung zum Katholizismus hege. Die, welche dieses Gerücht zuerst verbreiteten, mögen wohl selbst nicht daran geglaubt, mögen nur in der Verkehrtheit ihres Herzens gewünscht haben, daß es wahr sein möchte. Aber sie wussten doch geschickt genug manches zur Bestätigung der Lüge anzuführen, den Besuch des Fürsten beim Papste, den langen Aufenthalt eines nahe verwandten Prinzen in Rom, die freigebigen Bewilligungen in einem mit dem Papste abgeschlossenen Konkordate, ein

---

*) Die Grafen J. und B. sind natürliche Söhne des vorigen Königs von Preußen, also Brüder des jetzigen Königs und der Herzogin. Der Erste ist auch katholisch geworden.

paar Verbindungen mit katholischen Gemahlinnen *), selbst eine neue Kirchenagende, die an eine ältere in Schweden erinnerte **). Aber jetzt steht die Lüge in ihrer ganzen häßlichen Blöße da; und die, welche sie zuerst ausstreuten, müssen sich nun selbst ihrer schlecht bewährten Erfindung schämen.

Dieß giebt aber auch zugleich den aufrichtigen Freunden der protestantischen Kirche neuen Muth. Zwar vertrauten sie Gott mehr, als Menschen. Zwar wussten sie wohl, daß diese von Gott drei volle Jahrhunderte erhaltene und sich immer weiter verbreitende Kirche nicht untergehn könnte und würde, wenn sie auch des Schutzes der weltlichen Macht entbehren müsste; denn sie hat in allen Welttheilen schon zu tiefe Wurzel geschlagen; ja sie hat im Schooße der katholischen Kirche selbst schon mehr geheime Freunde gewonnen, als man jenseit gestehen will. Aber niederschlagend wär' es doch immer für alle die, welche der Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit zugethan sind, welche die Glaubens- oder Gewissensfreiheit für ihr theuerstes Kleinod halten, welche Gottes Wort höher als menschliche Einfälle und Gebote achten — mit einem Worte, für alle wahrhafte Protestanten wär' es sehr niederschlagend gewesen, wenn es sich bestätigt hätte, daß das Haupt eines alten und ehrwürdigen Fürstenstammes, der so viel für die Reformazion gethan, daß der mächtigste protestantische Fürst des Festlandes von Europa, der unlängst erst Luther'n ein öffentliches Denkmal gesetzt, dennoch endlich sein Herz von seiner Kirche abgewandt habe und ihr also auch nicht mehr den kräftigen Schutz angedeihen lassen werde, dessen sie bei den neuen Anfechtungen von jenseit doch ungern entbehren möchte.

Gewichtig ist jener Brief aber auch insofern, als er über die Entstehung und den Zweck einer neuen Kirchen-

*) Der zweiten Gemahlin des Königs, die aber später protestantisch geworden, und der Gemahlin des Kronprinzen.

**) Diese Agende hatte ein Jesuit entworfen; weshalb sie in Schweden viel Aufsehn machte und allgemeinen Widerspruch fand.

agende, über welche so viel gesprochen und geschrieben worden, einige Andeutungen enthält, die für die Geschichte dieser merkwürdigen Agende nicht verloren sein werden. Gewiß ist es dem erhabnen Monarchen, der sich hier so bestimmt und so offen über sein Festhalten am Protestantismus ausspricht, nie eingefallen, diese Agende seinen protestantischen Unterthanen aufnöthigen zu wollen, da dieß selbst unprotestantisch wäre. Ist also irgendwo etwas Zudringliches der Art geschehn, so ist es gewiß nur von untergeordneten Behörden geschehn, die sich oft einbilden, im Amtseifer nicht weit genug gehn zu können, um sich nur gefällig zu machen und dann sich mit irgend einem Zeichen fürstlicher Huld und Gnade vor ihren Untergebnen brüsten zu können. Dieses Schreiben wird daher nicht verfehlen, auch solche Behörden daran zu erinnern, daß sie nicht Herren der Kirche, gleich katholischen Hierarchen, sind, sondern daß sie echt protestantische Diener eines echt protestantischen Fürsten sein sollen.

Endlich wird dieses Schreiben auch die heilsame Wirkung haben — und das ist der Hauptgrund, der die Veröffentlichung desselben sogar zur Pflicht gegen Gott und Menschen macht, und der ihm auch schon voraus einen Platz in den künftigen Annalen der Religions- und Kirchengeschichte zusichert — daß es manchen im Glauben Schwachen und Schwankenden stärken wird. Ein Fürstenwort an sich entscheidet freilich nichts in Glaubenssachen; denn auch ein Fürst kann irren. Und der erhabne Verfasser des vorliegenden Schreibens giebt dieß selbst mit einer ihn hoch ehrenden Bescheidenheit zu, indem er sagt: »Habe ich Unrecht, so helfe mir Gott!« Aber wenn das Wort eines Fürsten, und eines so großen und mächtigen, ein so wahres und so gutes Wort ist, wie dieses hier: so bekommt es durch die Würde des Sprechers zehnfache Kraft und wird in viel weitern Kreisen ober- und unterwärts vernommen, als das Wort eines Privatmanns. Nun ist aber nicht zu verkennen, daß besonders in den obern Gesellschaftskreisen ein gewisser

Hang zum Katholisiren sich eingenistelt hat. Man hat jenseit mit altgewohnter Schlauheit die Zeitumstände trefflich benutzt, um daraus den möglichsten Vortheil für eigne Rechnung zu ziehn: hat die Reformazion der Kirche, die doch in Haupt und Gliedern so dringend nothwendig war, daß sie von allen Fürsten ohne Ausnahme (wenn auch nicht von allen auf gleiche Weise und in demselben Maße) gewünscht wurde, für eine verwegne Revoluzion ausgeschrieen; hat den Großen und Mächtigen der Erde eingeflüstert, die Protestanten, die doch nur gegen eine usurpirte hierarchische Gewalt protestiren, protestirten auch gegen alle bürgerliche Autorität und wären nichts anders, als fortwährende Revoluzionsmänner, die alles Bestehende umstoßen wollten; hat daraus die Folgerung gezogen, das Gebäude des Katholizismus, das doch selbst schon so durchaus morsch und wurmstichig ist, daß es ohne die Stützen der weltlichen Macht unaufhaltsam zusammenstürzen müßte, sei die kräftigste und sicherste Stütze der weltlichen Macht. Das haben denn auch wirklich Viele gutmüthig geglaubt, und so sind sie, wenn auch nicht aus Ueberzeugung, doch aus Politik, theils geheime, theils erklärte Freunde des Katholizismus geworden. Aber siehe da! Hier tritt ein großer und mächtiger protestantischer Fürst, den man selbst in gleichem Verdachte hatte, unerwartet auf, und versichert das Gegentheil, erklärt sich unumwunden für einen herzlichen Anhänger der protestantischen Kirche, spricht also den Protestantismus von jener hämischen Anklage feierlich los. Und wer sollte diesem erlauchten Bekenner nicht glauben, der selbst Einer der Eifrigsten und Wackersten war, welche der Hyder der Revoluzion in ihrem gewaltigsten Werkzeuge auf den Kopf traten und der Welt den lang entbehrten Frieden wieder gaben! *)

*) Der jetzige König von Preußen zeigte sich hier als einen würdigen Nachfolger von Friedrich dem Großen, der in seinen Mémoires pour servir à l'histoire de Brandenbourg (pag. 80. ed. 1758) seinen Staat glücklich preist, daß in ihm der Protestantis-

Ja es wird dieser Brief gar Manchem die Augen öffnen. Wie auf höhern Antrieb geschrieben, wird er Bekümmerte trösten, Schlummernde wecken, Wankende befestigen, und vielleicht selbst schon Gefallene wieder aufrichten. Wohl mag ihn auch Mancher eine bittre Arznei nennen. Aber solche Arznei ist oft recht heilsam, wenn sie nur nicht verschmähet wird. Gott segne den, der sie gegeben hat!

---

mus, der den Monarchien eben so heilsam als den Republiken sei, herrschend geworden.

Zusatz zur zweiten Auflage.

Nachdem das in dieser Schrift abgedruckte Schreiben nicht nur in vielen auswärtigen Blättern, sondern auch in Berlin selbst mit Genehmigung der dasigen Zensur abgedruckt worden: ist wohl kein Grund mehr vorhanden, weder dessen Echtheit zu bezweifeln, noch auch zu verschweigen, daß es von S. M. dem Könige von Preußen an I. D. die Herzogin von Köthen gerichtet ist, was ja ohnehin schon alle Welt weiß. Merkwürdig aber ist es, daß bis jetzt sich von der andern Seite noch keine Stimme verlautbart hat; wenigstens ist bis jetzt dem Verfasser noch keine zu Ohren gekommen. Selbst die Etoile, die sich früher so keck theils über den Uebertritt des herzoglichen Paares zur katholischen Kirche, theils über die Maßregeln der niederländischen Regierung zum Schutze der protestantischen Kirche gegen die um sich greifenden Anmaßungen der katholischen vernehmen ließ, hat bis jetzt ein (wie man sagt, durch höhere Weisung bewirktes) Stillschweigen über jenes Schreiben beobachtet. Das ist ein gutes Zeichen. Es beweist wenigstens einige Schaam auf jener Seite. Und die Schaam kann leicht eine Vorläuferin der Besserung werden. Wenn auch diese Besserung keine radikale sein sollte, so würde sie wenigstens dahin führen, daß man uns Protestanten nicht mehr öffentlich angreift, überzeugt, daß ein solcher Angriff nie zum Siege führen könne. Denn unsre Kraft erstarkt bei jedem neuen Angriffe, und die gute Sache des Protestantismus tritt immer glänzender hervor und gewinnt immer mehr Freunde, je heftiger man sie befehdet. Wie wär' es sonst möglich, daß dieser Nachtrag sowohl, als die ihm vorausgegangene

Schrift: Welche Folgen ꝛc. nun bereits (außer einem Nachdrucke der zuletzt genannten in der freien Stadt Hamburg!) eine Vervielfältigung von 5000 (zusammen also 10,000) Exemplaren in so kurzer Zeit erlebt hätte! Wenn das nicht Segen Gottes ist, so giebt es keinen in der Welt.

XV.

Apologie
eines königlichen Schreibens
gegen
ungebürliche Kritiken
und
eines großen Philosophen
gegen
den Vorwurf des geheimen Katholizismus.

(Erschien zuerst: Leipzig, 1826. 8.)

Vorwort.

Seit kurzem erscheint hier mit Erlaubniß der katholischen Censurbehörde ein »Leipziger unparteiischer Literatur- und Kirchen-Korrespondent,« redigirt von einem gewissen Goldmann, welcher Schreiber eines sich hier aufhaltenden (früher protestantischen, jetzt katholischen) Handelsagenten sein soll *). Die Tendenz dieses neuen unparteiischen Korrespondenten kann man schon daraus (ex ungue leonem) abnehmen, daß in N. 4. desselben zwei der angesehensten protestantischen Geistlichen, die Herren Oberhofprediger, Generalsuperint. und O. K. Räthe, D. Bretschneider in Gotha und D. Röhr in Weimar, als Männer, welche »Deutschland zu Unruhen des 30jährigen Kriegs entflammen möchten«, mithin als politische Mordbrenner bezeichnet werden. Und das geschahe bereits in den ersten 4 gratis ausgegebnen Probebogen zur Beurkundung der Unparteilichkeit und zur Anlockung der Käufer. Was wird also erst die Folge bringen! **)

---

*) Adam Müller's, damal. östreich. Generalkonsuls in Leipzig.

**) In Nr. 2. (Anm. c. zu S. 15) wird auch unser Tzschirner als ein Mann der »Unordnung« der »gegen Eid und Pflicht« handle, bezeichnet. Diese auf bloßer Konsequenzmacherei beruhende und eines Großinquisitors recht würdige Anklage ist um so gehässiger, da boshafter Weise die Worte so gestellt sind, als wenn Hr. Oberhofpr. von Ammon in Dresden Urheber derselben wäre, dem doch wohl so etwas nicht eingefallen. Es leuchtet aber offenbar die Absicht durch — verglichen mit Nr. 3. S. 20 ff. — die beiden ersten Geistlichen unsers Landes gegen einander aufzuhetzen und dadurch in der protestantischen Kirche ein Skandal zu erregen, über das man sich jenseit freuen könnte. Diese Freude wird jedoch —

Wenn nun von jener Seite her solche Anklagen erschallen, dann ist es doch wohl erlaubt, Apologien zu schreiben? Zwar hat die vorliegende nicht zum Zwecke, die dort so hart verklagten Männer zu vertheidigen. Diese können und mögen sich selbst vertheidigen, wenn sie es nöthig finden. Meine Apologie hat andern Gegenstand und Zweck. Sie ist vornehmlich gegen einen katholischen Geistlichen im Würzburgschen gerichtet, der sich nicht entblödet hat, ein königliches Schreiben, weil es im protestantischen Geiste geschrieben, auf das Ungebürlichste zu kritisiren und zugleich das Andenken eines großen Philosophen, auf den die protestantische Kirche stolz ist, der aber längst verstorben ist und sich daher nicht mehr vertheidigen kann, durch die Beschuldigung zu verunglimpfen, er sei ein heimlicher Anhänger des Katholizismus gewesen. Gegen solche Unziemlichkeiten die Feder zu ergreifen, ist nach göttlichen und menschlichen Gesetzen überall gestattet, also auch in Sachsen; es müsste denn beschlossen sein, daß die Wiege des Protestantismus eine neue Wiege des Katholizismus werden solle. Quod Deus avertat!

---

von einer Seite wenigstens kann ich es verbürgen — gleich vielen andern, mit denen man sich dort schmeichelt, zu Wasser werden. — Uebrigens wird das mäßige und aus solchem Munde stets verdächtige Lob, welches der sogenannte unpart. Korresp. hier dem Hrn. von X. ertheilt, bald darauf wieder gar sehr verkümmert durch die Beiwörter »matt, schwach, trivial, hohltönend«, mit welchen das gebrandmarkt wird, was Hr. von X. für seine Kirche oder gegen die katholische sagt. Wahrlich, dieses Goldmännchen ist unparteiischer, als selbst der alte Adam, der Erste der Menschen!

I.

Apologie
eines königlichen Schreibens.

Es war vorauszusehen, daß das bekannte Schreiben Sr. M. des Königs von Preußen an J. D. die Herzogin von Köthen, den Uebertritt derselben und ihres Herrn Gemahls zur katholischen Kirche betreffend, nicht ohne öffentliche Beurtheilung bleiben würde, da sein Inhalt für beide Religionstheile, den katholischen und den protestantischen, gleich wichtig ist. Auch wäre diese Beurtheilung an sich kein Uebel und keine Unbill, sobald sie nur aus Liebe zur Wahrheit, aus Theilnahme am Wohle der Menschheit, aus Achtung für die gute Sache des Christenthums hervorgegangen und daher auch mit Besonnenheit und ohne Verletzung des hier vor allem zu beobachtenden Anstandes angestellt worden wäre. Der erlauchte Verfasser des Schreibens denkt gewiß viel zu erhaben, als daß ihm eine freie Diskussion über so wichtige Gegenstände, wie das Schreiben berührt, misfallen sollte, selbst wenn jene Diskussion nicht überall mit den eignen Ansichten einstimmte. Er ist ein protestantischer, ein evangelisch-christlicher Fürst, und als solcher kann er nicht anders als wünschen, daß in Religionssachen Jedermann nach gewissenhafter Prüfung der Gründe für und wider urtheile und sein Urtheil auch mit Freimüthigkeit ausspreche.

Aber leider sind die vorhin erwähnten Bedingungen, unter welchen allein eine öffentliche Beurtheilung jenes Schreibens stattfinden dürfte, nicht überall erfüllt worden. Man

hat sich Bemerkungen darüber erlaubt, die nicht nur an sich ungültig, sondern selbst ungebürlich waren. Eine solche Kritik enthält unter andern folgende kleine Schrift, deren Titel schon so ungebürlich lang ist, daß er die Leser durch das Misverhältniß der Größe des Titels zur Kleinheit der Schrift mehr zurückstößt, als anlockt:

Betrachtungen über das von Seiner Majestät dem Könige von Preußen an Ihre Durchlaucht die Herzogin von Anhalt-Cöthen angeblich erlassene Schreiben; nebst einem rügenden Blicke auf den Nachtrag des Professors Krug zu seiner Schrift: »Welche Folgen kann und wird der neuliche Uebertritt eines protestantischen Fürsten zur katholischen Kirche haben?« Würzburg, 1826. In Commission der Etlinger'schen Buch- und Kunsthandlung. 49 Seiten in kl. 8.

Als Verfasser dieser so kleinen und doch so groß betitelten Schrift nennt sich unter der Vorrede ein sonst eben nicht bekannter Herr »Lorenz Wolf, Pfarrer zu Kleinrinderfeld und Kist.« Das Evangelium spricht zwar von Wölfen in Schafpelzen; hier aber scheint der Wolf eine andre, seiner Oertlichkeit angemessenere, Haut angezogen zu haben. Daher mag es wohl auch gekommen sein, daß dieser Wolf nicht eigentlich beißt, sondern nur stößt; die Stöße sind aber so unkräftig, daß man wohl sieht, es seien ihm die Werkzeuge dazu nicht von der Natur gegeben, sondern nur künstlich, obwohl unkünstlerisch, angeheftet.

Den ersten und, wie er meint, gefährlichsten Stoß will er der protestantischen Kirche und Allen, die sie gegen die katholische in Schutz nehmen, durch einen Ausspruch Luther's versetzen. Darum hat er diesen Ausspruch nicht nur gleich auf der Rückseite des Titels als Motto abdrucken lassen, sondern auch im Texte der Schrift selbst mehr als ein-

mal groß und breit recht triumphirend wiederholt. Und was sagt denn Luther in diesem Ausspruche? Er gesteht der katholischen Kirche vieles, ja alles christlich Gute zu, was die protestantische auch hat, die rechte heilige Schrift, die rechte Taufe, das rechte Sakrament des Altars 2c. Das thun ja aber alle Protestanten! Kein Protestant leugnet, daß die katholische Kirche die rechte heilige Schrift besitze, ob wir es gleich so wenig als Luther billigen können, daß diese Kirche 1) die offenbar fehlerhafte lateinische Uebersetzung der heiligen Schrift, Vulgata genannt, dem Grundterte vorzieht, der doch allein entscheiden kann, wenn der Sinn einer Schriftstelle zweifelhaft ist — daß sie 2) der heiligen Schrift eine Ueberlieferung oder Tradizion an die Seite setzt, welche eine so trübe, so unzuverlässige Erkenntnissquelle ist, daß sich alles Mögliche aus derselben beweisen lässt, und daß dadurch bloße Menschensatzungen gleiches Ansehn mit dem Worte Gottes erhalten müssen — daß sie endlich 3) die heilige Schrift nicht allen Christen zugänglich macht, vielmehr den Gebrauch derselben (sei es durch Verbote oder durch sehr beschränkte Erlaubniß des Lesens derselben in der Landessprache) möglichst erschwert, weil sie fürchtet, die Leser möchten sich bald von dem Ungrunde so vieler Lehren überzeugen, die bloß der menschliche Aberwitz oder auch die menschliche Herrsch- und Gewinnsucht erfunden hat, wie die Lehren vom Fegefeuer, vom Ablasse, vom Messopfer u. s. w. — Lehren, die nicht nur in der heiligen Schrift nicht gegründet sind, sondern sogar mit den klarsten Aussprüchen derselben im Widerspruche stehn.

Eben so wird jeder vernünftige Protestant mit Luther eingestehn, daß die katholische Kirche die rechten christlichen Sakramente, Taufe und Abendmahl, habe; er wird es aber auch eben so wenig als jener Reformator billigen können, daß die katholische Kirche 1) zu diesen beiden Sakramenten noch fünf andre nach eignem Belieben hinzufügt — daß sie 2) dieselben mit einer Menge von unnützen und zweckwidrigen, zum Theile sogar heidnischen, Gebräuchen überladen —

und daß sie 3) insonderheit das Eine jener beiden Sakramente, durch Entziehung des Kelches für die Laien, sogar verstümmelt hat, und überdieß mit der geweihten Hostie eine wahre Abgötterei treiben lässt, indem sie dieselbe als den leibhaftigen »Herr=Gott« zur Anbetung ausstellt, weil es einem westphälischen Mönche des neunten Jahrhunderts, Paschasius Radbertus, einfiel, das eben so unbiblische als widersinnige Dogma von der Transsubstanziazion, trotz dem Widerspruche vieler Geistlichen und Laien jener Zeit, der Kirche zur Annahme zu empfehlen.

Das alles haben Luther, Melanchthon, Zwingli und die übrigen Reformatoren sammt allen nachfolgenden protestantischen Theologen zur Gnüge dargethan. Was beweist denn also jener aus dem Zusammenhange herausgerissene Ausspruch Luther's? Beweist er etwa, daß die katholische Kirche, wie sie sich im Laufe der Zeiten bis zur Reformazion gestaltet hatte und wie sie in der Hauptsache noch heute gestaltet ist, die allervortrefflichste, die einzig vollkommne, die allein seligmachende sei, daß niemand von ihr austreten dürfe, daß vielmehr jeder nicht in ihr Geborne zu ihr übertreten müsse, und daß kein Mensch in der Welt, auch kein König, befugt sei, einen solchen Uebertritt zu misbilligen? Mit nichten. Er beweist nur, daß Luther gerechter gegen die katholische Kirche war, indem er auch ihr Gutes anerkannte, als sie gegen ihn und unsre Kirche. Er beweist nur, daß das Christenthum einen unverwüstlichen Grund des Guten in sich trägt, so unverwüstlich, daß es auch in der gröbsten Entstellung noch ein heiliges Gotteswerk, auch in der unwürdigsten Verhüllung noch eine preiswürdige Anstalt zum Heile der Menschheit bleibt.

Weil denn aber einmal von Luther'n die Rede ist, und weil Hr. W. in seiner Kritik des königlichen Schreibens jenen Ehrenmann und Glaubenshelden noch öfter erwähnt, bald um ihn für sich zeugen zu lassen, bald um ihn selbst des Widerspruchs oder wohl gar nach jenseitiger Sitte der Unsittlichkeit zu zeihen: so wollen wir gleich von vorn herein er-

klären, daß die Autorität Luther's in dieser Sache ganz und gar nichts entscheidet, weder für noch wider. Luther war ein Mensch, konnte irren und fehlen, hat geirrt und gefehlt, soll daher weder unser Christ, noch unser Papst, noch überhaupt unser Muster in allem dem sein, was er gesagt und gethan hat. Luther war, gleich den übrigen Reformatoren, in der römisch-katholischen Kirche geboren und erzogen, hatte also gleich mit der Muttermilch eine Menge von Vorurtheilen eingesogen, von denen er sich, wie andre Menschenkinder, zeitlebens nicht loswinden konnte, wie z. B. seine Teufelsvisionen beweisen. Ging doch auch den Aposteln das Licht nur allmählich auf! Konnten doch auch sie, die den besten Lehrer hatten, nur mit solcher Mühe von jüdischen Vorurtheilen befreit und zur bessern Einsicht geführt werden, daß Jesus noch am Ende seiner irdischen Laufbahn klagte: »Ich hätte euch noch viel zu sagen; ihr könnt's aber nicht ertragen!« Luther war überdieß Augustinermönch und als solcher gewissen Vorstellungsarten Augustin's mit Vorliebe zugethan; denn das Ansehn dieses Kirchenvaters war in der ganzen abendländischen Kirche so groß, daß sein Wort gar Vielen als Beweis galt, obgleich Augustin selbst sich gar oft widersprochen und sowohl in seinen Konfessionen als in seinen Retraktazionen große Blößen gegeben hat. Da konnt' es nun dem guten Luther gar wohl begegnen, daß er, nachdem er sein großes Reformazionswerk begonnen, zuweilen in seinen Ansichten schwankte; daß er sich über dieses und jenes zu verschiednen Zeiten verschieden erklärte; daß er manchen Irrthum oder Misbrauch entweder noch nicht bemerkte oder noch nicht anzutasten wagte, um nicht zu viel auf einmal zu unternehmen; daß er überhaupt im Drange vielfacher Geschäfte und mannigfaltiger Noth, die ihm nicht nur seine Feinde, sondern auch falsche oder unverständige Freunde und schwärmerische Anhänger machten, nachdenklich darüber wurde, ob es auch wohl gut gewesen, daß er ein so schweres, menschliche Kräfte fast übersteigendes Werk unternommen, bis er seinen Glauben durch fortgesetztes Nachden-

ken und seinen Muth durch anhaltendes Gebet wieder gestärkt hatte. Ist es denn überhaupt etwas so Ungewöhnliches im Menschenleben, daß auch kluge und muthige Männer zuweilen schwanken und zagen? Friedrich der Große war gewiß beides, klug und muthig; er war gewiß auch von der Gerechtigkeit seiner Sache überzeugt. Und doch wissen wir aus der Geschichte seines Lebens und seiner Thaten, daß er besonders im siebenjährigen Kriege — dem größten Kampfe, den je ein Fürst mit so geringen äußern Hülfsquellen gegen zahlreiche Feinde von der höchsten Streitkraft durchgekämpft hat — oft sehr niedergeschlagen war, an einem glücklichen Ausgange fast verzweifelte, und es wahrscheinlich in seinem Herzen bereute, sich in solchen Kampf eingelassen zu haben. Was war aber dieser Kampf Friedrich's gegen den Kampf Luther's? Dort ein König, der doch immer über ein nicht unbedeutendes und wohl geübtes Heer gebot und nur seines Gleichen zu Gegnern hatte. Hier ein armer Gelehrter, der über nichts gebot, als seine Bücher, und nicht bloß den fast immer noch allmächtigen Papst sammt einer reichen und angesehenen Klerisei, sondern auch Kaiser und Könige zu Widersachern hatte. Ist es denn da ein Wunder, wenn er nicht immer dieselbe Sprache führte, dieselbe Kraft zeigte, denselben Muth offenbarte? *)

Was aber Luther's Lebenswandel betrifft, so sollte man sich jenseit endlich einmal schämen, diesen zu verunglimpfen, da L.'s Wandel nach den einstimmigen Zeugnissen der bewährtesten Zeitgenossen so unbescholten war, als es nur immer ein menschlicher Wandel sein kann. Die römisch-katholische Kirche aber und ihr eifriger Diener, Hr. W., sollten am wenigsten eben daran erinnern. Denn da fällt ja augenblicklich aller Welt der höchst ärgerliche und schändliche Lebenswandel so vieler Päpste, Kardinäle, Bischöfe, Pfarrer

---

*) S. auch Math. 26, 36—44. besonders V. 37. wo es selbst von Jesus heißt: »Er fing an zu trauern und zu zagen.«

und Mönche ein, daß man sich mit Abscheu von so ekelhaften Bildern wegwendet oder, wenn man es nicht vermeiden kann, dabei zu verweilen, sich mit Erstaunen fragt, ob denn das die Diener einer wahren Kirche, die Führer des Volkes zum ewigen Heile waren? Hätte Luther so gelebt, so würden wir uns freilich seiner schämen müssen. Einzele Fehler aber übersehen wir an ihm mit derselben Schonung und Milde, mit welcher der Stifter des Christenthums an Petrus übersahe, daß dieser ihn dreimal verleugnete, oder an Paulus, daß dieser vor seiner Bekehrung sogar die eben aufkeimende Kirche des Herrn zu vernichten gesucht hatte. Die römisch-katholische Kirche nimmt ja hieran auch keinen Anstoß; sie verehrt ja nichts destoweniger jene Männer als Apostel, als Heilige, als Hauptwerkzeuge Gottes zur Begründung der christlichen Kirche.

So verehren wir denn auch Luther, Melanchthon, Zwingli und andre wackre Männer des sechzehnten Jahrhunderts als Gottes Werkzeuge zur Begründung der protestantischen Kirche, und lassen uns nicht irre machen durch das jenseitige Geschrei, daß diese Männer hier und da geirrt oder gefehlt haben. Wohl aber ziehen wir daraus die richtige Folgerung, daß die Autorität dieser Männer für uns kein Glaubensgrund, mithin auch die Bekenntnißbücher, welche sie als Symbole ihres Glaubens der protestantischen Kirche hinterlassen haben, für uns keine unabänderliche Glaubensnorm sein können. Denn zu geschweigen, was auch Hr. W. ganz richtig bemerkt, daß jene Männer selbst daran manches verändert haben, so sind und bleiben ihre Schriften doch immer bloß menschliche Werke. Die protestantische Kirche kann daher nur das Evangelium als Quelle ihres Glaubens anerkennen — weshalb sie auch mit Recht die evangelische heißt — muß aber zugleich die Auslegung, Prüfung und Benutzung desselben jedem ihrer Glieder frei lassen, weil sie sonst mit sich selbst in Widerspruch fallen und nur eine menschliche Autorität an die Stelle der andern setzen würde, während sie doch gegen jede menschliche Autorität in

Glaubens- und Gewissenssachen von Anfang an protestirt hat und immerfort protestiren muß, so lang' ihr noch in der römisch-katholischen Kirche eine solche Autorität gegenüber steht.

So wäre denn der erste Stoß des Hrn. W. ein gewaltiger Fehlstoß. Er wollte die protestantische Kirche mit einem Worte Luther's umstoßen. Die protestantische Kirche aber sagt ihm, daß sie gar nicht auf Menschen- sondern bloß auf Gottes-Wort erbauet sei. Darum wird sie Hr. W. wohl müssen stehn lassen.

Sein zweiter Stoß aber ist gar nur eine Finte, eine Art von Glaukom, das er den Lesern machen will, um freies Feld für seine übrigen Stöße zu gewinnen. Er behauptet nämlich, daß das angeblich königliche Schreiben unecht sei. Man sieht aber sogleich aus dem Verfolge seiner Betrachtungen darüber, daß er selbst nicht an diese Unechtheit glaubt. Es ist nur ein Vorwand, ein Kunstgriff — oder um das Ding mit dem rechten Namen zu nennen, ein ganz gemeiner Kniff, dergleichen man sich jenseit gar häufig erlaubt — um das königliche Schreiben desto rücksichtloser kritisiren zu können. Zwar könnte man das noch hingehn lassen, wenn Hr. W. Witz und Gewandtheit genug gehabt hätte, um es wenigstens plausibel zu machen, daß das Schreiben, trotz der allgemeinen Meinung, am Ende doch wohl unecht sein könnte. Denn wenn man die sogenannte höhere Kritik auf dieses Schreiben eben so anwenden wollte, wie man sie neuerdings auf viele bisher allgemein für echt gehaltene Schriften des Alterthums angewandt hat: so ließe sich die Unechtheit desselben schon mit einigem Scheine der Wahrheit darthun. Allein von einer solchen Kritik scheint Hr. W. gar keine Ahnung zu haben. Seine Gründe sind zum Theile wahrhaft possirlich. So sagt er, das Schreiben sei schon darum verdächtig, weil die Anrede an die Person, an welche es gerichtet, und die Unterschrift der Person, von welcher es ausgestellt sei, fehle. Er bedenkt aber nicht, daß, wenn Freunde und Verwandte an einander schreiben, die Förmlichkeit der

Anrede meistens wegfällt. Und was die Unterschrift anlangt, so konnten die, welche das Schreiben drucken ließen, natürlich ohne besondere Autorisazion des erlauchten Verfassers ihn nicht einmal nennen, geschweige seine Namensunterschrift darunter setzen lassen *). Der gediegne Inhalt des Schreibens war ja beim Abdrucke die Hauptsache, nicht die Aeußerlichkeiten.

Ganz drollig aber ist der von der »Wiener Kongreß-Akte« hergenommene Grund der Unechtheit jenes Schreibens. Es heißt nämlich S. 5: »Die W. K. A. garantirt vollkommene Gewissens- und Religionsfreiheit in »Deutschland. Der Uebertritt von einer Konfession zur an»dern kann also in politischer Hinsicht nicht verhindert wer»den, darf keiner Rüge, keinen Vorwürfen unterworfen sein.« Und hieraus soll nun folgen, daß jenes Schreiben kein deutscher Fürst geschrieben haben könne. Das heißt doch recht schließen: Baculus stat in angulo, ergo pluit; oder: Gleichwie der Löwe ein grimmiges Thier ist, also sollen wir auch in einem neuen Leben wandeln. Die W. K. A. verbietet allerdings keinem Menschen den Uebertritt von einer Konfession zur andern. Folgt aber denn daraus, daß sie das Urtheil darüber verbiete? Das verbietet ja kein Gesetz in der Welt, es müsste denn ein päpstliches sein; denn der Papst will allerdings auch das Urtheil binden. Da aber die päpstlichen Gesetze für keinen Protestanten verbindlich sind, so sind sie es auch für keinen protestantischen Fürsten.

Doch heißt es ferner auf derselben Seite: »Im Kö»nigreiche Preußen ist die Gewissens- und Religionsfreiheit »noch insbesondre, und sogar zu Gunsten der Katholiken, wie »aus der Beilage I. zu ersehen ist, gesetzlich ausgesprochen; »es muß also jedem preußischen Unterthanen vor dem könig-

*) Wenigstens hielt der Verfasser dieser Schrift, als er zuerst das Schreiben drucken ließ, es für indiskret, Namen zu nennen. Als es aber einmal gedruckt und von keiner Seite widersprochen war, brauchte man freilich minder bedenklich zu sein.

»lichen Gesetze frei stehen, von einer Konfession zur andern »überzugehn und nur seinem eignen Gewissen verantwortlich »zu sein.« Die Beilage, worauf hier verwiesen wird, enthält das bekannte königlich preuß. Edikt vom J. 1818, wodurch Katholiken und Protestanten im ganzen preußischen Staate bürgerlich vollkommen gleich gestellt werden. Daraus soll folgen, daß der Fürst, der ein solches Edikt erlassen, keinen solchen Brief, wie das mehrerwähnte Schreiben, abgefasst haben könne. Welch ein Schluß! Das Edikt verbietet ja nicht einmal dem geringsten preußischen Unterthanen, über Religionsangelegenheiten und also auch über einen Konfessionswechsel frei zu urtheilen. Wie sollt' es denn dem Könige selbst das freie Urtheil verbieten! Sein Schreiben enthält aber nichts weiter, als ein solches Urtheil, freilich ein misbilligendes. Aber wenn das Urtheil frei sein soll, muß es eben sowohl tadeln als loben können.

Daß ein solches Schreiben, wie weiterhin (S. 6) gesagt wird, für die katholischen Unterthanen des Königs »äußerst beunruhigend« sein müsste, was mit den erhabnen Gesinnungen des Königs nicht übereinstimme, und daß das Schreiben eben darum nicht echt sein könne, ist wieder ein gewaltiger Fehlschluß. Jene Unterthanen dürfen nur das angeführte Edikt ansehn, um wegen des Schreibens völlig beruhigt zu sein. Vergleichen sie aber beide genau mit einander, so werden sie finden, daß ihr Monarch eben so gerecht als fromm ist. Gerecht, weil er jeden seiner Unterthanen, weß Glaubens er auch sei, bürgerlich vollkommen gleich gestellt wissen will. Fromm, weil er treu am Glauben seiner Väter hält, und zwar nicht aus bloßer Gewohnheit, wie so viele Menschen, die gedankenlos in die Welt hinein leben, sondern aus reiner und fester Ueberzeugung; denn man sieht aus dem Schreiben selbst, daß der erlauchte Verfasser desselben ernstlich und anhaltend über Religionssachen nachgedacht habe. »Beunruhigend« könnte daher das Schreiben nur für diejenigen sein, welche sich einbildeten und auch wohl laut verkündigten, der König habe einen geheimen Hang zum

Katholizismus, und welche sich daher schon im Geiste auf den Sieg freueten, den die katholische Kirche durch den Uebertritt eines so mächtigen protestantischen Fürsten über die protestantische Kirche erringen werde. Diese Freude ist denn freilich zu Wasser geworden, und das mag allerdings einige Gemüther jenseit beunruhigt haben. Um also diese Gemüther wieder zu beruhigen, giebt sich Herr W. die undankbare Mühe, zu beweisen, daß das Schreiben unecht sei. Undankbar aber nennen wir diese Mühe, weil das Schreiben in jeder Zeile das Siegel der Echtheit für jeden Menschen von gesundem Verstande so unverkennbar an sich trägt, daß man von Vorurtheilen und Neigungen im höchsten Grade verblendet sein muß, um es dennoch für unecht zu erklären. So konnte nur ein Fürst an eine Fürstin, nur dieser Fürst an diese Fürstin schreiben. Kein Mensch in der Welt, wie gewandt er auch sei, kann so etwas durch Nachahmung erkünsteln. Doch, wie gesagt, unser Gegner fühlt das wohl selbst; er ist nicht so verblendet, wie es nach seinen Aeußerungen wohl scheinen möchte; er thut sich selbst Unrecht, indem er das Schreiben trotz allen innern Zeichen der Echtheit für unecht erklärt, bloß um es desto freier bekämpfen zu können. Wir wollen uns also hiebei nicht weiter aufhalten, sondern sogleich zur Prüfung dessen übergehn, was er gegen den Inhalt des Schreibens vorbringt *).

*) In einer Anmerkung sei uns nur erlaubt, noch Folgendes hinzuzufügen: Wenn Hr. W. gern wissen will, wie das ihm so ärgerliche Schreiben in's Publikum gekommen, so lese derselbe die Noten zum Texte ꝛc. (Zerbst bei Kummer, 1826. 8.) S. 7, wo die Geschichte ausführlich erzählt ist. Als Verf. dieser Noten wird ein Hofrath von Schütz genannt, der von der Sache wohl unterrichtet zu sein scheint. Auch wird sonst noch erzählt, daß ein in Berlin lebender brittischer Prinz das Schreiben, in's Englische übersetzt, an den Bischof von London geschickt habe. In Dessau erhielt gleichfalls eine hohe Person eine Abschrift davon. Jene Noten zum Texte sind übrigens auch Bemerkungen über und zum Theile gegen das königliche Schreiben, aber gemäßigter und anständiger, als die des Hrn. W. Daß sie jedoch viel treffender wären, möchte

Bekanntlich spricht das Schreiben zuerst von dem schmerzhaften Eindrucke, den die Nachricht von dem Uebertritte der Herzogin und ihres Gemahls auf den König gemacht habe. Da meint nun der Kritiker (S. 7 f.), eine solche Nachricht könne für keinen Protestanten schmerzhaft sein, weil ja Luther selbst die katholische Kirche gelobt habe, und weil ja schon so viele protestantische Fürsten, selbst ein Markgraf von Brandenburg, zur katholischen Kirche übergetreten seien. Was es mit dem Lobe Luther's für eine Bewandniß habe, ist schon gezeigt worden. Was würde aber wohl der Kritiker sagen, wenn er das Unglück hätte, einen verlornen Sohn, wie jenen im Evangelium, betrauern zu müssen, und wenn ihn nun Jemand mit den Worten trösten wollte: »Wie kann »dir das so schmerzhaft sein? Es sind ja schon viele Söhne »so verloren gegangen!« Würd' er nicht wie Hiob einen so unverständigen Menschen einen leidigen Tröster nennen? Jeder Mensch von Gefühl wird den Schmerz eines Familienvaters, der seiner Kirche aufrichtig ergeben ist, natürlich finden, wenn ein Glied seiner Familie von seiner Kirche abfällt — die Kirche mag übrigens, objektiv genommen, beschaffen sein, wie sie wolle; denn darauf kommt hier, wo von der subjektiven Empfindung eines Familienvaters die Rede ist, nichts an. Unser Kritiker aber weiß nichts von jenem menschlichen Gefühle, hat gar keine Ahnung von dem Schmerze eines Familienvaters über den Abfall eines Familiengliedes von seiner Kirche. Das ist freilich auch natürlich. Denn unser Kritiker ist kein Familienvater, ist der Priester einer Kirche, die das erste, reinste, heiligste Band der menschlichen Gesellschaft, ein Band, welches Gott selbst geknüpft hat, für unrein und unheilig erklärt und es darum ihren Priestern untersagt. Hierüber kann man ihn eigentlich nicht tadeln, sondern nur beklagen.

---

schwerlich Jemand behaupten. Es läuft indessen ein Danksagungsschreiben einer andern hohen Person an den Verf. der Noten um, worin die Echtheit des königlichen Schreibens auf indirekte Weise anerkannt ist.

Das Schreiben erklärt ferner den Entschluß, von der protestantischen Kirche zur katholischen überzutreten, für unglücklich und unselig, und zwar nach der »Ueberzeugung« und dem »Dafürhalten« des Schreibenden. Da schikanirt nun zuerst der Kritiker (S. 8 f.) den von ihm sogenannten »unvorsichtigen Konzipienten des angeblichen Schreibens« wegen der Ausdrücke »Ueberzeugung« und »Dafürhalten,« und findet einen Widerspruch darin; denn wo Ueberzeugung stattfinde, könne vom Dafürhalten nicht die Rede sein. Und warum denn nicht? Wer überzeugt ist, hält ja eben etwas für wahr. Seine Ueberzeugung ist also auch ein Dafürhalten. Kein vernünftiger Mensch wird darin einen Widerspruch finden. Unser Kritiker ist aber noch so weit zurück in den ersten Grundsätzen der Philosophie, selbst der Logik, daß er nicht einmal weiß, es könne der menschliche Geist auf verschiedne Weise, aus stärkern oder schwächern Gründen, mit mehr oder weniger Zuverlässigkeit, überzeugt sein und dem zufolge auch für wahr halten. Ja er scheint nicht einmal zu wissen, daß es auch eine Ueberredung gebe, die den Menschen dahin bringen könne, sich für völlig überzeugt zu halten; und noch weniger mag er ahnen, daß er wohl selbst in diesem Zustande befangen sei. Wer nämlich in der Religion bloßen Autoritäten folgt, ist immer nur überredet. Jenseit aber beruft man sich immer nur auf Autoritäten, auf die der Kirche, der Kirchenväter, der Kirchenversammlungen, der Bischöfe, der Päpste. Diesen soll man blind glauben und vertrauen, ungeachtet aus der Geschichte bekannt ist, daß diese Autoritäten einander in tausend Stücken widerstritten haben und noch widerstreiten, ja daß sogar die infallibeln Päpste einander verketzert und verdammt haben; wie denn noch ganz neuerlich ein infallibler Papst den Jesuitenorden als sehr heilsam wiederherstellte, den ein andrer eben so infallibler Papst als höchst schädlich aufgehoben hatte. So will uns nun auch unser Kritiker durch lauter Autoritäten belehren, daß der Entschluß eines Protestanten, zur katho-

lischen Kirche überzugehn, weder so unglücklich noch so unselig sei, als ihn das königliche Schreiben darstelle. Zuerst kommt er wieder mit der Autorität Luther's, die doch in tausend andern Aussprüchen vielmehr gegen ihn zeugen würde. Dann kommt er mit der Autorität der theologischen Fakultät in Helmstädt, die im J. 1708 die ihr vorgelegte Frage — »ob eine protestantische Prinzessin, die »einen katholischen Prinzen heirathen will, mit unverletztem Gewissen die römisch-katholische Religion annehmen »dürfe« — bejahend beantwortet habe; versteht sich jedoch mit der einschränkenden, aber hier verschwiegnen Bedingung, wofern es aus Ueberzeugung, ohne Rücksicht auf zeitliche Vortheile geschehe. Unter dieser Bedingung wird freilich jeder Protestant die Frage bejahen. Folgt nunmehr die Autorität des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig, der, als er im J. 1710 zur katholischen Kirche übergetreten, bezeugt habe, die katholische Kirche sei die bessere und die katholische Religion »sei allezeit und überall einförmig und einhellig« gewesen; was doch aller Geschichte schnurstracks entgegen ist. In keiner Kirche hat es so viele Sekten und Parteien, in keiner so viel Ungläubige und Religionsspötter gegeben, als in der katholischen. Selbst von Päpsten und andern hohen Geistlichen der katholischen Kirche weiß man, daß sie im vertraulichen Gespräche über das Christenthum als bloßen Aberglauben lachten und spotteten, während sie das Volk um ihres Vortheils willen in diesem Aberglauben zu erhalten suchten *). Es ist aber sehr natürlich, daß, wo man zu vielen Glauben fodert, Viele zuletzt gar nichts mehr glauben, daß sie à la Voltaire die Religion überhaupt verspotten, weil ihnen die katholische Form der Religion zu anstößig ist. Jener herzoglichen Autorität aber könnten wir, wenn wir überhaupt auf Autoritäten hielten, die des Herzogs Moritz Wilhelm von Sachsen entgegensetzen, der, nachdem er sich auch hatte von

*) S. die Anm. zur Rede üb. die Kirchenverbess. Nr. XII.

einem Jesuiten bereden lassen, im J. 1715 heimlich und im J. 1717 öffentlich zur katholischen Kirche überzutreten, schon im J. 1718 wieder zur protestantischen zurücktrat, weil er nach genauerer Bekanntschaft mit jener Kirche gar nicht das darin gefunden, was man ihm so täuschend vorgemalt hatte. Wie mancher Andre mag den Schritt schon auf gleiche Weise bereuet haben, wenn es ihm auch am Muthe fehlte, dieß wie jener fromme Herzog öffentlich zu bekennen*)! Doch können wir noch einen Proselyten dieser Art nennen, und zwar einen sehr berühmten, dessen Autorität nicht ohne Gewicht sein dürfte, da es unsrem Kritiker einmal gefallen hat, mit Autoritäten gegen uns zu kämpfen. Rousseau war in jüngern Jahren während seines Aufenthalts in Savoyen von arglistigen Proselytenmachern, die seine große Dürftigkeit und Verlassenheit zu ihrem Zwecke gut zu nützen wussten, auch beschwatzt worden, katholisch zu werden. Nachdem er aber den Katholizismus genauer kennen gelernt, trat er bei reifern Jahren in Genf wieder zur protestantischen Kirche zurück. Und doch war Rousseau ein Mann von Phantasie und Gefühl. Ihm hätte also der Katholizismus ganz besonders zusagen müssen, wenn es wahr ist, was man jenseit immer mit vollen Backen rühmt, daß der Katholizismus vornehmlich Phantasie und Gefühl anspreche und daher viel besser sei, als der bloß verständige und kalte oder, wie man auch gern sagt, prosaische Protestantismus. Nun, hier haben wir einen recht feurigen Poeten, den Schöpfer der neuen Heloise, der aber doch auch Verstand genug hatte, um einzusehn, daß es bei der Religion nicht eigentlich darauf ankomme, die Phantasie zu erhitzen und bloße Gefühle zu erregen, die eben so

*) Ich habe die seltsame Bekehrungsgeschichte dieses Herzogs ausführlicher erzählt in der Schrift: Darstellung des Unwesens der Proselytenmacherei. Leipzig, 1822. 8. Man findet hier auch die von dem Herzoge selbst angegebnen Motive, warum er wieder zurückgetreten. Sie bestehn noch heute in voller Kraft. (Die vorerwähnte Schrift steht in dieser Sammlung Nr. XI.)

flüchtig wieder vergehn oder von andern verdrängt werden, als sie entstanden, sondern vielmehr auf sittliche Veredlung. Rousseau hatte freilich auch große Fehler, und in seinen Bekenntnissen erzählt er selbst manche schlechte Streiche von sich; allein diese fallen meist gerade in diejenige Lebensperiode, wo er ein Mitglied der katholischen Kirche war. Daß aber Rousseau, wie Einige seiner Feinde wegen des bekannten Glaubensbekenntnisses im Emil vorgeben, gar keine Religion gehabt, ist eine grobe Verleumdung. Wie dieser ausgezeichnete Mann bei allen seinen Fehlern, die meist aus einem kränklichen Körper und einem melancholischen Temperamente hervorgingen, im Ganzen dennoch ein guter und edler Mensch war: so hatt' er auch gewiß ein tieferes und innigeres religioses Gefühl, als die Meisten seiner Gegner. Man wird auch schwerlich aus seinen Schriften eine Zeile aufweisen können, wo er die Religion wie Voltaire, sein berühmter Zeitgenosse, der doch stets ein Glied der katholischen Kirche blieb, zu einem Gegenstande seines Witzes und Spottes gemacht hätte.

Noch führt unser Kritiker für seine Sache eine Autorität an, die allerdings, wenn sie wahrhaft, sehr gewichtig wäre, nämlich die von Leibnitz. Ueber diesen großen Mann aber werden wir uns im zweiten Theile dieser Schrift erklären, um die Frage gründlicher zu untersuchen, ob Leibnitz denn wirklich ein heimlicher Anhänger des Katholizismus gewesen. Vor der Hand setzen wir die Prüfung der Betrachtungen des Hrn. W. über das königliche Schreiben fort.

Dieses Schreiben klagt auf eine rührende Weise über die lange Verheimlichung eines so höchst wichtigen Schrittes gegen den, der schon als Einer der nächsten Verwandten Vertrauen zu fodern berechtigt war. »Hätten Sie mir »nur in Paris ein Wort von Ihrem Vorhaben anvertrauen »wollen, auf das Innigste, auf das Feierlichste, und bei »Allem, was Ihnen heilig ist, hätte ich Sie beschworen, »diesen Vorsatz aufzugeben, der zugleich mich selbst in die

»peinlichste Lage versetzt.« Darüber äußert sich Hr. W. (S. 14) auf eine Art, die fast an Herzlosigkeit gränzt. Es sei ja, meint er, »durchaus sehr klug« gewesen, den Entschluß geheim zu halten. Sollte man nicht glauben, daß man hier einen Jesuiten reden höre, der überall gern unter der Decke spielt, der kein Familienband achtet und kein Mittel scheut, wenn's nur zum Zwecke führt? Klug mag das wohl sein im gewöhnlichen Sinne des Worts, wo man auch pfiffig oder listig sagt, aber gewiß nicht offen, nicht redlich, auch nicht weise. Denn je wichtiger ein Schritt des menschlichen Lebens ist — und ein Religionswechsel ist gewiß der wichtigste, besonders für regierende Häupter, die nicht bloß für sich, sondern auch für ihre Völker leben — desto mehr ist es Pflicht, ihn von allen Seiten zu erwägen und sich auch mit denen zu berathen, die eine gegentheilige Ansicht haben; denn da lernt man eben die Sache allseitig erwägen; da hört man nicht bloß die Gründe für, sondern auch die Gründe wider; und das ist eben durchaus sehr nothwendig, mithin »durchaus sehr klug,« das heißt weise und gewissenhaft, wenn man einen solchen Schritt mit voller Ueberlegung und Besonnenheit thun will.

Aber der bloß kluge Jesuit, der hinterlistige Pfaffe — ein edleres Wort kann man hier nicht brauchen — tritt noch stärker hervor in den Worten: »Da die Protestanten »gestehen, daß man in der katholischen Kirche selig werden »kann, die Katholiken aber leugnen, daß man — außer »dem Falle des unverschuldeten Irrthums oder der mate»riellen Ketzerei — außer der Gemeinschaft der katholischen »Kirche sein Seelenheil sichern könne, so ist es eben das »Sicherste, jene Religion zu wählen, in welcher man »auch nach dem Ausspruche ihrer Gegner selig werden kann.« Da haben wir also wieder jenen berüchtigten, von den Jesuiten geschmiedeten Sicherheitsbeweis (argumentum a tuto) wodurch sie schon so viel Schwächlinge berückt haben! Es ist aber ein großes Glück für das Christenthum oder vielmehr für die Menschheit, daß dieses Argument noch nicht

zu der Zeit erfunden war, als das Christenthum noch mit dem Judenthume und dem Heidenthume zu kämpfen hatte. Denn da hätte das Christenthum gar nicht aufkommen können. Die Juden und Heiden hätten dann so gegen die Christen argumentirt: »Was wollt ihr da mit eurer neuen »Religion? Es ist viel sicherer bei unsrer alten zu blei»ben! Denn die ersten Lehrer jener Religion haben erklärt, »daß Abraham, Isaak, Jakob und eine Menge von andern »Juden selig geworden, ja daß in allerlei Volk, wer Gott »fürchte und recht thue, demselben angenehm sei. Ihr müsst »also zugeben, daß man in unsrer alten Religion selig wer»den könne; denn wer Gott angenehm ist, muß doch wohl »selig werden. Wir aber behaupten, daß man in eurer neuen »Religion nicht selig werden könne. Also werden wir uns »wohl hüten, eure Religion anzunehmen; und wenn ihr »klug sein wollt, so ist es am besten, ihr kommt wieder her»über zu uns, von denen ihr euch erst getrennt habt. Denn »dieser Rücktritt ist auf jeden Fall das Sicherste, was ihr »in religiöser Hinsicht thun könnt.« Gilt also jener Sicherheitsbeweis, so hätten die Christen verstummen müssen; ja wir alle müssten noch heute verstummen, wenn es einem Juden oder Heiden einfiele, so jesuitisch gegen uns zu argumentiren. Sie haben aber zu viel gesunden Menschenverstand, um nicht einzusehn, daß ein solches Argument nichts, gar nichts gelte, daß es ein bloßes Sophisma sei. Prüfet! — sagen Schrift und Vernunft gemeinschaftlich — Prüfet! und wenn ihr reiflich und redlich geprüft habt: so erwählet und behaltet das, was ihr allein für wahr und gut erkannt habt! Dazu gehört aber auch die vertrauliche Berathung mit einsichtsvollen und wohlmeinenden Freunden und Verwandten. Und daß der erlauchte Verfasser des Briefes ein solcher sei, wird doch Hr. W. nicht leugnen wollen? Offen freilich nicht — denn Offenheit ist nicht seine Sache — wohl aber versteckt. Denn er sagt: »In »Sachen des Gewissens geht man nicht mit Königen »zu Rathe —« Wie unschicklich, um nicht zu sagen, imper-

tinent! Haben denn die Könige kein Gewissen und keinen Verstand, um über Religionssachen zu urtheilen? Sollen sie blindlings ihren Beichtvätern glauben? Und soll man in so wichtigen Angelegenheiten einen König auch dann nicht einmal zu Rathe ziehn, wenn er ein Bruder, ein Familienhaupt ist? — »sondern mit gewandten, dabei from»men Theologen?« Wenn aber diese Theologen so gewandt und fromm sind, daß sie gar keinen Laien, auch keinen König, keinen Bruder, kein Familienhaupt bei solcher Berathung zulassen wollen: so ist Tausend gegen Eins zu wetten, daß ihre Frömmigkeit nichts als Heuchelei und ihre Gewandtheit nichts als Arglist, daß also jene Herren keine Theologen, sondern verkappte Diabolologen seien.

Fast noch ungereimter, wenigstens unbescheidner, bekrittelt Hr. W. (S. 15) die Stelle des Schreibens, wo es heißt: »Auch mich (ich weiß wirklich nicht warum?) hat »man in Verdacht, der katholischen Religion geneigt zu »sein, da ich doch gerade im Gegentheil, der Unzahl ihrer »*antibiblischen* Lehrsätze wegen, ihr nicht anders als abhold »sein kann und muß. Höchst wahrscheinlich wird man auch »jetzt wieder von mir denken, daß ich von der ganzen Sache »gewusst und damit einverstanden gewesen bin.« — Der Beurtheiler legt das so aus, als wenn sich der erhabne Monarch vor seinen protestantischen Unterthanen fürchtete, wenn sie ihn für einen Freund der katholischen Kirche hielten. Er meint, die katholischen Unterthanen und der heilige Bund würden ihn ja wohl hinlänglich schützen. Wie wenig kennt er doch das preußische Volk und dessen Anhänglichkeit an sein angestammtes Fürstenhaus! Wie wenig begreift er, daß ein Fürst alle seine Unterthanen mit gleicher Liebe umfassen kann, wenn derselbe auch nicht alle ihre Meinungen und Ansichten theilt! Selbst das oberwähnte Edikt, das er in der ersten Beilage hat abdrucken lassen, hätte ihn vom Gegentheile belehren können und sollen. Aber so sind diese durch den Zölibat von der innigsten Menschenverbindung ausgeschlossenen und ebendadurch

oft, wo nicht am Geiste, doch am Herzen verkrüppelten Priester. Es ist den Meisten ganz undenkbar, daß man dem Katholizismus abhold sein und doch die Katholiken lieben könne, mit denen man durch irgend ein geselliges Band verbunden ist. Und darum machen sie auch so viel Schwierigkeiten, wenn sie eine gemischte Ehe einsegnen sollen. Denn sie begreifen allenfalls wohl, wie ein Mann eine Ketzerin lieben, aber nicht, wie er sie so lieben könne, daß er ihr als Gattin gleiche Rechte gewähre. Das geht über den Horizont der Meisten hinaus. — Gleich darauf schikanirt Hr. W. den erlauchten Verfasser des Schreibens wegen des Ausdrucks Unzahl. Man könne ja, sagt er, »alle Lehrsätze der katholischen Kirche zählen.« Wie albern! Wollte man ihn auf gleiche Weise schikaniren, so könnte man eben so gut sagen, daß man sie nicht zählen könne. Denn man weiß ja aus der Dogmengeschichte zur Gnüge, daß jene Lehrsätze nach und nach entstanden sind und sich immer vermehrt haben, weil die Vermehrung der Glaubensartikel in's Unendliche geht, wenn menschlicher Aberwitz und geistliche Herrschsucht sich einmal erlauben, phantastische Einfälle und willkürliche Satzungen zu Glaubensartikeln zu erheben. So hat das tridentinische Konzil manches, was vorher noch unbestimmt, wenigstens nicht zu glauben geboten war, erst näher bestimmt oder als Dogma sankzionirt. Das kann aber immerfort geschehn. Und wenn auch nur der Papst etwas zu glauben geböte, so würden die, welche den Papst für den Statthalter Christi und den untrüglichen Schiedsrichter in Glaubenssachen halten, augenblicklich verpflichtet sein, auf sein Wort zu glauben, woferne sie konsequent sein wollten. Ein bloßer Zweifel daran wäre Verbrechen der beleidigten Majestät des dreifachen Kronenträgers. Sind ja doch schon viele Geistliche der katholischen Kirche in Einstimmung mit den Jesuiten so weit gegangen, diejenigen, welche den vom vorigen Papste hergestellten Jesuitenorden nicht anerkennen wollen, für unechte katholische Christen zu erklären! Sonach wäre die Anerkennung jenes

Ordens auch ein Glaubensartikel, obwohl ein sehr neuer, da die Herstellung selbst sehr neu ist *). Eine Kirche, die so verfährt, hat wirklich eine Unzahl von Lehrsätzen; denn man würde nie sicher sein, ob man richtig oder bis an's Ende gezählt hätte. Man könnte daher dreist unsern Kritiker auffodern, ganz genau zu sagen, wie viel Lehrsätze die katholische Kirche eigentlich habe; er würde sich wahrscheinlich in nicht geringer Verlegenheit befinden. Wenigstens hat mir noch kein Katholik eine bestimmte Zahl angeben können; und in den Lehrbüchern, wo sie etwa numerirt sind, findet man doch keine bestimmte Zahl, weil ein Lehrbuch mehr, ein andres weniger Numern hat, und weil in manchen das Numeriren durch I. II. III. 1. 2. 3. a. b. c. aa. bb. cc. u. s. f. in unbestimmbare Weite hinausgeht. Sagt z. B. jemand, es sei ein katholischer Glaubensartikel, daß es sieben Sakramente gebe: so zerfällt derselbe gleich

*) Eben les' ich in einer französischen Zeitschrift, daß Hr. Clausel de Coussergues eine neue Schrift über die Pressfreiheit herausgegeben und darin wirklich als Grundsatz aufgestellt hat, »que »toute la réligion catholique gît dans la société de Jésus, que »hors d'elle il n'y a qu'erreur, impiété, révolution.« Da fehlt nur noch eine päpstliche Bulle zur Bestätigung dieses Grundsatzes, um ihn zu einem Glaubensartikel der römisch-katholischen Kirche zu erheben. Wer weiß, was noch geschieht! Werden denn aber die protestantischen Fürsten diesem jesuitischen Unwesen so gelassen zusehn? Werden sie sich nicht erinnern, daß dieser Orden ganz eigentlich gegen die protestantische Kirche gerichtet ist? Werden sie nicht dessen gedenken, was die Jesuiten in Russland, wo man so gütig gegen sie war, als sie die römische Kirche ausgestoßen hatte ob unzähliger Unthaten, für neue Unthaten begingen, so daß selbst der menschenfreundliche Alexander sich genöthigt sahe, sie fortzuschicken? Die Fürsten können versichert sein, daß, so lange Jesuiten (öffentliche oder geheime) in der Welt sind, die Welt nicht ruhig werden wird, was auch die Fürsten für ihre Völker thun mögen. Und es gilt dieß von katholischen Fürsten und Völkern so gut, als von protestantischen. Haben doch selbst in China die Jesuiten es dahin gebracht, daß man sie endlich fortschicken musste, so willig man sie auch anfangs aufgenommen hatte.

wieder in sieben besondre Artikel in Bezug auf jedes Sakrament. Und da bei jedem Sakramente wieder mancherlei zu glauben ist (z. B. beim Abendmahle die Lehren von der Transsubstanziazion, von der Messe, von der Zulänglichkeit der einen Gestalt zum vollkommnen Genusse, von der Vorbereitung zum Genusse, von der Art und Weise des Genusses selbst u. s. w.): so ist der Ausdruck Unzahl hier gewiß nicht am unrechten Orte; zu geschweigen, daß eine Menge von willkürlichen Vorschriften endlich auch eine Art von Glaubensartikeln werden kann. Denn wer z. B. da oder dort hin wallfahrten, in einer bestimmten Zeit so oder so viel Pater Noster und Ave Maria beten soll, muß doch glauben, daß es ihm heilsam sei.

»Aber« — wird vielleicht Hr. W. sagen — »im königlichen Schreiben ist nicht von der Unzahl der Lehrsätze »überhaupt die Rede, sondern von der Unzahl antibiblischer Lehrsätze. Das ist doch auf jeden Fall übertrieben. »Die katholische Kirche hat ja viele Lehrsätze mit andern »christlichen Religionsparteien gemein. Diese sind doch wohl »nicht antibiblisch?« — Hierin wird jeder Protestant Hrn. W. Recht geben und gewiß selbst der Fürst, dessen Schreiben er kritisirt. Aber Unrecht hat er, daß er die Worte eines vertraulichen Schreibens und eines Fürsten, der mehr zu thun hat, als Worte abzuwägen, so presst, als hätt' er es mit einem Gelehrten von Profession zu thun. Unzahl wird ja oft sprüchwörtlich für eine Menge gebraucht, die uns eben groß vorkommt. So und nicht anders konnt' es jener Fürst meinen. Allein Hr. W. geht noch weiter; er behauptet, daß »kein einziger« Lehrsatz der katholischen Kirche antibiblisch sei, und beruft sich deshalb wieder »auf »das oben angeführte System der Theologie des berühmten Leibnitz.« Was es mit diesem Systeme für eine Bewandniß habe, werden wir im zweiten Theile gegenwärtiger Apologie sehn. Was aber die Sache selbst betrifft, so müssten wir uns erst über folgenden Punkt vereinigen, bevor hierüber etwas ausgemacht werden könnte.

Die katholische Kirche beweist alles, was sie aus der Bibel zu beweisen sucht, aus der Vulgate und nach der von der Kirche einmal angenommenen Auslegungsweise. Die protestantische Kirche aber lässt dieß nicht gelten, sondern verlangt Beweise aus dem Grundtexte nach einer, von der Kirche unabhängigen, logischen oder grammatisch-historischen Auslegung. Das Erste ist freilich eben so ungereimt, als wenn ein Sachwalter vor Gericht seine Ansprüche aus einer Urkunde beweisen wollte, die er selbst übersetzt hätte und nun auch noch nach seiner eignen Manier auslegte; da würde jeder Gerichtshof ihn abweisen. Allein so lange die katholische Kirche jenen ungereimten Grundsatz in Ansehung der Bibel nicht aufgiebt, ist mit ihr darüber, ob ein Lehrsatz biblisch oder antibiblisch sei, gar nicht zu streiten; denn contra principia negantem disputari non potest. Und zwar in diesem Falle um so weniger, weil die katholischen Theologen immer noch ein Hinterthürchen offen haben, wodurch sie auch beim größten Gedränge entschlüpfen können. Sie sagen nämlich dann, es sei etwas tradirt oder mündlich fortgepflanzt, und das müsse man eben so wohl glauben, als was in der heiligen Schrift stehe, selbst wenn es mit derselben nicht übereinzustimmen scheine. Denn das sei eben nur ein Schein. Die Kirche würde ja ein Dogma nicht tradirt haben, wenn es nicht mit der Schrift übereinstimmte; und eben darum sei auch die Schrift immer tradizionsmäßig auszulegen. In diesem ewigen Kreise dreht man sich jenseit herum, und weicht nicht von der Stelle, weil man nicht will oder nicht kann, ohne alle bisherigen Ansprüche auf Unfehlbarkeit, Alleinseligmachung, Herrschaft über alles Andre u. s. w. aufzugeben. Es ist daher auch eine ganz vergebliche Mühe, einen katholischen Religionslehrer widerlegen zu wollen. Das sind lauter doctores irrefragabiles; denn sie stehen fest in jenem Zauberkreise, wohl wissend, daß sie in demselben unverwundbar, außer demselben aber schon längst total geschlagen sind. Daher bekümmern sich auch Wenige um Philologie, Kritik, Geschichte, Philo-

sophie. Das sind den Meisten böhmische Dörfer. Die tradirte Kirchenlehre ist ihnen Eins und Alles.

Um mich denn also auch hier nicht vergeblich zu bemühen, will ich Hrn. W. in seiner Beurtheilung des königlichen Schreibens nicht weiter folgen, sondern bloß noch einen Punkt hervorheben, der nicht nur in religioser, sondern auch in politischer Hinsicht bemerkenswerth sein dürfte.

Es ist dieß die höchst indiskrete Weise, mit welcher sowohl in der Vorrede als S. 18 der Uebertritt der einen Fürstin und ihres Gemahls zur römisch-katholischen Kirche mit dem Uebertritte einer andern Fürstin aus demselben Hause zur griechisch-katholischen Kirche in Parallele gestellt und daraus die gehässigsten Folgerungen gezogen werden. Hr. W. betrachtet nämlich diese beiden Thatsachen als völlig gleich, und doch sind sie himmelweit verschieden. Man erwäge nur folgende drei Umstände:

1. Die Prinzessin des preußischen Hauses, welche neuerlich sich der griechischen Kirche anschloß, war, so viel bekannt geworden, noch nicht konfirmirt, also noch kein wirkliches Glied der protestantischen Kirche. Denn die Geburt allein entscheidet noch nicht, welcher Kirche das Kind künftig angehören werde. Auch die Taufe, wenn sie Kindertaufe ist, entscheidet es noch nicht, weil der Täufling gar nichts davon weiß. Sie ist nur eine provisorische Aufnahme in die Gemeine. Die definitive entscheidet erst die Wahl nach erlangtem Religionsunterrichte, und diese Wahl erklärt erst das herangewachsene Kind bei der Konfirmazion. Darum eben empfängt es nun die Konfirmazion; mit ihr wird es erst als ein wirkliches Glied in diese bestimmte Gemeine aufgenommen. Daher verschiebt man auch, wenigstens in der protestantischen Kirche, die Konfirmazion bis zu den Jahren, wo man dem Kinde schon ein Urtheil zutrauen kann. Jene Prinzessin ward aber vor ihrer Konfirmazion auch in der Lehre der griechischen Kirche unterrichtet, und da sie sich für diese entschied, in dieselbe aufgenommen. Man kann also gar nicht einmal sagen, daß

sie von einer Kirche zur andern übergetreten sei; sie trat bloß als ein nunmehr erwachsenes Kind in eine bestimmte kirchliche Gemeinschaft. Ganz anders war das Verhältniß bei derjenigen Fürstin, welche sammt ihrem Gemahle zur römischen Kirche übertrat. Beide waren längst in der protestantischen Kirche konfirmirt, waren ihr auch bis zu den Jahren der vollesten Verstandesreife treu geblieben, bis sie nach Paris reisten und dort auf einmal andres Sinnes wurden. Hier fand also ein wirklicher Uebertritt (oder Rücktritt, wie man jenseit lieber sagt) von der protestantischen Kirche zur römisch-katholischen, ein Abfall von der einen zur andern statt. Daß ein solcher Schritt als Zerreißung eines schon bestehenden kirchlichen Bandes weit bedeutender und bedenklicher sei, als jener, wo man zuerst ein Band dieser Art knüpft, leuchtet wohl jedem Menschen von gesundem Verstande von selbst ein.

2. Die griechische Kirche nennt sich zwar auch eine katholische (worauf Hr. W. ein großes Gewicht legt) wie die römische; aber dieser Name thut gar nichts zur Sache. Keine Kirche in der Welt ist katholisch d. h. allgemein; alle machen aber Anspruch darauf, es zu werden, selbst die protestantische. Daher könnte sich auch diese katholisch nennen, wenn sie wollte. Ihr Wesen würde dadurch nicht verändert werden. Eben so nennt sich die griechische Kirche auch die orthodoxe d. h. die rechtgläubige, weil sie sich, wie die römische und jede andre, dafür hält. Aus diesem Namen folgt aber gar nichts in Bezug auf die Sache, so wenig als daraus, daß sich der Kaiser von China einen Beherrscher des himmlischen Reiches nennt, folgt, daß er der liebe Gott und China der Himmel sei. Die griechische Kirche unterscheidet sich aber durch zwei Punkte so wesentlich von der römischen, daß Hr. W. sehr Unrecht hat, wenn er meint, es sei einerlei, ob man zu jener oder zu dieser übertrete, weil beide katholisch seien (sich so nennen). Die griechische Kirche hat erstlich keinen Papst, keinen angeblichen Stellvertreter Christi, der sich über alle Kaiser und

Könige setzt und ein unfehlbarer Glaubensrichter sein will *). Sie ist ebendaher zweitens viel duldsamer gegen Andersdenkende geworden, wenn sie dieselben gleich als Irrgläubige betrachtet und nach dem altkirchlichen Sprachgebrauche Ketzer nennt. Besonders zeigt sie diese Duldsamkeit in Russland, wo man seit mehren Menschenaltern nichts von Verfolgungen oder Bedrückungen der römischen Katholiken, der Lutheraner, der Reformirten u. s. w. gehört hat. Sie leben alle friedlich beisammen, verehren alle ihren Gott nach ihrer Weise ohne Störung von Seiten der herrschenden Kirche, und gelangen auch alle zu Staatsämtern, selbst zu den höchsten, wenn sie sich sonst dazu eignen. Die griechische Kirche steht daher jetzt gleichsam in der Mitte zwischen der römischen und der unsrigen. Während sie Manches mit jener gemein hat, protestirt sie doch mit dieser gegen das Papstthum, und könnte also insoferne selbst eine protestantische Kirche heißen. Ein Uebergang von der protestantischen Kirche zur griechischen ist daher viel leichter und unbedenklicher, besonders wenn man in jener nur geboren und als Kind getauft, aber nicht konfirmirt ist, als von der protestantischen zur römischen. Das ist ein wahrer

---

*) Papst Innocenz IV. (er regierte von 1243 bis 1254, also recht in der Mitte des hochbelobten Mittelalters) schrieb sich in einer Urkunde, die man im 3. Bande der Regesta s. rerum boicarum autographa des Hrn. von Lang findet, »veri Dei in his terris »vicem gerens et disponente domino universali reipublicae »praesidens« (Statthalter Gottes — Christi war ihm nicht genug — auf Erden und Universalregent). Hat wohl je ein griechischer Patriarch oder eine heilige Synode diese Unverschämtheit gehabt? — Zu Stralsund, als es noch römisch-katholisch war, in demselben Mittelalter, führte einmal der Bischof und seine Klerisei förmlich Krieg mit der Bürgerschaft; und warum? Weil die Bürger nicht genug Beichtgeld gaben. Darüber ward von beiden Seiten viel gemordet, verheert und geplündert. Hat dieß wohl je die griechische Geistlichkeit gethan? Ich weiß kein Beispiel aus der Geschichte, werde aber gern Belehrung annehmen, wenn man eins beibringt.

Sprung und gewiß für Viele, die ihn thun, ein salto mortale. Darum sagt das königliche Schreiben wohl mit dem größten Rechte: »Gott sei Ihnen gnädig!«

3. Endlich ist es ein himmelweiter Unterschied, wenn ein Prinz oder eine Prinzessin, zur künftigen Regierung eines Landes berufen, dessen Volk größtentheils einer andern Religionsform zugethan ist, sich dieser Religionsform anschließt, um auch dadurch das Band der Liebe und des Vertrauens, ohne welches keine glückliche Regierung möglich ist, fester zu knüpfen — denn die Religion ist eben das Bindendste in der Menschenwelt — und wenn ein schon lange regierendes Fürstenpaar plötzlich, ohne daß man recht eigentlich erfährt, wie und warum, der Anbetungsweise seines Volks entsagt und so gerade das stärkste Band der Liebe und des Vertrauens zwischen sich und seinem Volke zerreißt. Denn sollte die Liebe nicht abnehmen, sollte das Volk nicht mistrauisch werden, wenn es auf einmal eine solche Sinnesänderung wahrnimmt, die natürlich auch Einfluß auf viele andre Lebensverhältnisse hat? wenn es sieht, wie sich auf einmal noch mehre Anhänger der neuangenommenen Anbetungsweise einfinden und bald offner bald verstohlner begünstigt werden? wenn es besonders geistliche Herren von einer Kirche einziehen sieht, welche von jeher unduldsam gegen andre Kirchen war, welche diese nicht einmal als Kirchen anerkennt, und welche daher stets und überall darauf ausgeht, durch alle mögliche Mittel, auch unredliche, Proselyten zu machen? Das ist es eigentlich, was protestantische Völker so erschreckt, wenn sie ihre Fürsten den protestantischen Glauben abschwören und den römisch-katholischen annehmen sehn. Es ist, als wenn man in der Ferne schon die Bannstrahlen blitzen, die Inquisizion einziehen und die Scheiterhaufen auflodern sähe. Im Anfange ist man freilich davor sicher; aber ein Volk sieht natürlich weiter und denkt auch an die ferne Nachkommenschaft. Es dürfen ja nur begünstigende Umstände für die Hierarchie eintreten, so weiß sie bald daraus Vortheil zu

ziehen, um nach und nach das ganze Land, wie das weiland fast durchaus protestantische Böhmen, wieder katholisch zu machen. Ein katholisches Volk dagegen hätte so etwas gar nicht zu fürchten, wenn sein Regent protestantisch würde; denn es liegt im Wesen des Protestantismus, duldsam zu sein und nicht auf's Proselytenmachen auszugehn. Indessen würd' ich, wenn ein katholischer, über ein katholisches Volk gebietender, Fürst protestantisch werden wollte und mich zu seinem Gewissensrathe machte, auch ihm gerade heraus sagen: »Bleibe bei dem Glauben deines Volkes, um nicht »das festeste Band zu zerreißen, das zwischen dir und dei»nem Volke besteht! Du kannst Gott immer im Geist und »in der Wahrheit anbeten, wenn nur sonst die wahre Reli»gion in deinem Herzen wohnt.« Wenn er mir nun hierauf erwiederte, das könne er nach seiner Ueberzeugung nicht, sein Gewissen dränge ihn zum Austritte, so würd' ich sagen: »Gut, folge deinem Gewissen! Aber habe dann auch »den Muth, ein Opfer zu bringen, und verzichte sofort auf »die Regierung eines Volkes, zwischen welchem und dir du »selbst das festeste Band der Liebe und des Vertrauens »zerreißen willst! Denn es kann daraus nichts Gutes »kommen. Dein Volk wird über dich seufzen, und du selbst »wirst tausenderlei Verdruß haben, der dir das Leben ver»bittert und dich wohl gar die That bereuen macht.« — Es versteht sich von selbst, daß ich auf dieselbe Weise zu einem protestantischen Fürsten sprechen würde, der über ein ganz oder größtentheils protestantisches Volk herrschte und sich zu einer andern Kirche wenden wollte; denn das Verhältniß ist hier völlig gleich. Ganz anders aber würd' ich zu einer Prinzessin sprechen, um deren Hand ein auswärtiger Fürst würbe, der und dessen Volk einer andern Kirche zugethan wäre, wenn man von ihr den Zutritt zu dieser Kirche verlangte und sie mich deshalb um Rath befragte. Denn das Verhältniß ist hier ganz anders. Der auswärtige Fürst möchte katholisch oder protestantisch, und im ersten Falle griechisch- oder römisch-katholisch sein: so würd'

ich ihr immer rathen, dem Verlangen zu genügen, wofern ihr Gewissen keinen Einspruch thäte. Erklärte sie aber, daß dieß allerdings der Fall wäre, so würd' ich ihr sagen: »Nun, so habe auch den Muth, der Hand des fremden »Fürsten und seinem Throne zu entsagen, und nimm lieber »einen Edlen deines Volkes und deines Glaubens zum Ge»mahle! Was du an äußerem Glanze verlierst, wirst du an »häuslichem Glücke gewinnen, das ja ohnehin auf Thronen »so selten ist.« Der Grund dieses Rathes ist leicht einzusehn. Eine Prinzessin, die einen auswärtigen Fürsten heurathet, scheidet von ihrem Lande und Volke gänzlich aus. Es ist ihre Pflicht, sich mit ihrem neuen Vaterlande und dem dasselbe bewohnenden Volke möglichst zu vereinbaren, gleichsam zu identifiziren. Wie sie das politische Interesse desselben fortan als das ihrige betrachten muß, wenn sie eine wahre Mutter ihres neuen Landes und Volkes werden will: so auch jedes anderweite und höhere Interesse. Kann sie dieß nicht mit gutem Gewissen, so bleibe sie daheim. Es kann ja doch im eigentlichen Sinne kein Mensch in der Welt gezwungen werden, etwas wider sein Gewissen zu thun. Hier hört alle menschliche Macht auf, weil Gott allein der Gesetzgeber des Gewissens ist und dem Menschen in dieser Hinsicht freie Wahl gelassen hat. Freilich wird den Prinzessinnen, was ihre Verheurathung betrifft, durch gebieterische politische Umstände die freie Wahl gar sehr verkümmert. Und das ist wohl auch der Grund, warum man einen Religionswechsel bei solcher Gelegenheit immer glimpflicher beurtheilt hat, als bei andern, wo solche Umstände gar nicht stattfanden.

Aus dem Bisherigen erhellet zur Gnüge, wie himmelweit verschieden die beiden Fälle sind, die Hr. W. so ungeschickt zusammenstellt, und wie unbescheiden nicht bloß, sondern auch höchst ungerecht der Vorwurf ist, den er dem erhabnen Verfasser des mehrerwähnten Schreibens darüber macht, daß er die Schwester wegen des Uebertritts zur römisch-katholischen Kirche tadle, während er selbst seine Toch-

ter zur griechisch-katholischen habe übertreten lassen. Es lässt sich ja ohnehin diesem gerechten und frommen Fürsten zutrauen, daß er seine Tochter nicht zu diesem Schritte überredet, vielweniger gezwungen, sondern ihr überlassen habe, zu thun, was sie für gut fand. Und so würde er auch der Freiheit seiner Schwester keinen Abbruch gethan, sondern, wenn sie den festen und beharrlichen Entschluß des Uebertritts erklärt hätte, zu ihr gesagt haben: Thue was du glaubst, nicht lassen zu können! Das Schreiben klagt ja nur darüber, daß der Schritt heimlicher Weise geschehen, daß er erst gemeldet wurde, als er geschehen, und daß er gleichwohl mit den Worten gemeldet wurde: »derjenigen »Person, der ich im Herzen von jeher die vereinten Gefühle »der Liebe zu meinem Vater und für meinen Bruder »darzubringen gewohnt bin.« Hatte denn da der Fürst als Familienhaupt und Bruder nicht Recht zu fragen: »Wer »wird wohl glauben können, daß ein Vater, ein Bruder »es ohne Weiteres gut heißen werde, wenn seine Tochter, »wenn seine Schwester katholisch wird, das heißt, wenn »sie den entscheidendsten Schritt thäte, den Jemand nur »irgend auf der Welt thun kann, ohne sich vorher mit bei»den zu berathen? Gewiß Niemand!« — Doch in dem letzten Ausrufe irrte sich freilich der erlauchte Briefsteller. Er wusste noch nicht oder dachte nicht daran, daß es in der Welt Menschen giebt, die weder ein menschliches noch ein sittliches noch ein wahrhaft religioses Gefühl in ihrem Busen tragen, die alles nur auf den Vortheil ihrer Kirche d. h. ihren eignen berechnen, und alles lieblos und ehrlos verdammen, was nicht in ihren Kram taugt!

Was soll man nun aber von einem geistlichen Hirten denken, der, abgesehn von jener Gefühllosigkeit, auch noch überdieß Gewissensfälle für einerlei erklärt, deren himmelweiten Unterschied jeder Mensch von gesundem Verstande auf den ersten Blick erkennen muß? Hat der geistliche Hirt dieß absichtlich gethan, um seine Leser zu verwirren, so ist er nichts weiter als ein elender Sophist. Ist es aber un-

absichtlich geschehen, nun so sollte man ihm doch möglichst bald in Kleinrinderfeld etwas andres als Menschen zu weiden geben.

Mit einem Menschen dieser Art sich in einen literarischen Wortwechsel einzulassen, bringt eigentlich wenig Ehre. Das weiß ich sehr wohl. Allein der Gegenstand dieses Wortwechsels ist zu wichtig, als daß Stillschweigen rathsam gewesen wäre. Das königliche Schreiben, welches Hr. W. so ungebürlich kritisirt hat, ist ein Dokument für die protestantische Kirche, welches in den Archiven derselben von allem Schmuze, der ihm von außen anfliegen möchte, gesäubert aufbewahrt werden muß. Da ich es nun zuerst dem Drucke übergeben habe, so war es meine Pflicht, jene ungebürliche Kritik zurückzuweisen.

Zum Schlusse dieser Apologie des königlichen Schreibens muß ich aber doch noch ein Wort hinzufügen, um der Böswilligkeit vorzubeugen. Die Erbärmlichkeit, welche sich nicht scheute, in einem sog. unparteiischen Literatur- und Kirchen-Korrespondenten von ganz Deutschland geachtete Ehrenmänner mit Schmuz aus eigner Fabrik zu besudeln — diese Erbärmlichkeit, welche, sich wohl bewusst, aus was für Absichten sie lautbar wird, Andern gern dieselben Absichten unterlegt — diese Erbärmlichkeit, sag' ich, möchte nicht ermangeln vorzugeben, ich hätte diese Apologie bloß geschrieben, um mich an einem gewissen Orte zu empfehlen, um von dorther irgend ein Gnadenzeichen zu erhaschen, wär's auch nur ein höfliches Handbillet auf geschehene Zusendung, das man nachher in den Zeitüngen abdrucken lassen könnte. Darum erklär' ich, daß keine solche Zusendung geschehen wird, und ebendarum bitt' ich inständigst um die einzige Gnade, mir kein Gnadenzeichen, selbst nicht das kleinste, zukommen zu lassen, damit auch der böseste Wille nicht vermöge, eine gute Sache durch eine schlechte Vermuthung zu entstellen.

II.

Apologie

eines großen Philosophen.

Unter den Autoritäten, zu welchen Hr. W. seine Zuflucht genommen hat, um seiner Sache ein besseres Ansehn zu geben und sich selbst wie mit einem starken Schilde zu decken, befindet sich auch die »des großen Leibnitz von überwiegendem Gewichte,« wie er sich S. 11 ausdrückt. Auch Leibnitz soll, wo nicht ein offner und erklärter, doch ein geheimer und versteckter Anhänger des Katholizismus gewesen sein. Zwar ist dieß keine neue Behauptung; man hat es jenseit schon öfter gesagt. Aber ebendeswegen ist es nöthig, diese Behauptung von neuem zu prüfen und dadurch das Andenken jenes Mannes von einer Schmach zu retten. Denn eine Schmach wär' es allerdings für ihn, wenn er, dem als Philosophen das vitam impendere vero Pflicht war, seine Ueberzeugung aus Menschenfurcht oder andern Rücksichten verhehlt, wenn er den Protestanten, zu denen er sich hielt und von deren Fürsten er Ehrenstellen und Gehalte annahm, nicht geradezu gesagt hätte: »Euer »Glaube ist eitel; ich verlasse eure Kirche und wende mich »zur römischen.« So zu reden, ist allein des ehrlichen Mannes würdig. Alles Heimlichthun, alles versteckte Wesen in Religionssachen ist unziemlich, kleinlich, erbärmlich. Und wenn irgend etwas die Schlechtigkeit der Sache, welche Hr. W. vertheidigt, beweist: so ist es der Umstand, daß die römische Kirche sich nicht schämt, heimlich in der unsri-

gen zu werben und die bethörten Proselyten sogar förmlich von der Theilnahme am öffentlichen Kultus zu dispensiren, damit dieselben, unter uns und von uns lebend, heimlicher und hinterlistiger Weise wieder neue Proselyten machen können. Pfui der Ehrlosigkeit! Der Heiland sagte zu seinen Jüngern (Matth. 5, 16): »Lasset euer Licht leuchten »vor den Leuten, daß sie eure gute Werke sehen und euren »Vater im Himmel preisen!« Er sagte zu ihnen (Mark. 16, 15): »Gehet in alle Welt und prediget das Evangelium aller Kreatur!« Er rief aber auch zugleich das Wehe aus über die arglistigen Proselytenmacher, deren es überall und zu allen Zeiten gab, indem er sagte (Matth. 23, 15): »Wehe euch Schriftgelehrten und Pharisäern, ihr Heuchler, »die ihr Land und Wasser umziehet, daß ihr einen Proselyten machet; und wenn er's worden ist, machet ihr aus »ihm ein Kind der Hölle, zwiefältig mehr, denn ihr seid!« — Jenseit aber sagt man: »Schleichet euch in die Häuser »und suchet im Dunkeln zu überreden, wen ihr könnt; »spart nichts, was die Menschen, Kinder oder Erwachsene, »Weiblein oder Männlein, verführen kann, Zuckerwerk, Putz, »Schmeicheleien, Geld, Versprechungen von Ehrenzeichen »oder Ehrenstellen, kurz nichts, was menschliche Begierden »reizen kann; und wenn jemand nicht öffentlich zu uns herüber kommen will, so sagt ihm, daß er es heimlich könne; »und das ist noch besser, weil er dann desto leichter wieder »Andre verführen kann!« *)

*) Die erste Erlaubniß zu heimlichen Bekehrungen scheint P. Gregor XIII. (reg. 1572—1585) auf Anrathen des Jesuitengenerals Aquaviva gegeben zu haben. Zwar fühlte der Papst noch Gewissensskrupel und wollte daher das mit der Glaubensverbreitung beauftragte Kollegium (congregatio de propaganda fide) befragen. Der schlaue Jesuit wusste aber Sr. Heiligkeit die Sache so süß vorzumalen, daß er die Erlaubniß sogleich erhielt. S. den N. deutschen Zuschauer B. 1. S. 163 ff. Nachher mag sie öfter gegeben worden sein, entweder ausdrücklich, oder stillschweigend (connivendo). Man dispensirte auch wohl ohne Anfrage in Rom,

Doch ich kehre zu meinem Gegenstande zurück. Vor allen Dingen muß ich hier Hrn. W. loben, ihm wenigstens Recht geben, wenn er die Autorität »des großen Leibnitz«, als bloße Autorität betrachtet, »von überwiegendem Gewichte« nennt. Allerdings ist sie gewichtiger, als alle übrige von ihm angeführte, selbst Luther's Autorität nicht ausgenommen. Denn dieser Mann, obwohl in andrer Hinsicht größer als jener, stand doch mitten im theologischen und kirchlichen Kampfplatze seiner Zeit, wo der Mensch nicht ganz unbefangen bleibt. Leibnitz aber lebte in einer viel spätern und sowohl politisch als kirchlich ruhigern Zeit, nach dem westphälischen Frieden. Auch stand er als Philosoph auf einem höhern Standpunkte. Seine Autorität könnte also wohl Manchen verleiten, zu glauben, Wahrheit und Recht seien auf jener Seite. Ja wenn überhaupt in Sachen der Vernunft und des Gewissens, also auch der Religion, Autoritäten etwas entscheiden könnten: so gesteh' ich gern, daß ich für meine Person gerade der von Leibnitz am liebsten Gehör geben würde. Denn ich verehre diesen Mann als einen der ersten Denker, der nicht bloß Philosoph, sondern auch in vielen andern Gebieten der menschlichen Erkenntniß mehr oder weniger heimisch war. Aber sonderbar! die Autorität dieses eminenten Geistes, den Hr. W. aus der Unterwelt herauf beschwört, um für ihn und seine Kirche zu zeugen, zeugt nicht für, sondern wider sie. Es ist bekannt, daß Leibnitz während seines Aufenthalts in Frankreich mit Bossuet und andern angesehnen Katholiken Verbindungen anknüpfte, die er auch nachher brieflich fortsetzte.

---

weil man schon wusste, daß es der römischen Kurie so genehm war; oder man versprach die Dispensazion, wenn jemand nur heimlich übertreten wollte; und wie hätte sie dann verweigert werden können? So hat man erlebt, daß dergleichen Proselyten sogar ansehnliche protestantische Kirchenämter bis an ihr Lebensende verwalteten, wie der Oberhofprediger von Stark in Darmstadt. Und wer kann dafür stehn, daß wir es nicht noch ferner erleben?

Es ist ferner bekannt, daß man zu jener Zeit, wo die Gemüther sich abgekühlt hatten und daher geneigter zur Aussöhnung schienen, stark an einer Religionsvereinigung d. h. an einer Verschmelzung der katholischen und der protestantischen Kirche arbeitete, und daß Leibnitz und Bossuet insonderheit darüber briefwechselten. Es ward aber nichts daraus, weil man von katholischer Seite immer nur blinde Unterwerfung verlangte, weil man stets foderte, daß alle Christen weit mehr glauben sollten, als je irgend ein Papst geglaubt hat und glauben wird, und weil man überhaupt immer nur ein Positives dem andern entgegensetzte, ohne zu bedenken, daß man, um zu beurtheilen, welchem von beiden der Vorzug gebüre, erst ein höheres Richtmaß suchen müsse. Leibnitz blieb daher bis an das Ende seines Lebens Protestant, troß den vielen Schmeicheleien, die man ihm sagte, und den glänzenden Anerbietungen, die man ihm machte und die ihn selbst zum rothen Hute führen konnten *). Wäre dieß wohl möglich gewesen, wenn Leibnitz wirklich die katholische Kirche der protestantischen vorgezogen hätte? Der äußere Vortheil war ja dort ganz klar und gewiß. Man weiß aber aus andern Umständen, daß Leibnitz gegen Ehre und Geld nicht gleichgültig war. Man darf jedoch nur seine Vorrede zur Theodizee und die Einleitung zu diesem berühmten Werke, welche von der Uebereinstimmung des Glaubens mit der Vernunft handelt, gelesen haben, um sich überzeugt zu halten, daß Leibnitz seiner ganzen Denkart nach ein Protestant im eminentesten Sinne war. Freiheit der Untersuchung, Prüfung alles Gegebnen durch Vernunft, Unterscheidung der ewigen Wahrheiten von allen willkürlich angenommenen Satzungen, ist die Grundlage jenes Hauptwerkes von Leibnitz, wie seiner übrigen Schriften.

Allein unser Kritiker beruft sich auf ein andres Werk

*) Vergl. den Brief von Leibnitz, welcher dem folgenden Sendschreiben an Hrn. v. Schütz beigedruckt ist.

desselben. »Ich berufe mich« — sagt er S. 11 f. — »besonders auf sein der Nachwelt lang entzognes klassisches »Werk, Systema theologicum, welches nach allen seinen »Darstellungen fast ganz katholisch ist.« Und in einer Anmerkung setzt er noch hinzu: »Das Böse wirkt gelegen»heitlich auch etwas Gutes. Es war lange genug bekannt, »daß Leibnitz noch ein vortreffliches Manuskript, betitelt »Systema theologicum, hinterlassen habe, und dieses zu »Hannover in der Bibliothek sich befände, wo es aber ge»heim gehalten würde. Die französische Regierung erlaubte »endlich, daß das Manuskript nach Paris geschickt, und daselbst »dem Drucke übergeben wurde. Sogleich machten die Her»ren Räß und Weis zu Mainz eine deutsche Uebersetzung, »ließen sie drucken, und den lateinischen Urtext daneben. »Der berühmte Lorenz Doller sel. verfertigte aber die »wichtigste Vorrede dazu. Die Begierde nach diesem Werke »war so groß, daß in kurzer Zeit mehrere Auflagen gesche»hen mussten bei Simon Müller in Mainz.« — Das wäre denn also der Beweis, daß Leibnitz die katholische Kirche der protestantischen vorgezogen habe, ja wohl gar heimlich zu ihr übergetreten sei.

Hier hätt' ich nun die schönste Gelegenheit, unsrem scharfsichtigen Kritiker Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Er hat das Schreiben, was ich habe drucken lassen, der allgemeinen Meinung zum Trotze für unecht erklärt. Und doch lebt der angebliche Verfasser desselben noch. Ein einziges Wort des Widerspruchs aus seinem erhabnen Munde würde hinreichen, die ganze Welt zu enttäuschen. Es ist aber bis jetzt nicht gesprochen worden, wird auch nie gesprochen werden. Wie vielmehr wär' ich befugt, das angebliche Werk von Leibnitz für unecht zu erklären! Leibnitz ist schon über ein Jahrhundert todt — er starb bekanntlich im J. 1716 — von seinen Freunden und Bekannten lebt auch keiner mehr. Wer kann also jetzt die Echtheit bezeugen? Und wenn das Manuskript auch echt war, wer bürgt dafür, daß man beim Abdrucke nicht

manches weggelassen und zugesetzt habe, um gewisse Absichten zu erreichen? Wie oft sind berühmten Männern nach ihrem Tode Schriften untergeschoben, wie oft ihre wirklich hinterlassenen Schriften so verstümmelt und verfälscht worden, daß sie den Urschriften kaum noch ähnlich waren! Warum hätte man das Werk so lange verheimlichen sollen? Warum musst' es erst nach Paris transportirt werden, um es abdrucken zu lassen? Sollte sich in hundert Jahren niemand gefunden haben, der sich eine Abschrift von einer so interessanten Reliquie zu verschaffen gewusst hätte? Es wäre ja damit viel Geld zu verdienen gewesen. — Solche und andre kritische Fragen könnt' ich unsrem Kritiker vorlegen, und es sollte ihm bei allem seinen kritischen Scharfsinne schwer werden, sie genügend zu beantworten.

Allein ich will großmüthig sein; ich will zugeben, was noch nicht bewiesen, daß das Systema theologicum von Leibnitz echt sei von Anfang bis Ende, von Wort zu Wort. Folgt daraus, daß dessen Verfasser dem Katholizismus geneigt oder gar ein heimlicher Katholik gewesen? Nichts weniger. Leibnitz war ein Genie ganz eigner Art. Er befasste sich mit Allem, woran er seinen Scharfsinn üben konnte, mit Zahlen und Figuren wie mit alten Urkunden, mit theologischen, juristischen, historischen, philologischen, mathematischen und physikalischen Gegenständen so gut, als mit philosophischen. Ja er beschäftigte sich sogar einmal recht fleißig mit der Alchemie, ohne daß es bisher jemanden eingefallen, zu behaupten, Leibnitz sei ein Adept gewesen, der den Stein der Weisen im Urin gesucht.

So konnte sich nun Leibnitz wohl auch einmal mit der katholischen Religion beschäftigen, um seinen Scharfsinn daran zu üben, um zu versuchen, was sich aus dem Dinge machen ließe, wenn man es philosophisch zustutzte. Leibnitz nahm es überhaupt, da er viel in der großen Welt gelebt hatte, die zu jener Zeit nicht so frömmelte, wie heutzutage, nicht so genau mit dem, was zur Form der Reli-

gion gehört. Und der Katholizismus ist doch immer nur eine solche Form, mag man ihn auch jenseit für das Wesen halten oder erklären. Einen recht deutlichen Beweis davon gab er auf seiner Reise von Venedig nach Mesola im Ferrarischen. Bei der Ueberfahrt war er der einzige Protestant auf einem von lauter Katholiken besetzten Schiffe. Es erhob sich ein Sturm. Man meinte, der Ketzer sei daran Schuld, und sprach schon vom Ueber-Bord-Werfen. Da zog der weltkluge, auf alle Fälle schon gefasste, Mann einen Rosenkranz aus der Tasche und ließ ihn mit scheinbarer Andacht durch seine Finger laufen. Drob stutzten die Leute, meinten, grade wie Hr. W., der Mann müsse doch ein rechtgläubiger Katholik sein, und ließen ihn in Frieden. Man kann leicht denken, wie er nachher über das dumme Schiffsvolk gelacht hat. Ich bin daher überzeugt, daß Leibnitz in seinem Herzen vom Katholizismus eben so entfernt gewesen, als vom Islamismus, gesetzt auch, daß sich noch einmal in irgend einem Winkel der Welt ein Manuskript von ihm vorfände, worin er sich die Aufgabe gemacht hätte, die Lehre des Korans in einem philosophischen Gewande darzustellen. Seine Heiligkeit der Mufti zu Konstantinopel würde freilich darüber sehr frohlocken, wenn er's erführe; aber seine Freude würde noch grundloser sein, als die Freude derer, welche über die jetzige Restaurazion des Türkenreiches durch Abschlachtung der alten Janitscharen und Abrichtung einer neuen Soldateske à l'Européenne frohlocken.

Ueberhaupt sollte denn Leibnitz mit dem Scharfsinne, dem alle Welt ihm zugesteht, nicht eingesehn haben, daß das Christenthum in, mit und durch den Katholizismus seine Gestalt wesentlich verändert hat? Das Christenthum ist wesentlich eine Religion der Liebe, sowohl in dogmatischer Hinsicht nach dem Spruche: »Also hat Gott die Welt geliebt 2c.,« als in moralischer Hinsicht nach dem Spruche: »Du sollst Gott lieben 2c.« Der Katholizismus aber hat nach und nach diese Religion der Liebe ganz und gar in

eine Religion der Furcht, ja des Schreckens verwandelt.

Damit man mich hier nicht der Parteilichkeit zeihe, so mögen zuerst Katholiken selbst sich darüber aussprechen. Der alte Graf von Montlosier, ein eben so eifriger Royalist als Katholik, wenn er auch die Jesuiten nicht liebt, weil er mit allen vernünftigen Leuten überzeugt ist, daß sie für den Thron eben so gefährlich sind, als für den Altar, und weil er überhaupt zu denjenigen Katholiken gehört, die das Verderben ihrer Kirche wohl fühlen, aber die Heilung dieses Verderbens von der Zeit erwarten und daher ihre Kirche nicht verlassen wollen — Hr. v. Montlosier sagt in seiner neuesten Schrift: Dénonciation aux cours royales etc. unter andern: »Mon grand tort« — nämlich in den Augen seiner Gegner bei Herausgabe seiner frühern Schrift über die Kongregazion und die Gesellschaft Jesu — »a été de montrer une religion d'amour à des »hommes qui prêchent une religion de crainte; de »montrer une religion douce à des hommes qui »veulent une religion terrible; enfin, il a été de »parler le langage de la charité à des hommes qui »n'affectionnent que celui de la domination.« — Das Journal des débats, auch gut katholisch, aber auch das jenseitige Verderben beherzigend, macht zu diesen merkwürdigen Worten die noch merkwürdigere Anmerkung: »Ce n'est pas d'aujourdhui que des prêtres ont voulu »substituer la terreur à l'amour dans les croyances »religieuses. La XII. Epitre de Boileau nous prouve »que cette question étoit vivement agitée de son »temps. Il est inutile d'aimer Dieu, disoit-on, »il suffit de le craindre pour être sauvé. Et »Boileau répondoit:

»Cessez de m'opposer vos discours imposteurs,
»Confesseurs insensés, ignorans séducteurs,
»Qui, pleins de vains propos que l'erreur vous débite,
»Vous figurez qu'en vous un pouvoir sans limite
»Justifie à coup sûr le pécheur alarmé,
»Et que sans aimer Dieu l'on peut en être aimé.

»On sent qu'une religion de terreur est bien plus fa-»vorable à l'ambition sacerdotale et surtout plus lu-»crative. La crainte du diable fait ouvrir la bourse »du pécheur plus largement que ne feroit l'amour de »Dieu. Aussi, chez les docteurs dont parle Boileau, »l'Evangile« — das Evangelium der Liebe — »avoit peu »de crédit; et l'on sait que le jésuite Tournemine, »prêchant à Caen en 1730, eut l'impudente audace »de dire: Il n'est pas bien certain que l'E-»vangile soit Ecriture-sainte. C'est dans une »église qu'a été proféré ce blasphème jésuitique.« Was diese Blasphemie anlangt, so war sie freilich nicht so groß im Munde eines Priesters, der auf die Tradizion und die tradirte Kirchenlehre mehr hielt, als auf das geschriebne Evangelium. Was aber die Verwandlung der Religion der Liebe in eine Religion der Furcht und des Schreckens betrifft, so war dieselbe viel älter als der Jesuitenorden, den man wenigstens in dieser Hinsicht nicht als die Quelle des Uebels betrachten kann. Er pflanzte nur fort und benutzte, was er empfangen. Hat die weit ältere Lehre vom Fegefeuer, das man mit den gräßlichsten Farben, noch gräßlicher als die Hölle selbst, ausmalte, einen andern Zweck, als die Menschen mit Furcht und Schrecken zu erfüllen? Waren die Büßungen und Peinigungen, welche im 13. 14. und 15. Jahrh. die Flagellanten oder Geißeler, die Begharden und Lollharden, die Kreuzbrüder und wie diese Schwärmer weiter hießen, unter Anführung von Priestern und Mönchen an sich selbst und Andern vollzogen, und welche nach und nach so grausam, so toll und so allgemein wurden, daß die Regierungen sie verbieten mussten, etwas anders als eine Frucht jener Schreckensreligion? Und die Bannstrahlen, die Ketzergerichte, die Dragonaden, die Inquisizion mit ihren Autodafés, wo man die Teufel sogar auf die Kleidung (den Sanbenito oder Sacbénit) der unglücklichen Schlachtopfer malte, die Bartholomäusnacht, über welche man in Rom das Te Deum sang, und die noch heute von

den Römlingen für eine heilsame Strenge (rigueur salutaire) erklärt wird — waren sie etwas andres als Erzeugnisse einer Religion, welche die Menschen nicht mit Liebe gewinnen und durch Liebe beseligen, sondern durch Furcht und Schrecken einer herrschsüchtigen Priesterschaft unterwerfen sollte? — Alles das aber war so allgemein bekannt, daß es am allerwenigsten unsrem Leibnitz unbekannt sein konnte. Und doch hätte er, der geborne Protestant, der erste Philosoph seiner Zeit, eine solche Furcht und Schreckens-Religion der Religion der Liebe, wie sie der echte Protestantismus lehrt, vorziehn, hätte insgeheim diese aufgeben und jene umfassen sollen? Wer das glauben kann, der müsste einen so starken Glauben haben, daß er es auch für möglich hielte, ein nach der Sonne strebender Aar werde sich freiwillig in eine Nachteule oder Fledermaus verwandeln. Mag es also mit jenem Systema theologicum für eine Bewandniß haben, welche es wolle, es kann auf keinen Fall beweisen, daß Leibnitz ein geheimer Anhänger des Katholizismus war.

Aber jenes System gewährt uns Protestanten noch einen unschätzbaren Vortheil, für welchen wir unsrem großen Philosophen sowohl als Hrn. W., der es von neuem in Anregung gebracht hat, nicht genug danken können. Bisher warf man jenseit uns Protestanten immer vor, wir hätten gar keine gründliche Kenntniß vom katholischen Glauben, unsre Urtheile darüber beruhten auf lauter Misverständnissen, wo nicht gar auf Verdrehungen. Das ist nun freilich ein seltsamer Vorwurf. Denn der katholische Glaube ist von Katholiken in so vielen und so leicht zu habenden Schriften so ausführlich dargestellt, daß es ja wahrhaftig ein Wunder wäre, wenn er nicht wenigstens den protestantischen Theologen, die solche Schriften schon Berufs wegen lesen müssen, hinlänglich bekannt geworden sein sollte, ohne in der katholischen Kirche geboren und erzogen zu sein. Auch waren ja Luther, Melanchthon, Zwingli, so wie deren minder glückliche Vorgänger im Reformazions-

werke, Wiclef, Huß, Hieronymus von Prag u. A., lauter geborne und erzogne Katholiken, waren überdieß in Sprachen und Geschichte, in Philosophie und Theologie, wohlunterrichtete Männer, und tadelten doch bereits alles am katholischen Glauben, so wie an den Gebräuchen und Einrichtungen der katholischen Kirche, was wir noch heute tadeln. Sollten denn jene Männer gleichfalls in einer so tiefen Unwissenheit gesteckt haben, wie man uns jenseit noch heute vorwirft? Doch wir können nunmehr diesen Vorwurf mit dem größten Rechte zurückweisen. Einer unsrer größten Gelehrten und Denker, der große Leibnitz, hat das katholische Religionssystem so gründlich dargestellt, daß man sogar jenseit getäuscht worden, daß man geglaubt hat, der Darsteller sei ihm selbst ergeben gewesen. Und doch ist er bei allen jenseitigen Verlockungen, bei allen zeitlichen Vortheilen, die er durch den Uebertritt erwerben konnte, der Unsrige bis an sein Lebensende geblieben. Er musste also doch wohl trotz der klarsten und gründlichsten Einsicht in das katholische Religionssystem es für ungültig halten. Folglich wird man auch uns Andern nicht mehr vorwerfen dürfen, wenn man nur billig sein will, daß wir bloß aus Unwissenheit oder Misverstand tadelten. Man wird uns wenigstens zugestehn müssen, daß wir auch wohl Gründe haben mögen, die aller Beherzigung werth seien; und zwar um so mehr, da diese Gründe sogar einen im orthodoxen Spanien gebornen und erzognen Geistlichen, der doch wohl wissen musste, was man jenseit glaubt oder wenigstens geglaubt wissen will, bestimmt haben, jene Kirche zu verlassen. S. die höchst merkwürdige Schrift: Beleuchtung des römisch-katholischen Glaubens, von Joseph Blanco White, ehemal. kathol. Priester und Hofpred. zu Sevilla. Dresd. u. Leipz. 1826. 8. Möchte man doch jenseit diese Schrift wohl beherzigen! Möchte sie insonderheit Hr. W. und sein Mitstreiter, Hr. Fridolin Huber, beherzigen, dessen ganz im selbigen Geiste verfasste Schrift mir so eben in die Hände fällt. Sie führt nämlich den, sogar einen gram-

matischen Schnitzer enthaltenden, Titel: Was hätte eine deutsche Fürstin auf das, wie öffentliche Nachrichten behaupten, von einem Souveraine an Sie gerichtete Schreiben, wegen Ihrem Uebertritt [soll heißen: Ihres Uebertritts — s. Adelung] zur katholischen Konfession, antworten können? Vom Dr. Fridolin Huber, Pfarrer zu Deislingen ꝛc. Rotweil, 1826. 8. Dieses fingirte Antwortschreiben ist sogar recht gelehrt nach Art eines Kompendiums in Paragraphen abgetheilt und mit vielen Zitaten aus den Kirchenvätern gespickt, die jene Fürstin wahrscheinlich kaum dem Namen nach kennt, wenn sie nicht dort auf einmal recht kirchlich gelehrt geworden. Was aber den Grund der Sache selbst betrifft, so ist diese Schrift um nichts weder besser noch schlechter, als die des Hrn. W. Ich will daher auch nicht länger bei ihr verweilen, und führe nur folgendes Pröbchen der darin zur öffentlichen Schau gestellten Dogmatik und Exegese an. Nach S. 65. »leiten die Katholiken den Reinigungsort (die Lehre vom Fegefeuer) »aus den Worten des Erlösers ab: Selig, die reines Herzens sind; denn sie werden Gott schauen.« — Bravo! Bravissimo! *)

Ich hätte nun wohl Stoff noch zu einer dritten Apologie, nämlich meiner selbst. Denn der grimmige Wolf ist auf mich ganz vorzüglich ergrimmt, weil ich das königliche

---

*) Dieser Hr. H. hat schon früher ein Buch (Vertheidigung der katholischen Kirche gegen Angriffe neuerer Zeit) geschrieben, welches selbst der neue Leipziger unpart. Korresp. »überflüssig, breit und seicht« nennt; weshalb er dem Verf. den Rath giebt, vor der Hand nichts mehr zu schreiben, sondern lieber gute Bücher zu lesen. Ein trefflicher Rath, den auch Hr. W. befolgen sollte. Denn beide Herren verstehn nicht einmal ihre Muttersprache gehörig zu handhaben; was doch wohl die erste Bedin-

Schreiben zuerst bekannt gemacht und mit einigen ihm gar zu misfälligen Bemerkungen begleitet habe. Allein ich gebe ihm meine unbedeutende Persönlichkeit völlig Preis; denn ich mache mir nichts aus seinen Angriffen, wenn sie auch noch gefährlicher wären, als sie wirklich sind. Ja selbst wenn dieser gewaltige Kritiker und seine noch gewaltigern Obern im Stande wären, mir Amt und Habe zu nehmen, würd' ich nicht schweigen. Im Gegentheile, je weniger ich zu verlieren hätte, desto freimüthiger würd' ich schreiben; je stärker man angriffe, desto kräftiger würd' ich widerstehen; denn meine Munizion ist noch lange nicht verschossen. Aber das Leben? Je nun, ich bin nicht mehr so lebenslustig, um mich so schrecklich vor dem Tode zu fürchten, daß ich an dem, was ich für wahr und gut halte, zum Verräther werden sollte. Ueberdieß steht mein Leben in Gottes Hand. Ich weiß, daß ohne Seinen Willen mir kein Haar auf meinem Haupte gekrümmt werden kann. So lang' es also Ihm gefällt, mir das Leben zu fristen, werd' ich es in Seinem Dienste anwenden, um Wahr-

---

gung einer vernünftigen Schriftstellerei ist. — Was den verkappten »Freund der evangelischen Freiheit« betrifft, der so eben von Straßburg aus »bescheidne Bemerkungen« zu dem königlichen Schreiben in's Publikum hat ausgehn lassen: so schreibt er etwas besser, obwohl auch nicht grammatisch richtig. Mit der angeblichen Bescheidenheit aber ist's nicht weit her. Denn er vergleicht gleich anfangs den erhabnen Verfasser jenes Schreibens mit Heinrich VIII. von England, einem der ärgsten Wüthriche, die je auf Thronen gesessen, ob ihn gleich der Papst einen Beschützer des Glaubens nannte. Eine schöne Parallele! Er irrt aber auch in Thatsachen. Die Voß'sche Zeitung hat das Schreiben nicht bekannt gemacht. Also hab' ich's auch nicht daher entlehnen können. Den Uebertritt des fürstlichen Paares aber haben die französischen Zeitungen und dann die herzogliche Erklärung in der köthenschen Zeitung weit früher bekannt gemacht, als das königliche Schreiben erschien. — Daß ich ihm die »Ruhe« gestört habe, thut mir herzlich leid. Ich wünsche ihm sofort recht wohl zu schlafen.

heit und Recht nach bestem Wissen und Gewissen zu vertheidigen, wohl eingedenk des Spruches, daß man in Sachen des Gewissens Gott mehr als Menschen gehorchen solle.

Was aber Hrn. Lorenz Wolf von Kleinrinderfeld betrifft, so sag' ich ihm hiemit ein ewiges Lebewohl, wenigstens für diese Welt. Denn ob, wie und wann wir uns in jener begegnen werden, kann ich nicht sagen. Ich weiß ja nicht, wie lange der gute Mann für die am königlichen Schreiben, an einem großen Philosophen und sonst begangenen Sünden im Fegefeuer büßen werde. Indessen will ich für ihn bitten (wenn er anders die Fürbitte eines Ketzers annehmen will): »Gott sei dem armen Sünder gnädig!«

XVI.

Sendschreiben

an

Herrn Hofrath von Schütz

in Zerbst

über kirchliche Angelegenheiten.

Nebst

zwei Briefen von Luther und Leibnitz.

(Erschien zuerst: Leipzig, 1826. 8.)

S. T.

Ew. Hochwohlgeboren lassen mir nur Gerechtigkeit widerfahren, wenn Sie in Ihrer neuesten Schrift: Allergnädigste Zuschrift der durchlauchtigsten Herzogin von Anhalt-Cöthen an den Verfasser der Noten zum Text rc. (Zerbst, 1826. 8.) S. 9. voraussetzen, daß ich Widerspruch vertragen könne, und unter dieser Voraussetzung meine jüngst erschienene Apologie eines königlichen Schreibens rc. Ihrer Prüfung unterwerfen. Ich fühle mich Ihnen sogar dadurch verpflichtet. Denn ich kann den Widerspruch nicht bloß vertragen; ich liebe ihn auch, weil ich meine, daß einem Schriftsteller kein größeres Glück begegnen kann, als geprüft zu werden, und in Folge dieser Prüfung Widerspruch zu erfahren. Ist der Widerspruch gegründet, so berichtigt und belehrt er; und wer wollte das nicht mit Dank erkennen? Ist er ungegründet, so reizt er wenigstens zum Nachdenken und giebt Anlaß, Misverständnisse und Irrthümer zu entfernen; wobei die Wahrheit immer gewinnen muß. Und das ist doch am Ende der Zweck aller vernünftigen Schriftstellerei.

Erlauben Sie daher, daß auch ich einige Misverständnisse und Irrthümer zu beseitigen suche, die ich in Ihrer Schrift gefunden zu haben glaube, und zwar hauptsächlich solche, die der guten Sache nachtheilig werden könnten, welche ich in meiner Apologie zu vertheidigen gesucht habe. Denn alles, was mich persönlich betrifft, übergeh' ich mit Stillschweigen, weil hier an meiner Person durchaus nichts gelegen ist.

Vor allen Dingen aber muß ich einen Grundirrthum bemerken, in welchem Sie befangen sind. Sie wollen nämlich S. 7 die bekannte köthensche Sache als »eine Privat-

»angelegenheit, die Verwandte allein betrifft,« betrachtet wissen, und finden es daher Unrecht, daß sie öffentlich in Druckschriften besprochen worden. Allerdings ist der Konfessionswechsel eines Privatmanns eine bloße Privatangelegenheit. Aber bedenken Sie, verehrtester Herr Hofrath, daß hier von einem regierenden Fürstenpaare die Rede ist, welches plötzlich die Kirche nicht bloß seiner Verwandten, sondern seines ganzen Volks verlassen hat und zu einer Kirche übergegangen ist, die noch nie aufgehört hat, jene feindselig zu behandeln und deren Glieder als Ketzer alljährlich am grünen Donnerstage durch den Mund ihres Oberhauptes zu verfluchen — zu einer Kirche, die noch ganz neuerlich einen geistlichen Orden wieder hergestellt hat, der ganz eigentlich zur Vernichtung der protestantischen Kirche gestiftet worden. Dadurch verändert sich die ganze Lage der Sachen. Ein solcher Uebertritt hat nothwendiger Weise Einfluß auf alle Umgebungen des Fürstenpaars, besonders aber auf das Kirchen- und Schulwesen des ihm untergebnen Landes; wie denn auch bereits im Herzogthume Köthen so bedeutende Dinge der Art geschehen sind, daß ihnen die öffentliche Aufmerksamkeit nicht entstehen konnte. Auch hat ja S. D. der Herzog selbst den Uebertritt seinen Unterthanen feierlich bekannt gemacht und mit dieser Bekanntmachung Zusicherungen verbunden, welche zur Beruhigung seiner Unterthanen dienen sollten. Er urtheilte also sehr richtig, daß das keine bloße Privatangelegenheit sei, sondern eine wirkliche Staatsangelegenheit, und übergab sie dadurch selbst dem öffentlichen Urtheile. Bedenken Sie überdieß, daß man jenseit, besonders in der pariser Etoile, ein gewaltiges Triumphgeschrei darüber erhob und schon den nahen Untergang der protestantischen Kirche verkündigte. Da war es also nicht bloß recht, sondern auch nothwendig, eine so öffentliche Sache auch dießeit öffentlich zu besprechen und vornehmlich zu untersuchen, was für Folgen sie wohl haben dürfte.

Nicht minder falsch ist die Behauptung, welche Sie

S. 12 aufstellen, daß man bei so ernsthaften Gegenständen, wie jener Konfessionswechsel, gar nicht scherzen sollte, und daß ich daher in meiner Apologie nicht »von Wölfen in Schafpelzen« u. d. gl. hätte sprechen sollen. Hier muß ich zuvörderst bemerken, daß dieser Scherz (wenn es überhaupt einer ist) im N. T. selbst vorkommt und darin sogar dem Stifter des Christenthums in den Mund gelegt wird. Der Anlaß zum Gebrauche desselben bei Hrn. Lorenz Wolf von Kleinrinderfeld aber lag so nahe, daß er fast nicht zu umgehen war. Allein die ganze Maxime, bei ernsthaften Gegenständen gar nicht scherzen zu dürfen, ist meines Erachtens unrichtig. Ernst und Scherz liegen im Leben selbst so nahe bei einander, daß sie auch in Schriften (d. h. im literarischen Leben) einander oft berühren müssen. Daher finden Sie z. B. in Plato's philosophischen Gesprächen, welche meist sehr ernsthafte Gegenstände behandeln, nicht selten scherzhafte Aeußerungen; und Shakespeare hat sogar seinen Tragödien — der ernsthaftesten Gattung von Kunstwerken — ganze Szenen voll Scherz und Laune eingewebt. Freilich giebt es mitunter auch so ernsthafte Leute, die das nicht leiden mögen. Ich wünschte aber nicht, daß Sie sich diesen anschlössen. Denn solchen Leuten scheint etwas zu fehlen, was von Rechts wegen jeder Mensch haben sollte.

In Ansehung des Streitpunktes zwischen der römisch-katholischen und der protestantischen Kirche wegen der Auslegung und des Gebrauchs der Bibel sind Sie entweder nicht gehörig unterrichtet, oder Sie stellen sich nur so, als wär' er Ihnen unbekannt, wenn Sie mir S. 13 die Sätze entgegenstellen, Luther's deutsche Bibelübersetzung sei eben so wenig fehlerfrei, als die lateinische Vulgate, und ein uneingeschränkter Bibelgebrauch sei keineswegs rathsam, besonders bei Kindern. Beide Sätze geb' ich Ihnen unbedingt zu; ja Sie hätten nach meiner Ueberzeugung den zweiten noch ausdehnen und zu den Kindern auch viele Erwachsene, die, weil sie von Vorurtheilen eingenommen und von

Lastern angesteckt, oft noch unverständiger als Kinder sind, hinzusetzen können. Aber darauf bezieht sich auch nicht jener Streit. Die Frage ist 1. ob die Bibel nach dem Grundterte und grammatisch-historisch ausgelegt werden müsse, oder nach der Vulgate oder der kirchlichen Tradizion; 2. ob das Lesen der Bibel jedem Laien freistehe, der sie lesen will und kann, sei's im Grundterte oder in irgend einer Uebersetzung, oder ob die Kirche das Recht habe, das Lesen der Bibel entweder den Laien schlechthin zu verbieten, oder doch nur Einigen nach Belieben zu gestatten. Diese beiden Fragen hätten Sie entscheiden müssen, und zwar so, daß Sie das Für und Wider gründlich erwogen, wenn Sie gegen das, was ich in der Apologie darüber gesagt habe, einen gegründeten Widerspruch erheben wollten. Was Sie darüber gesagt haben, trifft gar nicht zum Ziele. Sie haben also zwar gezielt, aber nebenbei geschossen; wie es freilich schon manchem Schützen begegnet ist.

Ob die Parallele, die ich in der Apologie zwischen Luther und Friedrich II. gezogen, richtig oder unrichtig, thut wenig oder nichts zur Sache. Dennoch müssen Sie bekennen, daß beide Männer, obwohl klug und muthig, und jeder groß in seiner Art, zuweilen in ihren Unternehmungen schwankten und zagten; und weiter hab' ich nichts sagen wollen. Sie aber sagen S. 14: »Was hätte Luther wohl »eingebüßt, wenn es mit seinem Unternehmen keinen Fort»gang gehabt, und er genöthigt worden wäre, von seinem »Vorhaben abzustehen? Er war ein armer Theolog, der »durchaus nichts zu verlieren hatte, wenn er auch das Pro»ject der Reformazion ganz aufgeben musste. Anders war »es mit dem Monarchen beschaffen, der an der Spitze eines »bedeutenden Heeres stand, große Feldherren und Streitkräfte »gegen sich hatte, wo Ehre, Vermögen, selbst persönliche Frei»heit auf dem Spiele stand; da konnte dieser wohl zaghaft »werden, wenn er die mächtigen Feinde, die ihm gegenüber »standen, in Betracht nahm, und wenn es schien, als ob »das früher gewohnte Waffenglück ihm den Rücken zukehrte.«

— Ich möchte Ihnen nicht gern Unrecht thun; und doch scheint es, als hätten Sie hier die Sache absichtlich in ein falsches Licht gestellt und etwas von der Manier des Hrn. Wolf angenommen. Das Schicksal von Huß und Hieronymus von Prag konnte Ihnen nicht unbekannt sein; es ist zu weltkundig; auch hab' ich in der Apologie selbst darauf hingedeutet. Eben so wenig konnte Ihnen unbekannt sein, wie mächtig und erbittert die Feinde des Reformators waren. Und doch behaupten Sie, daß er »durchaus nichts« zu verlieren hatte! Hat denn ein armer Theolog nur seinen Rock und seine Bücher zu verlieren? keine Freiheit? kein Leben? Soll es ihm gleichgültig sein, ob er verbrannt, oder gar in eine Klostermauer eingemauert werde, um eines langsamen Hungertodes zu sterben? Legen Sie doch nur Ihre Hand auf's Herz, und fragen Sie sich, ob Ihnen das gleichgültig wäre! Und das ist noch nicht Alles. Möge immer Leben und Freiheit gerettet werden; das Fehlschlagen einer großen Unternehmung, die man für gut hält, an die man eben darum Alles setzt, ist für den edlen Menschen wahrlich noch ein größeres Unglück, als Freiheit oder Leben zu verlieren. Das Unternehmen Luther's aber war in der That noch größer und schwieriger, auch noch heilsamer und uneigennütziger, als das Friedrich's II., bei dem es am Ende doch nur auf größere Macht abgesehen war, nachdem ihm seine Vorfahren bereits eine Krone, ein geübtes Heer und eine gefüllte Schatzkammer hinterlassen hatten. Mit solchen Mitteln lässt sich schon etwas anfangen, wenn man nicht auf den Kopf gefallen. Friedrich konnte freilich im Kampfe das Leben verlieren; aber dann starb er einen Tod, den alle Helden für den schönsten halten. Er konnte auch gefangen werden; aber dann wär' er, wie so viel andre gefangene Könige, auch wieder frei gegeben worden. Er konnte mehr oder weniger Land und Leute verlieren; aber dann wär' ihm, wie so vielen besiegten Königen, doch immer noch genug übrig geblieben, um so anständig, wie seine schwächeren Vorfahren, zu leben, und überdieß die Hoffnung, das Ver=

er zu erwerben, wie es auch späterhin bei Preußen war. Diese Hoffnung aber würde auch den Schmerz lingens gemildert haben, während der Reformator, in Werk einmal mislungen und wenn ihm auch; was nicht geschehen, Leben und Freiheit gelassen worden unmöglich sich mit der Hoffnung eines künftigen glück- Erfolgs schmeicheln konnte, ohne den Verstand verlo- zu haben. Sehen Sie, verehrtester Herr Hofrath, so die beiderseitige Lage! Und nun sagen Sie selbst, wer beiden am meisten zu verlieren hatte!

Bald darauf sagen Sie gar eine offenbare Unwahrheit – verzeihen Sie diesen Ausdruck, wenn er Ihnen zu hart lingt! Aber ich kann nicht anders. Es ist nicht wahr, was Sie S. 15 sagen, daß ich »Alles, was Wolf über und besonders gegen Luther gesagt hat, zugegeben.« Nur so viel hab' ich zugegeben, als die Geschichte und des Reformators eigne Schriften bezeugen. Dagegen hab' ich bestimmt geleugnet, daß er einen unsittlichen Lebenswandel geführt. Vielmehr hab' ich in ihm einen der reinsten und ehrwürdigsten Charaktere, deren die Geschichte überhaupt erwähnt, anerkannt. (S. Anh. 1.) Und eben so hab' ich die Konsequenzen geleugnet, die Hr. Wolf aus einzelnen Aussprüchen Luther's zu seinem und seiner Kirche Vortheile zieht, und zwar darum, weil 1. diese Aussprüche aus dem Zusammenhange herausgerissen sind, weil 2. andre Aussprüche desselben und weit mehre nachtheilig für jene Kirche sind, und weil 3. aus solchen Aussprüchen als bloßen Autoritäten nichts für und wider die Sache selbst bewiesen werden kann. Haben Sie denn nicht gelesen, was ich gesagt, daß Luther, so sehr wir Protestanten ihn auch sonst verehrer weder unser Christ, noch unser Papst, noch überhaupt u ser Muster in allem dem sei, was er gesagt und geth habe? Sie geberden sich aber hier fast so, als wären selbst schon ein Römling, oder wenigstens auf dem Wege zu werden. Nun, immer zu! Ich habe nichts dag Denn das wäre in der That bloß eine Privatangele

heit, und gewiß eine solche, über die wohl Niemand ein Buch schreiben möchte.

»Ich komme aber gegenwärtig auf einen Haupt-»punkt« — sagen Sie endlich S. 16, nachdem Sie sich bei so vielen Nebenpunkten aufgehalten. Da war ich nun recht voll gespannter Erwartung auf diesen Hauptpunkt; und wahrscheinlich waren es auch andre Leser Ihrer Schrift, als sie bis dahin gelesen hatten. Es ist aber doch nur wieder ein Nebenpunkt, und was noch schlimmer, ein Fehlpunkt. Ich hatte nämlich in der Apologie gesagt, das königliche Schreiben trage das Siegel der Echtheit in sich selbst; so könne nur ein Fürst an eine Fürstin, nur dieser Fürst an diese Fürstin schreiben; kein Mensch in der Welt, wie gewandt er auch sei, könne so etwas durch Nachahmung erkünsteln. Daraus schließen Sie nun: »Also kein »Mensch in der Welt kann einen solchen Brief schrei-»ben.« Welch ein Schluß! Er ist fast eben so bündig, als jener berühmte Schluß, mit welchem der Jesuit Balderama in seiner Rede über die Heiligsprechung des Ignazius zu beweisen suchte, daß die Gesellschaft Jesu von Jesus selbst im Augenblicke seiner Empfängniß gestiftet worden, weil er da seine göttliche Natur mit der menschlichen zu einer Person vergesellschaftet habe, und daß also der Leib der Jungfrau Maria das erste Jesuitenkollegium gewesen, mithin der Jesuitenorden selbst weit älter als der heilige Ignazius sei. Nach einer so ganz verdrehten und verkehrten Logik schließen auch Sie: Wenn etwas nicht durch Nachahmung erkünstelt werden kann, so kann es auch kein Mensch in der Welt ursprünglich machen. Haben Sie denn gar keine Ahnung von dem himmelweiten Unterschiede zwischen einem Briefe, der im eignen Namen, im ersten Drange eines schmerzhaft erregten Gefühls, mit dem vollen Bewusstsein aller frühern und jetzigen Lebensverhältnisse der Personen geschrieben wird, und einem Briefe, den Jemand im Namen eines Andern, bei ruhiger Geistesstimmung, ohne jenes durchaus individuale Bewusstsein schreibt, den er also bloß nachahmend er-

künstelt? Haben Sie nichts vernommen von einem unechten königlichen Schreiben, welches Jemand, bevor ich das echte bekannt machte, drucken ließ, gegen welches aber sich sogleich viele Stimmen erhoben, weil so nicht dieser Fürst an diese Fürstin schreiben konnte? Haben Sie nicht die Antwort gelesen, die ein gewisser Fridolin Huber statt dieser Fürstin an diesen Fürsten schrieb, die aber in jeder Zeile den Stempel der Unechtheit trägt? Freilich giebt es in der Welt viel geschicktere Leute, als jener Fridolin, der nur seine auswendig gelernte kirchliche Dogmatik wiederkäuete; weshalb er auch gleich eingestand, daß diese Antwort sein eignes Machwerk sei. Aber auch der Geschickteste würde sich bald durch einzele Züge seines Schreibens als erkünstelnden Nachahmer verrathen haben. Vielleicht werden Sie sagen, es gebe doch unechte Briefe aus dem Alterthume, die lange Zeit für echt gegolten, oder über die man sich noch streite, ob sie echt oder unecht. Aber das ist ein ganz andrer Fall. Die Personen des Alterthums stehen vor unsrer Phantasie nur als graue Nebelgestalten in weiter Ferne. Ihre genauern Lebensverhältnisse, worauf sich Briefe gewöhnlich beziehn, sind uns meistens unbekannt. Da kann ein Brieffabrikant der spätern Zeit die Nachwelt leicht täuschen; und es gehört schon viel kritischer Scharfsinn dazu, die Täuschung nur zu ahnen. Aber Personen, die unter uns leiben und leben, deren Denkart, Gesinnungen und Lebensverhältnisse gar Vielen ihrer Zeitgenossen wohl bekannt sind, Briefe anzudichten, ist ein so gefährliches Wagstück, daß es selten oder nie gelingt. Werden auch anfangs einige Entfernte und minder Scharfsichtige getäuscht, so kommt doch der Betrug bald an den Tag; wie eben das vorhin erwähnte unechte königliche Schreiben beweist, das unstreitig aus keiner fridolinschen Feder geflossen ist. Sie haben also bei Ihrem sogenannten Hauptpunkte wieder fehlgeschossen; und das thut mir wirklich leid um Ihretwillen. Denn ich glaubte schon, man würde in Köthen einen neuen Schützen-Orden stiften und Sie zum ersten Ritter desselben ernennen; wozu doch nun wenig Hoff-

nung ist, es müsste denn ein Orden der fehlenden Schützen sein sollen.

Die Behauptung, daß der Zölibat, wenn er einem ganzen Stande, wie der katholischen Geistlichkeit, zum Gesetze gemacht ist, schädlich auf die Glieder dieses Standes wirke und daß daher viele katholische Geistliche am Herzen verkrüppelt seien, ist keine neue, von mir zuerst aufgestellte Behauptung, wie Sie nach S. 18 zu glauben scheinen. Selbst katholische Schriftsteller, die gegen den Zölibat der Geistlichkeit geschrieben, haben sie lange vor mir aufgestellt und sogar alles Unheil in der katholischen Kirche aus dem Verbote der Ehe (die doch ein Sakrament sein soll) für die Geistlichkeit abgeleitet *). Jene Behauptung ermangelt auch nicht, wie Sie sagen, des Beweises. Lesen Sie nur die Kirchengeschichte! Wie war es wohl möglich, daß die Hierarchie mit so herzloser Grausamkeit im Namen des Gottes der Liebe so viele Tausende in allen ihrer Macht unterworfnen Ländern ihren eigensüchtigen Zwecken aufopferte? Und unter diesen Tausenden (die zu Millionen anwachsen, wenn man nicht bloß die Hingerichteten, sondern auch die Eingekerkerten, die Beraubten und überhaupt unglücklich Gemachten mitrechnet) befanden sich eine Menge von Familienvätern, durch welche auch Weiber und Kinder und andre Verwandte unglücklich wurden. Was kümmerten aber die Thränen und Seufzer dieser Unglücklichen jene herzlosen Priester! Sie lebten ja nicht im Familienverbande; sie kannten die edlen und zarten Gefühle, die sich hier in der Menschenbrust entwickeln, nicht aus eigner Erfahrung; sie machten es sogar Vielen ihrer Zöglinge zur Pflicht, dem Umgange mit Eltern und Geschwistern und andern Verwandten zu entsagen, um sie zu recht tauglichen Werkzeugen für ihre Zwecke bilden zu können. Vergleichen Sie z. B. den Aufsatz des jungen, damal noch

*) Die neuesten Schriften über den Zölibat, aus der Feder katholischer Schriftsteller in Baden und Schlesien, waren 1826 noch nicht erschienen. Vergl. auch Nr. XXIV.

katholischen, Reinhold's, datirt aus dem jesuitischen »Probhaus bei St. Anna, den 13. Sept. 1773« in Dess. Lebensbeschreibung S. 5 ff. Oder, woferne Sie etwas viel Stärkeres und Umfassenderes lesen wollen, so vergleichen Sie des katholischen Llorente's Geschichte der spanischen Inquisizion. Wenn sich da nicht bei solcher Herzlosigkeit der Priester Ihr eignes Herz umkehrt, so haben Sie keins. — Wenn Sie aber daran Anstoß nehmen, daß ich das Familienband die »innigste Menschenverbindung« genannt habe, so nennen Sie mir doch eine noch innigere! Sie sind ja selbst Familienvater, wie ich aus Ihrem mit abgedruckten Schreiben an die Frau Herzogin sehe. Folglich werden Sie leicht beurtheilen können, ob es unter Menschen noch eine innigere Verbindung gebe, als die zwischen Ehegatten, Eltern und Kindern, und Geschwistern. Sie wären in der That sehr zu beklagen, wenn Sie hierüber andrer Meinung sein sollten.

Ich übergehe manches andre Unwichtige in Ihrer Schrift, wobei doch überall eine besondre Vorliebe, ich möchte sagen, ein eignes Tendre für die katholische Kirche und Hierarchie durchblickt, um sogleich bei einem Punkte anzukommen, den Sie selbst Seite 21 ff. als besonders wichtig, mithin wieder als einen Hauptpunkt bezeichnen, der es auch in der That ist, und um dessen willen allein ich mir die Mühe gegeben, dieses Schreiben zu erlassen — nämlich die Bedeutung der Taufe in Bezug auf das kirchliche Verhältniß des Täuflings. Ich hatte gesagt, die Taufe als Kindertaufe entscheide eben so wenig als die Geburt, ob das Kind ein Glied der katholischen oder der protestantischen Kirche sei, sondern erst die Konfirmazion. Daran nehmen Sie gewaltigen Anstoß und nennen das »ganz neue theologische Lehrsätze, von »denen man sich nie erinnert, etwas gehört zu haben.« Und doch liegt es in der Natur der Sache, da die Taufe ein allgemeiner christlicher, nicht ein besondrer katholischer oder protestantischer Ritus ist. Man kann also nur sagen, daß das Kind durch die Taufe in die allgemeine christliche Gemeinheit

aufgenommen werde. Nachdem dieses geschehen, wird es erst in der christlichen Religion unterrichtet. Und vorausgesetzt, daß dieser Unterricht gut und gründlich gewesen und daß es also dadurch auch zur Kenntniß des Unterschieds zwischen der katholischen und der protestantischen Religionsform und Kirche gelangt sei: so wird ihm nun erst ein bestimmtes Religionsbekenntniß abgefodert und, nachdem es dieses abgelegt, es selbst in die eine oder andre Kirche förmlich und feierlich als Glied derselben aufgenommen oder, wie man sagt, konfirmirt, mit welcher Konfirmazion auch die erste Theilnahme an der Kommunion in dieser Kirche verbunden ist. Daher kommt es auch, daß weder die Katholiken den protestantischen, noch die Protestanten den katholischen Proselyten umtaufen. Beide Kirchen lassen vielmehr die geschehene Taufe als Einweihungshandlung in die allgemeine christliche Gemeinheit gelten und fodern nur ein neues Bekenntniß, worauf eine neue Konfirmazion und dann die Theilnahme des Proselyten an der Kommunion in derjenigen Kirche, zu welcher er sich bekannt hat, stattfindet. Daß die meisten Kinder in der Kirche bleiben, in welcher sie geboren und getauft worden, ist sehr natürlich, weil sie auch in derselben erzogen werden und die Erziehung auf alle Lebensverhältnisse des Menschen den gewaltigsten Einfluß hat. Daraus folgt aber nicht, daß Geburt und Taufe bereits entscheiden, ob man Katholik oder Protestant sei. Ich habe jedoch diese Behauptung natürlich auf die **Kindertaufe** beschränkt, weil der Täufling von derselben kein Bewusstsein, mithin weder seine Erkenntniß noch sein Wille daran den geringsten Antheil hat. Lässt sich ein Jude in der katholischen oder protestantischen Kirche taufen: so versteht es sich von selbst, daß er dadurch auch ein vollständiges Glied der einen oder andern Kirche wird. Denn er legt dann zugleich ein bestimmtes Religionsbekenntniß ab; und so fallen nun Taufe und Konfirmazion in eins zusammen. Ich begreife also nicht, wie Sie über meine Behauptung ein solches Geschrei erheben können, gleich als hätt' ich damit eine Ketzerei ausgesprochen. Und wär' es auch eine,

katholischen, Reinhold's, datirt aus dem »Probhaus bei St. Anna, den 13. Sept. 1773 ... Lebensbeschreibung S. 5 ff. Oder, woferne ... Stärkeres und Umfassenderes lesen wollen, so ... des katholischen Llorente's Geschichte der ... quisizion. Wenn sich da nicht bei solche... Priester Ihr eignes Herz umkehrt, so ... Wenn Sie aber daran Anstoß nehmen ... milienband die »innigste Mensch... nannt habe, so nennen Sie mir doc... sind ja selbst Familienvater, wie ... druckten Schreiben an die Frau ... den Sie leicht beurtheilen könn... eine innigere Verbindung geb... Eltern und Kindern, und ... That sehr zu beklagen, w... sein sollten.

Ich übergehe man... wobei doch überall ei... ein eignes Tendre ... durchblickt, um so... ...uß Sie selbst Seite ... Kirche ver- als einen Hau... andre mit Freiheit ist, und um ... seiner eignen Wahl nicht dieses Schrei... ...ewählt habe und darum anders Taufe in ... wirklich in eine bestimmte Religions- lings. ... dieser tritt aus einer solchen aus und in scheide ... Folglich findet auch nur hier ein wahrer der kat... und Uebertritt statt, dort nicht. Daß Jemand erst ... Gründe haben könne, geb' ich gern zu. Aber der stoß ...ieb bleibt immer derselbe, die Gründe mögen sein, »... sie wollen. Es bleibt also eine große Ungeschicklich- ...nd selbst Unschicklichkeit, wenn man beide so verschiedne ...issensfälle mit einander verwechselt und sogar Vorwürfe ... erlauchte Personen mit dieser Verwechselung verknüpft, ... Herr Wolf gethan hat und Sie nun auch als dessen Schildknappe thun.

...en zweiten Theil meiner apologetischen Schrift
...s Philosophen Leibnitz gegen den Vorwurf
...tholizismus) schleichen Sie gleichsam mit
...scheint, als möchten Sie auch gern den
... einem Katholiken stempeln. Sie wa-
...egen der von mir aufgestellten Ge-
...n indeß aller Zweifel hierüber ver-
...feld's und Trefurt's neue
Verbesserung des Schul- und
8.) oder, wenn Sie diese
bei Brockhaus heraus-
Unterhaltung (Nr. 22.
...den Sie zwei Briefe
...tti an Leibnitz,
...atholisch machen
..., worin L. zwar
...olcher Bestimmtheit das
...aß man voraussetzen müsste,
...ode das Unglück gehabt, seinen
..., um dennoch in die Schlingen des Je-
...en. Von solchem Unglücke ist aber bis jetzt
...chts bekannt geworden. (S. Anh. 2.)

...Wenn ich nun aber noch (wie Sie, Herr Hofrath, »No-
...en zum Texte«, nämlich zum königlichen Schreiben, das
ich bekannt machte, gesetzt haben) Noten zum herzoglichen
Schreiben, das Sie jetzt bekannt gemacht haben, setzen und
... noch dazu das anderweite herzogliche Schreiben, das
...t wichtiger und anziehender und an eine viel höhere Per-
son gerichtet ist, drucken lassen und kritisiren wollte: so hätt'
ich wahrlich reichen Stoff zu einer neuen Schrift. Allein ich
habe zu viel Ehrfurcht gegen den Rang und das Geschlecht
der erlauchten Briefstellerin, als daß ich mir dergleichen er-
lauben sollte. Frauen urtheilen überhaupt mehr nach Ge-
fühlen, als nach deutlich gedachten Gründen. Man muß es
also mit ihren Gedanken und Worten nicht so genau neh-
men, als mit denen der Männer. Auch soll man mir nicht

so wäre die Behauptung darum doch nicht falsch. Denn es giebt gar manche sogenannte Ketzerei, die nichts anders als die lautere Wahrheit ist. Es ist aber gar nicht gleichgültig, wie man über die Taufe in Bezug auf das kirchliche Verhältniß des Täuflings denke. Denn es könnte wohl Jemanden einfallen, zu behaupten, der Täufling müsse bei der Kirche bleiben, in der er getauft worden, weil er nun einmal ein Glied dieser Kirche sei — was auch wirklich Manche behauptet haben — woraus dann der härteste Gewissenszwang hervorgehen und dem Menschen alle freie Wahl nach seiner Ueberzeugung in Religionssachen entzogen würde. Ist aber ein Kind durch die Taufe in der katholischen oder protestantischen Kirche nur vorläufig (provisorisch) in die eine oder andre aufgenommen worden — gleichsam sub spe rati, daß es sich künftig durch sein eignes Religionsbekenntniß und die darauf folgende Konfirmazion wirklich (definitiv) in ebendieselbe werde aufnehmen lassen — so ist es auch ein großer Unterschied, ob ein noch nicht Konfirmirter sich einer andern Kirche anschließe, als in welcher er getauft worden, oder ob ein bereits Konfirmirter dieß thue. Jener erklärt bloß, daß er mit dem Zufalle der Geburt, der ihn in diese Kirche versetzte, nicht zufrieden sei und daher eine andre mit Freiheit wähle. Dieser erklärt, daß er mit seiner eignen Wahl nicht zufrieden sei, daß er falsch gewählt habe und darum anders wähle. Jener tritt erst wirklich in eine bestimmte Religionsgesellschaft ein. Dieser tritt aus einer solchen aus und in eine andre über. Folglich findet auch nur hier ein wahrhafter Abfall und Uebertritt statt, dort nicht. Daß Jemand dazu gute Gründe haben könne, geb' ich gern zu. Aber der Unterschied bleibt immer derselbe, die Gründe mögen sein, welche sie wollen. Es bleibt also eine große Ungeschicklichkeit und selbst Unschicklichkeit, wenn man beide so verschiedne Gewissensfälle mit einander verwechselt und sogar Vorwürfe gegen erlauchte Personen mit dieser Verwechselung verknüpft, wie Herr Wolf gethan hat und Sie nun auch als dessen Schildknappe thun.

Ueber den zweiten Theil meiner apologetischen Schrift (die Apologie des Philosophen Leibnitz gegen den Vorwurf des geheimen Katholizismus) schleichen Sie gleichsam mit Filzsocken weg. Es scheint, als möchten Sie auch gern den großen Philosophen zu einem Katholiken stempeln. Sie wagen es doch aber nicht wegen der von mir aufgestellten Gegengründe. Damit Ihnen indeß aller Zweifel hierüber vergehe, so nehmen Sie Salfeld's und Trefurt's neue Beiträge zur Kenntniß und Verbesserung des Schul- und Kirchenwesens (Hannover, 1809. 8.) oder, wenn Sie diese nicht gleich haben können, die hier bei Brockhaus herauskommenden Blätter für literarische Unterhaltung (Nr. 22. vom 26. Jul. d. J.) zur Hand. Da werden Sie zwei Briefe finden, einen von dem Jesuiten Marchetti an Leibnitz, worin jener diesen auf jesuitische Manier katholisch machen will, und den andern als Antwort darauf, worin L. zwar mit aller Höflichkeit, aber auch mit solcher Bestimmtheit das jesuitische Anerbieten ablehnt, daß man voraussetzen müsste, L. habe noch vor seinem Tode das Unglück gehabt, seinen Verstand zu verlieren, um dennoch in die Schlingen des Jesuitismus zu fallen. Von solchem Unglücke ist aber bis jetzt der Welt nichts bekannt geworden. (S. Anh. 2.)

Wenn ich nun aber noch (wie Sie, Herr Hofrath, »Noten zum Texte«, nämlich zum königlichen Schreiben, das ich bekannt machte, gesetzt haben) Noten zum herzoglichen Schreiben, das Sie jetzt bekannt gemacht haben, setzen und ihm noch dazu das anderweite herzogliche Schreiben, das weit wichtiger und anziehender und an eine viel höhere Person gerichtet ist, drucken lassen und kritisiren wollte: so hätt' ich wahrlich reichen Stoff zu einer neuen Schrift. Allein ich habe zu viel Ehrfurcht gegen den Rang und das Geschlecht der erlauchten Briefstellerin, als daß ich mir dergleichen erlauben sollte. Frauen urtheilen überhaupt mehr nach Gefühlen, als nach deutlich gedachten Gründen. Man muß es also mit ihren Gedanken und Worten nicht so genau nehmen, als mit denen der Männer. Auch soll man mir nicht

nachsagen, daß ich gegen die Galanterie gefehlt und die Herzensergießungen einer Dame ausgeplaudert hätte, ob ich gleich voraussehe, daß der andre Brief, der schon in so vielen Abschriften umläuft, nicht ungedruckt bleiben wird, nachdem Sie durch den Druck des einen Beispiel und Anlaß dazu gegeben haben. Ich will aber diesem Beispiele nicht folgen, weil es mir kein gutes scheint; und der Anlässe zum Schreiben hab' ich ohnehin schon zu viel, als daß ich eines solchen noch bedürfte. Indessen erlauben Sie mir schließlich noch einen Punkt zu berühren.

Sie scheinen sich zu wundern, daß ich mich über die köthensche Angelegenheit und die damit verknüpfte katholische Sache überhaupt so ausgesprochen, und scheinen mit Andern daraus zu folgern, daß ich wohl einen besondern Haß gegen die katholische Kirche haben möchte. Nichts weniger, als das. Den ersten Anlaß, über die köthensche Angelegenheit zu schreiben, gab mir die Etoile mit ihren wunderlichen Prophezeihungen; weshalb ich auch die Sache zuerst mehr von der lächerlichen als von der ernsthaften Seite auffasste, ob sie gleich bald ernsthafter wurde durch ein vorgebliches katholisch-oberbischöfliches Recht über die protestantische Kirche. So gab nachher ein Wort das andre, wie es in der Welt nun so zu gehen pflegt. Die katholische Kirche an sich hass' ich nicht; denn sie ist doch zugleich eine christliche und fasst eine Menge von Menschen in sich, die ich achte und liebe, und zu denen vor allen Andern mein biedrer König gehört. Wohl aber hass' ich die unerträglichen Anmaßungen der Mehrzahl der katholischen Geistlichkeit, die von neuem mit verstärkter Macht hervortritt, seitdem es ihr gelungen, einigen Fürsten einzureden, sie sei die eigentliche Stütze des Throns; was doch aller Geschichte zuwiderläuft, da nichts so widerspenstig gegen die Fürsten gewesen, als eben die katholische Geistlichkeit, da ihr Oberhaupt eine Menge von Fürsten abgesetzt und deren Unterthanen des Eides der Treue entbunden hat, bis die Fürsten, demüthig um Gnade flehend, den Pantoffel küssten, und da das ganze Dichten und Trachten der

römischen Hierarchie nur darauf gerichtet ist, die Fürsten mitsammt den Völkern von neuem dem Krummstabe und der Tiare zu unterwerfen. Sagen Sie selbst, mein Herr Hofrath, der Sie doch noch immer, wenigstens dem Namen nach, ein Protestant sind, ob es Ihnen gleichgültig sei, wenn man Sie und alle Protestanten, unter welchen sich doch auch eine Menge von Fürsten und andern hohen Standespersonen befindet, ja wenn man überhaupt alle Nichtkatholiken für Narren, für Verrückte erklärt, die man entweder heilen oder bewachen müsse, damit sie niemanden schaden oder anstecken? Und doch hat das ganz laut ein katholischer Geistlicher, der jetzt in Frankreich als Missionar umherzieht, gepredigt, indem er sagte: »Tous ceux qui ne sont »pas catholiques sont fous, aliénés d'esprit, et il faut »ou les guérir ou les surveiller, pour les empêcher de »nuire et d'infecter les autres.« Wenn nun wieder Andre sagen, daß der Papst die Sonne, der König nur der Mond sei, und noch Andre, jene überbietend, daß der Papst alles in allem sei — wie Sie das wörtlich im Journal des débats vom 27. Sept. d. J. lesen können — so bitt' ich Sie um's Himmels willen, zu bedenken, wo das endlich hinaus soll, woferne die Fürsten und deren Minister diesem Unwesen mit einer Art von stoischer Apathie zusehen, woferne sie nicht, wie einst Neptun den rasenden Winden, den herrschsüchtigen Priestern ein donnerndes Quos ego zurufen und die Herren in die Schranken ihres nur der Liebe, der Sanftmuth, der Demuth geweihten Berufs zurückweisen. Bleibt denn da dem Privatmanne, der es mit der Religion, der Kirche und dem Staate gutmeint, etwas andres übrig, als seine Stimme so oft, so laut und so nachdrücklich zu erheben, als möglich, sollt' er auch lange Zeit als ein Prediger in der Wüste tauben Ohren predigen? Endlich muß es doch fruchten! — Sehen Sie, mein bester Herr Hofrath, das ist einzig der Grund meiner bisherigen antikatholischen und antihierarchischen Schriftstellerei. Ich bin daher auch fest entschlossen, sie so lange fortzusetzen, als ich nur noch eine

Feder rühren kann, mögen die unparteiischen Goldmännchen in und außer Leipzig darüber noch so scheel sehen.

Zwischen uns beiden aber sollte fortan Friede sein; denn ich halte Sie doch noch für einen ehrlichen Protestanten, wenn Sie gleich, wie Manche unter uns, ein wenig katholisiren, woferne Sie nicht etwa nur hofräthlich ein wenig hofiren oder ritterlich ein wenig scharmuziren wollten. Sollt' ich mich irren, so verzeihen Sie mir, und erklären Sie lieber rund heraus, was Sie eigentlich seien. Das ist viel besser und eines freien Mannes würdiger; denn die Amphibien sind eben nicht die vorzüglichsten Geschöpfe. Uebrigens wünsch' ich Ihnen alles mögliche Wohlergehn und bin mit der vollkommensten Hochachtung

Ew. Hochwohlgeboren

Leipzig,
den 4. October 1826.

ergebenster Diener
Krug.

Anhang,

zwei Briefe, von Luther und Leibnitz, enthaltend.

1.

Brief von Luther *).

Daß ich zuweilen gedenke, es möchte auch wohl die Melancholia und Schwer-Gemüth oft Ursache sein zu solchen Schwachheiten, darumb wollt ich Ew. Fürstl. Gnad. als einen jungen Mann vermahnen, immer fröhlich zu sein, zu reiten, jagen, und Anderer Gesellschaft sich befleißigen, die sich Göttlich, Christlich und Ehrlich mit E. F. Gnaden freuen können. Denn es ist doch ja die Einsamkeit und Schwermuth allen Menschen eitel Gift und Tod, sonderlich einem jungen Menschen. So hat auch Gott geboten, daß man solle fröhlich sein vor Ihm, und will kein trauriges Opfer haben, wie das im Mose oft geschrieben steht; und Eccles. 12. sagt: Freue

---

*) Dieser Brief ist an den jungen Fürsten Joachim von Anhalt gerichtet, der einen Hang zur Einsamkeit und Schwermuth hatte. Hr. Joh. Friedr. Bramigk in Köthen hat ihn bekannt gemacht in der Berl. Monatsschr. 1794. April, Nr. 8. in einem Aufsatze, der die Ueberschrift führt: Ein paar Züge von Luther's Geistesheiterkeit aus der anhaltischen Geschichte. Ich habe diesen Brief hier darum wieder abdrucken lassen, weil er beweist, wie wenig man berechtigt sei, dem Reformator einen unsittlicheu Lebenswandel vorzuwerfen, wenn er auch sowohl selbst die Freude liebte, als auch Andre dazu ermunterte. Daß es auch mit den »Zötlein« (Possen) nicht so bös gemeint sei, wie das Wort jetzt unsern Ohren klingt, ergiebt sich aus dem Zusammenhange. Von den Tischreden aber ist bekannt, daß darin manches vorkommt, was nicht aus L.'s Munde gekommen.

Feder rühren kann, mögen die unparteiischen Goldmännchen in und außer Leipzig darüber noch so scheel sehen.

Zwischen uns beiden aber sollte fortan Friede sein; denn ich halte Sie doch noch für einen ehrlichen Protestanten, wenn Sie gleich, wie Manche unter uns, ein wenig katholisiren, woferne Sie nicht etwa nur hofräthlich ein wenig hofsiren oder ritterlich ein wenig scharmuziren wollten. Sollt' ich mich irren, so verzeihen Sie mir, und erklären Sie lieber rund heraus, was Sie eigentlich seien. Das ist viel besser und eines freien Mannes würdiger; denn die Amphibien sind eben nicht die vorzüglichsten Geschöpfe. Uebrigens wünsch' ich Ihnen alles mögliche Wohlergehn und bin mit der vollkommensten Hochachtung

Ew. Hochwohlgeboren

ergebenster Diener
Krug.

Leipzig,
den 4. October 1826.

treffend, nicht berührt haben; allein ich sehe, daß Sie in einem großen Irrthume befangen sind: als ob ich wenig auf die Dinge Rücksicht nehme, wegen welcher Sie mir den Becar und Bellarmin nachzulesen empfehlen, und daß die Unsrigen lehren, man könne in jedem Glauben selig werden. Wie weit unsre Theologen davon entfernt sind, zeigen die Schriften derselben, welche in Italien wenig bekannt zu sein scheinen. Wer bei uns dieß behauptet, wird mit dem Namen eines Synkretisten beschimpft und in vielen Büchern derb zurecht gewiesen.

Darin bin ich mit Ihnen einverstanden, daß bei streitigen Sätzen nicht die verderbten Sitten einzelner Menschen, sondern verderbliche Lehren und Misbräuche in Betracht kommen, welche von Seiten der obersten Behörde aufrecht erhalten werden. Solche aber werden bekanntlich Ihrer Kirche zur Last gelegt, besonders was das Wesen des Glaubens und der Frömmigkeit angeht, inwiefern der gemeine Mann bei Euch angewiesen wird, die Gott schuldige Liebe und Ehrfurcht auf Geschöpfe überzutragen. Diese Beschuldigung könnt Ihr nicht besser als durch die That selbst widerlegen, insofern Ihr verordnet, daß die Gott zu erweisende Ehre von der religiösen Ehrfurcht gegen seine Geschöpfe durch ihre Größe, Veranlassung, Art und Weise und Gebetsformeln selbst so deutlich verschieden vorgeschrieben sei, daß gar keine Täuschung möglich werden kann, wenn, mit einem Worte, was Bellarmin zu verstehen giebt, immer deutlich gesagt wird, daß von den Heiligen bloß eine vermittelnde Hülfe erbeten werde, damit Niemand durch Metonymen und Redensarten in Irrthum gerathe.

Uebrigens habe ich so wenig daran gedacht, die unter uns obwaltenden streitigen Gegenstände unbedeutend zu

---

abdrucken lassen, weil es nichts als die bekannten jesuitischen Sophistereien, vornehmlich das Sicherheits-Argument, enthält. Wer neugierig genug ist, es zu lesen, wird sich die kleine Mühe nicht verdrießen lassen, sich die oben angezeigten Quellen zu verschaffen.

dich Jüngling in deiner Jugend, und laß dein Herz g
Dinge sein. Es glaubt Niemand, was Schaden es thut
nem jungen Menschen Freude wehren, und zur Einsar
oder Schwermuth Ursache geben. Sich freuen (in E
und Züchten) ist die beste Arznei für einen jungen Mens
Ich, der ich mein Leben mit Trauern und Sauersehn z
bracht habe, suche itzt und nehme Freude an, wo ich k
Ist doch, Gott Lob! so viel Erkenntniß, daß wir mit gu
Gewissen können fröhlich sein, und mit Danksagung s
Gaben gebrauchen, dazu er sie geschaffen, und Wohlgef
daran hat; denn ich fürwahr gedenke, E. F. Gn. mögte
blöde sein, sich fröhlich zu halten, als wäre es Sünde,
mir oft geschehen, auch noch wohl zuweilen geschieht. W
ist's, Freude in Sünden ist der Teufel; aber Freude mit
ten frommen Leuten in Zucht und Ehren, obgleich ein W
oder Zötlein zuviel ist, gefällt Gott wohl. E. F. Gn. s
nur immer fröhlich, beide in Christo selbst, und auswe
in seinen Gaben und Gütern; Er will's so haben, ist dr
da, und giebt darumb uns seine Güter, daß wir sollen f
lich sein, und Ihn loben, lieben und danken immer und e
lich. Schwermuth und Melancholia wird das Alter
andre Sachen wohl überflüssig bringen. Christus sorget
uns und will uns nicht lassen.

Datum zu Wittenberg, 1534.

2.

Brief von Leibnitz *).

Ich würde in Beantwortung Ihrer freundlichen
schrift den Punkt, die theologischen streitigen Gegenstände

*) Dieser Brief ist die oberwähnte Antwort auf das Schreiben
Jesuiten Annibal Marchetti, welches ich nicht habe

XVII.

Die geistlichen Umtriebe und Umgriffe im Königreiche Sachsen und in dessen Nachbarschaft.

(Erschien zuerst zweimal hinter einander: Jena, 1826. 8.)

Nicht mit Unrecht hat man die Geistlichkeit mit dem Feuer verglichen, das zwar, sorgfältig bewacht und in den, seiner Wirksamkeit angemessenen, Schranken gehalten, wohlthätig erleuchtet und erwärmt, aber auch, unbewacht und unbeschränkt, mit frecher Wildheit Alles um sich her zerstört und verzehrt. Die älteste wie die neueste Geschichte bestätigt diesen Vergleich. Um nur bei der letzten stehen zu bleiben, wer ist es, der in dem unglücklichen Spanien die Gemüther in beständiger Spannung und Unruhe erhält, die Bürger und Soldaten zu gewaltthätigen Handlungen reizt und den Maßregeln der Regierung zur Herstellung der Ordnung im Staatshaushalte den hartnäckigsten Widerstand entgegensetzt? Eine sogenannte apostolische, aber eigentlich höchst unapostolische Junta, ein Pater Cirillo, ein Pfarrer Merino und Konsorten. Wer ist es, der das kaum beruhigte Frankreich durch Erneuerung veralteter Ansprüche und durch geheime Machinazionen aller Art wieder in Bewegung setzt, an den gesetzlichen Grundlagen der gallikanischen Kirche rüttelt und selbst den Thron der Bourbons, wie früher den der Stuarts, durch böse Rathschläge gefährdet? Die geistlichen Kongregazionen, die Jesuiten, die Missionarien, ein Abbé de la Mennais, ein Bischof Tharin und Konsorten. Wer ist es, der im Königreiche der Niederlande den weisesten, auf bessere Bildung der Geistlichkeit selbst abzweckenden, Maßregeln der Regierung widerstrebt? Leider ist es abermal die Geistlichkeit, aber freilich nur die katholische; denn die protestantische ist von Anfang an gleich in eine solche Lage gesetzt worden, daß sie kein abgesondertes Standesinteresse haben, daß sie, will sie geachtet sein, nur durch Bildung und Verdienst Achtung

erwerben, daß sie wegen Ermangelung jenes äußern Stützpunktes, den die katholische Geistlichkeit in Rom hat, dem Staate gar nicht gefährlich werden kann. Hier ist also das Feuer wirklich so bewacht und in den seiner Wirksamkeit angemessenen Schranken gehalten, daß es nur wohlthätig wirken, nur leuchten und wärmen kann.

Wenn wir demnach hier von geistlichen Umtrieben und Umgriffen sprechen: so versteht es sich von selbst, daß nur von derjenigen Geistlichkeit die Rede ist, die sich par excellence so nennt, die sich als geweihte Priesterschaft über das profane Laienthum erhebt, die eine in sich fest geschlossene hierarchische und hierokratische Korporazion bildet, die ein über alle weltliche Macht erhabenes Oberhaupt an ihrer Spitze hat und so ein förmlicher Status in statu ist. Eben so versteht es sich von selbst, daß wir bei der Kollektivbenennung: katholische Geistlichkeit, nicht alle Individuen derselben im Sinne haben. Denn wir wissen sehr wohl, daß es deren sehr achtungswerthe giebt, die sich selbst in ihren Schranken halten, und die daher von dem Vorwurfe der Umtriebe und Umgriffe völlig frei zu sprechen sind. Wenn wir uns aber bei Darstellung jener Umtriebe und Umgriffe auf unser Vaterland und dessen mit ihm in steter Wechselwirkung stehende Nachbarschaft beschränken: so geschieht es theils wegen der bessern Bekanntschaft damit, theils, weil es die Pflicht jedes guten Bürgers ist, Gefahren, die sein Vaterland bedrohen, so viel an ihm ist, abzuwenden. Diese allgemeine Bürgerpflicht aber wird noch durch meine besondre Amtspflicht verstärkt. Denn als ich mein hiesiges Lehramt antrat, ward ich ausdrücklich und eidlich unter andern auch darauf verpflichtet, daß ich allen Schaden von dem Könige, dem königlichen Hause und dem gesammten Staate nach Kräften abwenden wollte. Wie könnt' ich aber diese Pflicht besser erfüllen, als durch öffentliche Darstellung jener Umtriebe und Umgriffe! Denn es verlieren dieselben fast augenblicklich ihre schädliche Kraft, sobald man sie, die gern im

Dunkeln bleiben möchten, an's Licht zieht, mithin öffentlich zur Sprache bringt.

Die Bemühungen der katholischen Geistlichkeit, in protestantischen Ländern, namentlich im Königreiche Sachsen, als der Wiege des Protestantismus, immer mehr Ansehn und Einfluß durch alle nur mögliche, selbst unsittliche und widerrechtliche, Mittel zu gewinnen — welche Bemühungen wir eben deren Umtriebe und Umgriffe nennen — sind schon längst ein Gegenstand der Klage von Seiten der Protestanten gewesen, und es war auch schon zuweilen auf sächsischen Landtagen davon die Rede. Bald war es geheime Proselytenmacherei durch Bestechungen oder Schreckbilder *), bald Verweigerung der priesterlichen Weihung gemischter Ehen, wenn die Verlobten nicht voraus versprechen wollten, alle ihre Kinder katholisch erziehen zu lassen, bald andre Prätensionen, worüber man klagte. So weit ist indessen, was die letzteren betrifft, wohl noch kein katholischer Geistlicher Sachsens gegangen, als das jetzige Oberhaupt der katholischen Geistlichkeit in Dresden, Bischof Mauermann, in dem von ihm unlängst erlassenen Hirtenbriefe oder Mandement wegen des im Königreiche Sachsen zu feiernden Jubiläums und des dadurch zu gewinnenden Ablasses. Dieser Hirtenbrief ist eine in jeder Hinsicht so merkwürdige Urkunde, daß wir ihn vor allen Dingen hier wörtlich einrücken wollen **).

---

*) Ich weiß einen ganz bestimmten Fall, wo ein katholischer Geistlicher in Dresden die Kinder eines daselbst verstorbenen angesehenen Mannes theils durch kleine Geschenke, theils durch oft wiederholte Vorstellung, ihr Vater leide schreckliche Schmerzen im Fegefeuer und könne nur durch ihren Uebertritt zur katholischen Kirche davon befreit werden, zu eben diesem Schritte zu verleiten suchte. Ad majorem Dei gloriam kann man sich freilich schon so etwas erlauben; denn — der Zweck heiligt ja die Mittel!

**) Er ist auch bereits im Hesperus (Nr. 115. und 116.) und im Leipziger Tageblatte (Nr. 152. und 153.) d. J. abgedruckt, nach Versicherung, von einer genau genommenen Abschrift.

Ignatz Bernard Mauermann,
von Gottes und des Apostolischen Stuhls Gnade Bischof von Pellen, Apostol. Vikar im Königreich Sachsen. Allen Uns im Königreich Sachsen anvertrauten katholischen Christen Gnade und Seegen von Gott.

Das Bewusstsein unserer Schuld vor Gott [1]; von dem wir uns durch unsere Sünden abgewendet haben [2], und die Ueberzeugung, daß wir aus eigenen Kräften, auch bey dem ernsten Bestreben, uns zu bessern, dennoch die Schuld der begangenen Sünden zu tilgen, nicht vermögen, müsste uns wegen der Ewigkeit mit der bangsten Besorgniß erfüllen, wenn wir nicht die trostvolle Versicherung hätten, daß Gott den Tod des Sünders nicht will [3] und daß Jesus in die Welt gekommen ist, um die Sünder zu suchen [4], und ihnen die Mittel, sich mit Gott auszusöhnen, zu geben [5]. Je tröstender diese Versicherung ist, um so mehr sollte sie in uns das Verlangen, zu Gott zurückzukehren, erwecken, und uns zu einer wahren Buße, und dem Bemühen, die Schuld zu tilgen, führen. Wer, meine Geliebten, weiß es, wie lange es für ihn noch Tag zum wirken ist [6], wenn der Herr anklopfen wird, um ihm anzubefehlen, sein Haus zu schließen [7], und Rechenschaft vor ihm abzulegen [8]? Wenn uns der Tod wie ein Dieb bey der Nacht überraschte [9], uns ohne Buße und Besserung vor den Richterstuhl des Herrn führte, wie würden wir bestehen? Es ist demnach billig, die Tage des Lebens so zu benützen, um einst mit reinem Herzen Gott anschauen zu können.

Diese Ursachen haben unsern obersten Hirten, Leo XII., das im vorigen Jahre für Rom bestimmte Jubiläum heuer der ganzen Christenheit angedeihen zu lassen, bewogen. Die

---

1) Joa. 8, 7. 1. Joa. 1, 8. 2) Isa. 53, 6. 3) Ezech. 33, 11. 4) Luc. 19, 10. 5) 2 Cor. 5, 18. Coll. 1, 22. 23. 6) Marc. 13, 33. 7) Luc. 12, 20. 8) Matth. 18, 23. 9) 1 Thes. 5, 2. 3.

väterliche Liebe, mit welcher er alle Christen umfasst, und das herzliche Verlangen, ihr ewiges Heil zu befördern, bestimmte ihn, den wahrhaft reuigen Gläubigen durch den Ablaß zu Hülfe zu kommen, da die durch das heilige Sacrament der Buße getilgte Schuld den gebesserten Sünder wohl von dem ewigen Verderben rettet, ihn aber nicht vor jeder Strafe der Sünde sichert [10]. Wer demnach seine Sünden während der Zeit des Jubiläums wahrhaft bereute, den ernstlichen Willen hat, sich zu bessern, durch das heilige Sacrament der Buße sich mit Gott aussöhnet und sich durch das heilige Abendmahl heiliget und auf seiner Lebensreise stärkt, zugleich die vier zu bestimmenden Kirchen durch funfzehn Tage besucht, in selben seine Sünden bereuet und mit wahrer Andacht Gott um die Verherrlichung seiner Kirche, um das Aufhören der Irrlehren, um die Einigkeit der christlichen Fürsten und um die Heiligung des christlichen Volkes bittet, der soll des ertheilten vollkommenen Ablasses theilhaftig werden.

Indem Wir euch, Geliebte, dieses Jubiläum mit dem herzlichen Wunsche, daß es euer Seelenheil befördern möge, verkünden, verordnen Wir zugleich, wie folgt:

1) Das Jubiläum soll in unserer Diöces den 1sten Mai a. c. seinen Anfang nehmen, und den 1sten November a. c. enden.

2) Wir bestimmen für Dresden, nebst der katholischen Hofkirche, die Pfarrkirche zu Friedrichsstadt, die Pfarrkirche zu Neustadt und die Kirche des Josephinischen Stifts zum fünfzehntägigen andächtigen Besuche für die Gläubigen. Außer Dresden dispensiren Wir von der Zahl der vier Kirchen und verweisen die Gläubigen an die nächste katholische Pfarrkirche zu den fünfzehntägigen Besuchen derselben in der Absicht, den Ablaß zu gewinnen.

3) Jeder, welcher den Ablaß gewinnen will, muß während des Jubiläums wenigstens einmal die heiligen Sacra-

---

[10]) 4 Mos. 14, 20—22. (Ist das ein christliches Dogma? K.)

mente der Buße und des Abendmahls würdig empfangen, bey dem jedesmaligen Besuche der Kirche seine Sünden wahrhaft bereuen, sich zu bessern ernstlich vornehmen, und auf die oben benannte Meinung der Kirche fünfmal das Gebet des Herrn und den englischen Gruß andächtig beten. Den Reichen empfehlen Wir nebst diesem, Arme und Nothleidende zu unterstützen, und rufen ihnen deßhalb das Beyspiel der ersten Christen in's Gedächtniß.

4) In der Ueberzeugung, daß das Andenken an die Heiligen und die Vergegenwärtigung ihres Beyspiels zu frommen, Gott wohlgefälligen Handlungen vorzüglich ermuntert und ihre Fürbitte löblich und nützlich ist [11]), haben Wir, um diese wahren Büßer euch als Beyspiel darzustellen und ihrer Fürbitte euch zu empfehlen, angeordnet, daß während des Jubiläums in der Dresdner katholischen Hofkirche alle Sonntage nach der heiligen Messe für die Schuljugend, und nach dem hohen Amte; in allen übrigen Kirchen aber nach dem hohen Amte die Litaney von allen Heiligen gebetet, in selber aber die Bitte: »Daß du uns zur wahren Buße führen wollest,« dreymal wiederholt werde, und Wir ermahnen Alle väterlich, derselben fleißig und andächtig beyzuwohnen.

5) Um Allen das Gewinnen des Ablasses um so eher möglich zu machen, wollen Wir den zu Dresden und in dessen Nähe wohnenden Katholiken, welche am 2. Juli a. c. der Predigt und dem von Uns zu haltenden hohen Amte andächtig beywohnen und entweder an diesem oder den vier vorhergehenden Tagen die heiligen Sacramente der Buße und des Abendmahls würdig empfangen, dieses zur Erlangung des Ablasses so angerechnet wissen, als ob sie durch zehn Tage die bestimmten Kirchen besucht hätten; so wie ihnen, wenn sie dem am 1. November von Uns zu haltenden Te Deum, der Predigt und dem hohen Amte andächtig beywohnen, und an diesem oder den vier vorhergehenden Tagen würdig die heiligen Sacramente der Buße und des

[11]) Trid. ses. 25.

Abendmahls empfangen, dieses so, als ob sie fünfmal die bestimmten Kirchen besucht hätten, angerechnet werden soll. Den übrigen Katholiken wollen Wir dieselbe Vergünstigung zu Theil werden lassen, wenn sie unter den so eben benannten Vorschriften der in der nächsten katholischen Kirche am 2. Juli und 1. November zu haltenden Predigt und dem hohen Amte beywohnen.

6) Alte, Kranke und Gefangene verweisen Wir an ihre Beichtväter, die deßhalb mit der nöthigen Vollmacht von Uns versehen worden sind.

7) Da der Ablaß nur dann segensreiche Folgen für die Gläubigen haben kann, wenn sie von demselben die richtige Kenntniß haben, so haben Wir verordnet, daß den 7. Mai und den 29. Jun. a. c. in allen Kirchen die nöthigen Belehrungen über den Ablaß in den Predigten erheilt werden sollen, weßhalb wir dringend ermahnen, denselben aufmerksam beyzuwohnen.

Geliebte! Es ist Unser herzlichster Wunsch und Unser Gebet zu Gott, daß ihr die Zeit des Jubiläums benützt, um würdige Früchte der Buße zu bringen, damit ihr rein von Sünden einst würdig befunden werdet, mit allen Auserwählten den zu loben, der hochgelobt ist in Ewigkeit.

Gegeben im Apostolischen Vikariate im Königreiche Sachsen.

Dresden, den 13. April 1826.

(L. S.) Ignatz Bernard.

Auf die Form und den dogmatisch-kirchlichen Inhalt dieses Aktenstücks wollen wir uns hier nicht einlassen, wiewohl auch in dieser Hinsicht gar viel zu rügen wäre. Der römische Jubelablaß, worauf es sich bezieht, ist theils eine so ganz erdichtete, nur auf den Vortheil der Hierarchie berechnete, theils aber eine mit der christlichen Moral und Religion, die nichts von gewissen, der Kirche zum Vergeben vorbehaltenen, Sündenstrafen weiß, so unverträgliche Sache, daß die römisch-katholische Kirche sich doch endlich einmal dieses so

anstößigen Unwesens schämen und entäußern sollte. Allein das interessirt uns hier nicht. Man juble jenseit, so oft man wolle, man treibe auch den Unfug mit dem Ablasse so lange fort, als es beliebt, oder als man Gläubige findet, die in solchen Erzeugnissen geistlicher Politik Trost und Beruhigung für ihre geängsteten Seelen suchen. Ein evangelischer Christ kann freilich nicht ohne Unwillen solchen Misbrauch des Heiligen und solche Täuschungen der leichtgläubigen Menge mit ansehen. Wir wollen jedoch diesen Unwillen zurückhalten und uns bloß mit einer rechtlichen Rüge der widerrechtlichen Anmaßungen begnügen, die in jenem Aktenstücke enthalten sind.

Zuerst muß jedem aufmerksamen Leser desselben die Anmaßung eines Titels oder einer Würde auffallen, die dem Königreiche Sachsen völlig fremd ist und einen bloßen Unterthan des Königs von Sachsen über den König selbst erhebt.

Herr Ignatz Bernard Mauermann nennt sich in der majestätischen Ueberschrift seines Hirtenbriefs nicht bloß einen »Bischof von Pellen« — was man als einen bloßen Titel noch hingehen lassen kann, so ungewöhnlich und ominos es auch für unser protestantisches Vaterland war, in demselben auf einmal einen Bischof an der Spitze der katholischen Geistlichkeit Sachsens auftreten und dadurch diese einen ganz hierarchischen Charakter annehmen zu sehn — sondern auch einen »apostolischen Vikar im Königreiche Sachsen«, wohl zu merken, überhaupt oder im Ganzen, nicht bloß für die wenigen Katholiken in diesem protestantischen Königreiche. Wer hat ihn denn dazu gemacht? Gewiß nicht der König selbst. Denn dieser erhabne Fürst ist viel zu gerecht und mild gegen seine protestantischen Unterthanen, als daß er ihnen zumuthen sollte, in einem katholischen Geistlichen, der für sie nicht mehr und nicht weniger als jeder andere Geistliche jener Kirche sein kann, einen apostolischen Vikar für das gesammte Königreich anzuerkennen. Auch ist es ja in jener Kirche

Grundsatz des kanonischen Rechts, daß kein weltlicher Fürst eine geistliche Würde schaffen, und sie irgend einem Individuum ertheilen könne. Folglich kann Hr. M. nur von derselben Autorität, die ihn zum Bischof von Pellen gemacht hat, auch zum apostolischen Vikar im Königreiche Sachsen ernannt sein.

Welches ist nun diese Autorität? Hr. M. sagt es uns selbst in der Ueberschrift seines Hirtenbriefes. Denn er schreibt sich daselbst »von Gottes und des apostolischen Stuhls Gnade.« Es ist freilich höchst seltsam, Gott und Stuhl auf solche Art mit einander zu verbinden, klingt auch allzustolz für einen Geistlichen, sich wie sein eigner König und andere Monarchen von Gottes Gnade zu schreiben. Deshalb ward es auch, so viel wir uns erinnern, vom verstorbnen Könige von Baiern den Bischöfen seines Landes verboten, sich fernerhin so zu schreiben. Und mit Recht. Denn es ziemt sich nicht für einen Geistlichen, der es in der Demuth allen Andern zuvorthun soll, in so hohem Tone von sich selbst zu sprechen. Zwar wissen wir wohl, daß die Formel: »Von Gottes Gnade (dei gratia)« ursprünglich selbst eine Bescheidenheitsformel war, wodurch man die eigne Unwürdigkeit andeuten und alle Macht, die man besaß, nur als einen Ausfluß der göttlichen Gnade darstellen wollte. Allein diese Bedeutung hat die Formel im Laufe der Zeiten verloren; sie ist ein Zeichen der Majestät geworden. So anmaßend es daher sein würde, wenn jetzt ein Burgemeister, Amtmann, Rektor, General sich von Gottes Gnade schreiben wollte, ob er gleich wirklich das, was er ist, durch göttliche Gnade ist: eben so anmaßend ist es jetzt von Seiten eines Bischofs.

Allein die Anmaßung geht noch weiter. Ohne der königlichen Macht und Würde auch nur mit einem Worte zu erwähnen, während doch ohne dieselbe Niemand im Königreiche Sachsen etwas zu gebieten haben kann, heißt es schlechtweg: »Von Gottes und des apostolischen Stuhls Gnade.« Dieser Stuhl bedeutet nach einer bekannten

Redefigur nichts anders, als den Papst. Der Hirt oder Hirtenbriefschreiber will also eigentlich sagen, daß er vom Papste zum apostolischen Vikar im Königreiche Sachsen ernannt sei. Aber wie? Was hat denn der Papst im Königreiche Sachsen zu gebieten? Da gebietet ja von Rechtswegen nur unser hochverehrter und herzlichgeliebter König, und in seinem Namen die unter ihm stehenden weltlichen und geistlichen Behörden. Welche unerträgliche Anmaßung ist es also, dem Königreiche Sachsen, das dem allergrößten Theile nach aus lauter Protestanten besteht und überhaupt nur Einen Regenten anerkennt, für welches also der apostolische Stuhl gar nicht vorhanden oder wenigstens nichts weiter als ein gewöhnlicher Schemel ist, einen apostolischen Vikar zuzusenden, gleichsam als wäre das Königreich Sachsen ein Pertinenzstück jenes Stuhls oder eine Domäne des Papstes! In Rom freilich mag man eine solche Ansicht von Sachsen haben. Denn dort giebt man keinen Anspruch auf, wäre er auch noch so veraltet, ungerecht, ungereimt. Dort ignorirt man die Reformazion mit allen ihren Folgen, wenn man sie auch fühlt. Dort giebt es gar keine Kirche, außer der alleinseligmachenden römisch-katholischen, der immer jubelnden und nimmer ablassenden. Dort ist also alles, was vor dreihundert Jahren Eigenthum dieser Kirche und dem Papste unterworfen war, auch noch heute Eigenthum derselben Kirche und dem Papste unterworfen. Darum sendet uns auch dieser seinen apostolischen Vikar, damit derselbe alle Ansprüche, so weit thunlich, geltend mache, alles verlorne Eigenthum, so weit möglich, wieder in Besitz nehme, und jedem armen Sünder unter uns den Trost des Jubelablasses bringe. Wenn man nun erwägt, daß sich der Papst von jeher als geistlicher und weltlicher Herrscher, ja als dreifacher Kronenträger, weil er nicht bloß über die Erde, sondern auch über Himmel und Hölle gebieten will, über alle weltliche Monarchen gesetzt hat: so ist es ganz natürlich, daß der, dem er seine Gewalt in Bezug auf ein bestimmtes Königreich der Erde delegirt hat, daß sein Stellvertreter oder Vikar in diesem Reiche als sol-

cher auch über den Beherrscher dieses Reiches gesetzt worden. Und da dieser Vikar sich auch wirklich bloß von Gottes und des apostolischen Stuhls Gnade schreibt, ohne auch nur ein Wörtchen hinzuzusetzen, welches andeuten könnte, daß er eine solche Macht und Würde mit Einwilligung Sr. Majestät des Königs von Sachsen führe: so ist ganz klar, daß sich der apostolische Vikar im Königreiche Sachsen über seinen König selbst erhebt. Welcher Sachse, der seinen König und in diesem sein Vaterland und sich selbst achtet, könnte solche Anmaßung ertragen! Wer sie auch nur hören, ohne die höchste Indignazion zu empfinden!

Doch die Anmaßung geht noch weiter. Der apostolische Vikar sagt in dem Schreiben selbst: »Diese Ursachen »haben unsern obersten Hirten, Leo XII., das im vorigen »Jahre für Rom bestimmte Jubiläum heuer« — durch einen lächerlichen, aber doch sinnreichen Druckfehler steht hier im oberwähnten Tageblatte: Jubiläumfeuer — »der gan»zen Christenheit angedeihen zu lassen, bewogen.« — Wie? der ganzen Christenheit? Giebt es denn, außer den römisch-katholischen Christen gar keine Christen weiter? Sind wir protestantische Sachsen Unchristen, Heiden, Juden oder Muselmänner? Oder gehören wir vielleicht nur insoferne zur Christenheit, als wir dem Papste und seinem Vikare, wenn auch nicht de facto, doch de jure unterworfen sind, und als man etwa Hoffnung hegt oder darauf denkt, uns auch wieder de facto dem Papste und seinem Vikare zu unterwerfen? In der That, wenn man die gleich folgenden Worte liest: »Die väterliche Liebe, mit welcher er »alle »Christen umfasst« — auch die ketzerischen, welche am grünen Donnerstage von Sr. Heiligkeit förmlich und feierlich verflucht werden? — »und das herzliche Verlangen ihr ewiges »Heil zu befördern, bestimmte ihn, den wahrhaft reuigen Gläubi»gen durch den Ablaß zu Hülfe zu kommen« — wenn man, sag' ich, diese Worte liest, so kann man nicht anders als glauben, daß der Ablaß auch uns als ein Mittel des Heils dargeboten werde, und daß wir dieses Mittel nicht verschmä-

hen dürfen, wenn wir nicht auf den Christennamen sowohl als auf das ewige Heil selbst verzichten wollen. Und solche Aeußerungen, solche Hindeutungen auf alte Unterwürfigkeit, solche Anmaßungen wagt man mitten in einem protestantischen Lande, das zuerst das Joch des Papstthums abschüttelte und den ganzen Ablasskram perhorreszirte?

Noch findet sich in unsrem Aktenstücke eine Stelle, welche, man mag sie auslegen, wie man wolle, immer eine Prätension in sich schließt, die nicht geduldet werden kann. Es heißt nämlich darin, wie folgt: »Wir bestimmen für »Dresden, nebst der katholischen Hofkirche, die Pfarrkirche »zu Friedrichsstadt, die Pfarrkirche zu Neustadt, »und die Kirche des Josephinischen Stiftes zum fünfzehn»tägigen Besuche der Gläubigen.«

Versteht man unter den Pfarrkirchen in Friedrichsstadt und Neustadt die daselbst befindlichen katholischen Kapellen: so ist es doch gewiß keine kleine Anmaßung, diese Kapellen so schlechtweg zu Pfarrkirchen zu erheben. Auf diese Art könnte das ganze Land in Kurzem mit katholischen Pfarrkirchen gleichsam übersäet werden. Man dürfte nur an jedem beliebigen Orte eine Kapelle bauen, dann einen Geistlichen hinschicken, um darin Messe zu lesen, eine Tauf- oder Trauhandlung zu vollziehen, so wäre die Pfarrkirche fertig. Steht das auch in der Gewalt eines apostolischen Vikars? Ist er dazu beauftragt? Und von wem? Sollen dann auch etwa noch Kongregazionen und Seminarien errichtet und Missionarien ausgesandt werden, um die sächsischen Protestanten, wie die französischen, zum Papstthume zu bekehren? Daß es nicht an Jesuiten fehle, wird ohnehin schon versichert, wiewohl wir es nicht glauben wollen, weil es zu arg wäre, indem der Jesuitenorden ebendarum gestiftet wurde, damit er den Protestantismus bekämpfen sollte *).

*) Ganz neuerlich berichtete der hamburgische Korrespondent, daß in Friedrichsstadt bei Dresden ein förmliches Jesuitenkollegium errichtet werden sollte. Das ist doch kaum zu glauben. Man ver-

Verstände man aber — wie manche Leser des Hirtenbriefes wirklich gethan haben — unter jenen Pfarrkirchen die dort befindlichen protestantischen Kirchengebäude: so wäre freilich die Anmaßung noch größer und die daraus mögliche Folgerung noch weit bedenklicher. Es läge nämlich dann in den Worten: »Wir bestimmen« rc. die Anmaßung eines Verfügungsrechtes über protestantische Kirchengebäude zum Gebrauche für die Zwecke der katholischen Kirche, und dieses Verfügungsrecht müsste seinen Grund in einem frühern Eigenthumsrechte haben, welches als nicht erloschen durch die Reformazion betrachtet würde, indem die Rechte der Kirche unverjährbar, also auch unverlierbar seien. Der Mann von Gottes und des apostolischen Stuhls Gnade würde dann nach römischer Logik etwa so geschlossen haben: »Weil ich apostolischer Vikar im Königreiche Sachsen über-»haupt und als solcher mehr noch als der König bin, so hab' »ich auch das Recht, im Namen des apostolischen über alle »Reiche der Welt erhabnen Stuhls, über alles kirchliche Ei-»genthum im Königreiche Sachsen zu disponiren. Ja ich »kann die mir anvertraute Heerde auf die Weide schicken, »wohin ich will; denn alle Weideplätze sind doch ursprüng-»liches Eigenthum der katholischen Kirche und ihres Ober-»hauptes von Gottes Gnade.« — Wohin solch Räsonnement, konsequent durchgeführt, führen würde, liegt auch für den Blödsinnigsten am Tage.

Indessen da es Pflicht ist, in Fällen, wo eine mildere Erklärung möglich ist, diese vorzuziehen: so thun wir dieß auch im gegenwärtigen Falle und wollen nur, falls wir uns doch geirrt hätten, das Eigenthum unsrer Kirche protestando bestens verwahrt haben. Man mache uns hiebei nur nicht den ganz unverdienten Vorwurf der Intoleranz! Niemand kann die Toleranz mehr lieben und empfehlen, als Schreiber dieses. Sobald aber eine physische oder moralische Person,

---

gleiche indeß die »Bittschrift an S. M. den König von Sachsen« in der Allgem. Kirchenzeitung. 1829. Nr. 90.

die sonst eben nicht wegen ihrer Toleranz berühmt ist, nur dann von Toleranz spricht, wenn sie eben um sich greifen und etwas einstecken will: so ist es Pflicht, ihr, wo nicht auf die Finger zu klopfen, doch wenigstens ein Halt! zuzurufen. Und nur ein solches Halt! sollte diese Schrift sein, damit man jenseit zur Besinnung komme und nicht glaube, wir ließen uns dießeit Alles gefallen, ließen uns bald implicite bald explicite, bald directe bald indirecte, bald tecte bald manifeste etwas entziehen, um Schritt vor Schritt immer mehr nachzugeben. Freilich sind unsre Worte nur schwach und können keiner Anmaßung wirklichen Widerstand leisten. Hoffentlich werden aber die protestantischen Stände des Königreichs Sachsen solchen Anmaßungen nicht geduldig zusehen; werden vielmehr deshalb auf dem nächsten Landtage ihren König, dessen Gerechtigkeitsliebe männiglich bekannt ist, mit eben so ehrerbietigen als nachdrücklichen Vorstellungen angehen, damit der sich so nennende apostolische Vikar im Königreiche Sachsen, der aber doch nur ein solcher für die Katholiken im Königreiche Sachsen ist und sein kann, in seine Schranken zurückgewiesen und damit überhaupt Vorkehrungen getroffen werden, welche geeignet seien, die ihrem Könige und dessen ganzem Hause so treu ergebnen und daher des allerhöchsten Schutzes so würdigen Sachsen zu beruhigen und gegen alle künftige Anmaßungen der Art sicher zu stellen. Es heißt auch hier, wie überall: Principiis obsta! Der Maulwurf stößt nicht immer auf; er unterwühlt erst eine Zeit lang den Boden, eh' er einmal zu Tage kommt.

Jetzt wollen wir aber noch aus unsrem Vaterlande einen kleinen Abstecher nach einem benachbarten Ländchen machen, wo der hierarchische Geist des Umtreibens und Umgreifens auch schon zu spuken beginnt, nachdem kaum die Landesherrschaft zur katholischen Kirche übergegangen. Ueber dieses Faktum selbst und dessen wahrscheinliche Folgen haben wir uns unlängst sattsam ausgesprochen *). Es sei uns also

*) S. die beiden Aufsätze dieser Sammlung: Welche Folgen kann

vergönnt, über das, was sich seitdem ereignet hat, unsere unvorgreifliche Meinung auszusprechen.

Die öffentlichen Blätter berichten nämlich, daß der Regent jenes Ländchens

1. seinem protestantischen Konsistorium befohlen habe, es solle künftig nicht mehr wie bisher gestatten, daß ein lutherischer Geistlicher einem Gliede der reformirten Kirche, und ein reformirter Geistlicher einem Gliede der lutherischen Kirche das Abendmahl reiche; und daß er

2. sich geweigert habe, seinen protestantischen Unterthanen überhaupt eine förmliche Zusicherung ihrer ungestörten Religionsübung zu ertheilen, so wie einem besondern Kollegium die Ausübung der sogenannten Episkopalrechte in der protestantischen Landeskirche zu übertragen, wie es früher in Sachsen und anderwärts bei dem Uebertritte protestantischer Regenten zur katholischen Kirche geschehen.

Erwägen wir zuerst jenen Befehl, so fragt sich vor allen Dingen, mit oder aus welchem Rechte derselbe gegeben worden. Nach dem Berichte der öffentlichen Blätter ist als solches das oberbischöfliche Recht (jus summi episcopatus) des Regenten angeführt worden. Nun ist zwar die Ansicht der Rechtslehrer von dem Umfange dieses Rechtes sehr verschieden *). Allein so weit kann es sich unmöglich erstrecken, daß ein katholischer Regent befugt wäre, seinen protestantischen Unterthanen eine an sich ganz unschuldige und gefahrlose Religionshandlung zu untersagen, so wie auch umgekehrt kein protestantischer Regent befugt sein kann,

---

und wird der neuliche Uebertritt eines protestantischen Fürsten zur katholischen Kirche haben? — und: Nachtrag zu der Schrift: Welche Folgen rc.

*) Der Verf. hat seine Ansicht davon unlängst in der Schrift ausgesprochen: Das Kirchenrecht nach Grundsätzen der Vernunft und im Lichte des Christenthums dargestellt. Leipzig, 1826. 8. [Da diese Schrift größtentheils rechtsphilosophisch ist, so konnte sie nicht unter die theologischen Schriften des Verf. aufgenommen werden.]

seinen katholischen Unterthanen eine solche Handlung zu verbieten. Es wäre ja dieß ein offenbarer Eingriff in die Rechte des Gewissens, die jedem Regenten heilig sein sollen, theils aus eigner Gewissenhaftigkeit, theils auch aus Klugheit, weil ein solcher Eingriff leicht die Gemüther empören, dem Regenten abgeneigt, und sogar widerspenstig gegen dessen anderweite Befehle machen kann. Die Geschichte enthält auch zu dieser Wahrheit die traurigsten Belege.

Das oberbischöfliche Recht des Regenten ist ja kein kirchliches, sondern nur ein politisches Recht. Es ist wesentlich nichts anders als das allgemeine Oberaufsichtsrecht (jus summae inspectionis) des Regenten, welches sich auf alle im Staate lebende Individuen und Körperschaften, also auch auf alle kirchliche Gemeinen im Staate oder auf alle Landeskirchen bezieht. Es ist die Befugniß, zuzusehen oder zu verhüten, daß der Staat durch die Kirche und deren Glieder nicht gefährdet werde, daß also dem Gemeinwohle kein Abbruch geschehe (videndi s. cavendi, ne quid res publica detrimenti capiat per ecclesiam). Daher ist das Wort Bischof hier bloß in seiner ursprünglichen Bedeutung zu nehmen (επισκοπος = inspector = Aufseher). Eben darum kommt das oberbischöfliche Recht allen Regenten ohne Ausnahme zu, sie mögen sich bekennen, zu welcher Religion sie wollen — dem türkischen Sultan sowohl als den christlichen Regenten.

Nun setze man einmal den Fall, die im türkischen Reiche lebenden Christen, die sich theils zur griechischen Kirche, theils zur römischen oder auch zu andern kirchlichen Gemeinheiten halten, fassten den Entschluß, da, wo Mangel an Geistlichen jeder Konfession ist, oder in andern Nothfällen, das heilige Abendmahl aus den Händen eines nicht zu ihrer Konfession gehörigen Geistlichen zu empfangen, und die Geistlichen selbst wären auch dazu bereit: würde wohl der türkische Sultan berechtigt sein, dieß zu verbieten, unter dem Vorwande, daß er als Oberbischof aller in seinem Reiche befindlichen Kirchen dergleichen gemischte Religionshandlungen nich

gestatten könne oder wolle? Würde nicht vielmehr mit Recht jeder Christ im türkischen Reiche sich über ein so willkürliches Verfahren beschweren, wenn nur dort Jemand überhaupt sich beschweren dürfte? Was könnt' es doch den Sultan verschlagen, aus welchen Händen die Christen seines Reichs das Abendmahl empfangen? Was für Schaden könnte eine so ganz unschuldige, nicht politische, sondern rein kirchliche oder eligiose Handlung seinem Reiche bringen? Das scharfsichgste Auge wird nichts der Art zu entdecken vermögen. olglich kann sich auch das oberbischöfliche Recht nun und immermehr so weit erstrecken. Und wie? wenn sich hier der dort ein Kranker in Todesgefahr befände und zu seiner Beruhigung im Todeskampfe das Abendmahl von einem nicht u seiner Konfession gehörigen Geistlichen verlangte, wär' es a nicht die höchste Grausamkeit, dieß zu versagen oder zu erhindern? Das Abendmahl steht ja der Taufe völlig gleich; eides sind christliche Sakramente. Nun ist es aber, so viel ıns bekannt, überall erlaubt, daß in Nothfällen sogar ein aie, sogar eine Frau, die Hebamme, die Taufe verrichte, hne Rücksicht auf die Konfession. Warum soll denn in Anehung des Abendmahls ein so strenges Gebot oder Verbot tattfinden, daß es nicht einmal von einem Geistlichen ausjetheilt werden dürfe, wenn er nicht von völlig gleicher Konession mit dem Kommunikanten sei? Offenbar kann bei inem solchen Befehle nicht vom Rechte, sondern nur von Willkür die Rede sein.

Sehen wir aber auf den tiefer liegenden Grund oder Zweck des Befehls: so finden wir bald dasselbe geistliche Umtreiben und Umgreifen wieder, was schon vorhin gerügt worden. Die katholische Hierarchie sieht es mit scheelem Blicke, daß die beiden Parteien, in welche sich die protestantische Kirche gleich bei ihrem Ursprunge unglücklicherweise zerspalten hat, sich einander zu nähern angefangen und wohl gar hin und wieder schon zu Einer Gemeinheit verschmolzen haben. Besonders sind ihr die Bemühungen des frommen Königs von Preußen um diese Vereinigung zweier Religions-

parteien, die sich nie hätten trennen sollen, ein Do
Auge. Nach dem beliebten Grundsatze der Politik: D
et impera! bildet sich jene Hierarchie ein, sie werde di
testantische Kirche, wenn diese wie bisher in zwei
Hauptparteien getrennt bleibe, leichter überwältigen o
die katholische Kirche zurückführen können, als wenn di
testantische Kirche durch Vereinigung der Parteien neue
gewinne, sich gleichsam konsolidire. Dieser Konsolit
muß nach der Meinung der katholischen Hierarchie au
Weise entgegengewirkt werden; und darum allein hat
nen Fürsten, der ihr nun sein Ohr geliehen, überred
dürfe so etwas nicht gestatten; dieß heische seine Pflic
gen die katholische Kirche und deren Oberhaupt, dem e
horsam geschworen; und dazu hab' er auch das Recht,
ja die Protestanten selbst dem Regenten ein oberbischö
Recht zuschrieben. Daß aber dieses Räsonnement
weiter als eine jesuitische Sophisterei sei, liegt klar am
Denn kein katholischer Priester und am wenigsten der
wird dem Regenten, wenn dieser nicht selbst etwa ei
weihter Priester ist, wie die vormaligen geistlichen Kurf
und andere Fürstbischöfe des deutschen Reiches, auch n
mindeste oberbischöfliche Recht zugestehn. Selbst den
lischen Regenten hat die Hierarchie jede Befugniß de
mischung in die Angelegenheiten der katholischen Kirc
gesprochen, sogar da, wo es offenbar das Staatswohl h
wie bei der Verminderung der Klöster und der Vermäc
an Klöster und andere kirchliche Institute. Wie mag
also aus dem oberbischöflichen Rechte, welches die Pro
ten ihren Regenten zugestehn, jenseit gefolgert werden
ein katholischer Regent seinen protestantischen Untert
in Ansehung der Austheilung des Abendmahls irgend
zu befehlen habe? Nach dieser jesuitischen Folgerung
könnte am Ende der katholische Regent seinen protestan
Unterthanen auch befehlen, daß sie das Abendmahl nur
einerlei Gestalt, nur in katholischen Tempeln, nur a
Händen katholischer Priester empfangen, mit einem

daß sie katholisch werden sollen. Das ist es freilich auch, was man jenseit eben will. Dahin soll jener Befehl zuletzt führen. Die Protestanten sollen sich daran gewöhnen, Befehle in Religionssachen von katholischen Regenten anzunehmen, anfangs unbedeutendere, dann bedeutendere, endlich entscheidende. Thörige Einbildung! Vergebliche Hoffnung! Die Protestanten werden sich nicht daran gewöhnen, wenn sie auch ewig in Lutheraner und Reformirte sich theilten; denn im Punkte der Religionsfreiheit sind sie völlig einig gegen euch. Und wenn sie sich auch in irgend einem Winkel der Erde daran gewöhnten, so wird euch das immer nichts helfen. Denn es giebt der protestantischen Länder und Reiche gar zu viele und unter diesen auch so mächtige, daß alles Widerstreben vergeblich ist. Es wird aber auch die Union der Lutheraner und Reformirten über kurz oder lang zu Stande kommen, trotz eurem Entgegenwirken und gerade durch dasselbe. Denn dieses wird die Protestanten immer mehr von der Nothwendigkeit überzeugen, sich zu einigen, damit sie nicht über unwesentlichen Nebenpunkten die Hauptsache verlieren.

Was nun zweitens die oberwähnte Weigerung betrifft, so fragen wir auch hier zuvörderst wieder nach dem Rechte und zwar nach einem doppelten, nämlich:

1. Hatten die protestantischen Unterthanen des katholisch gewordenen Fürsten das Recht, eine förmliche Zusicherung ihrer ungestörten Religionsübung und zu dem Ende die Beauftragung eines besondern Kollegiums mit der Ausübung der sogenannten Episkopalrechte in der protestantischen Landeskirche zu fodern? — Allerdings. Denn man überlege nur folgende Umstände. Die katholische Kirche geht wesentlich darauf aus, immerfort Proselyten in der unsrigen zu machen und überhaupt das Dasein derselben auf alle mögliche Weise und durch alle mögliche Mittel (selbst unredliche, weil sie durch den Zweck geheiligt werden sollen — Bestechungen, Drohungen, Dispensazionen, Mentalreservazionen u. d. g.) zu gefährden. Sie macht es daher auch jedem Uebergetretnen zur Pflicht,

alle die, welche ihm in irgend einer Beziehung nahe stehen oder auf welche er einigen Einfluß hat — Freunde, Verwandte, Untergebne — in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche herüberzuführen. Ebendarum sind auch gewöhnlich die neuen Katholiken, wenn sie aus bloßer Politik übertraten, noch eifriger im Proselytenmachen als die alten; sie wollen sich dadurch gleichsam im neuen Glauben stärken und zugleich der Kirche, der sie jetzt angehören, als echte Glieder empfehlen. Wenn man nun bedenkt, wie groß der Einfluß eines Fürsten auf sein Volk in allen Lebensverhältnissen ist; wie viel Kreaturen einen Fürsten umlagern, die nur nach seiner Gunst streben, die jeden seiner Wünsche auszuspähen und zu vollziehen suchen, eh' er noch laut wird, die selbst das Schlechteste nicht scheuen, wenn sie nur glauben, daß sie dadurch dem Fürsten einen Dienst leisten können — wenn man ferner bedenkt, wie ein katholisch gewordener Fürst gewöhnlich auch andre Katholiken an seinen Hof und in seine Residenz zieht, und unter diesen insonderheit katholische Geistliche als Beichtväter, die sein und seiner Glaubensgenossen Gewissen sogleich unter ihre Zucht nehmen und Alles, was ihre Beichtkinder denken und thun, auf die Zwecke ihrer Kirche zu richten suchen: so wird man nicht in Abrede sein können, daß, wenn protestantische Unterthanen überhaupt ein Recht der freien Religionsübung haben, sie auch befugt sein müssen, von einem Fürsten, der von ihrer Kirche abfällt und sich zu einer andern, die ihrige immerfort bedrohenden, wendet, Garantie für jenes Recht zu fodern. Die mindeste aber, welche sie fodern können, ist eine förmliche Zusicherung deshalb und die Bestellung einer besondern Behörde zur Ausübung des fürstlichen Episkopalrechts. Denn wenn auch beides gewährt wird, so geschieht doch, wie die Erfahrung anderwärts unwidersprechlich lehrt, bald mit bald ohne oder gar wider Wissen und Willen des Fürsten gar Vieles, was nicht geschehen sollte. In dem Lande aber, von welchem hier die Rede, war noch ein ganz besondrer Grund zu jener Foderung vorhanden. Es hat keine Landstände, wie doch nach

em bekannten Artikel der deutschen Bundesakte alle deutsche Bundesstaaten haben sollen. Der Fürst beherrscht es mit bsoluter Machtvollkommenheit ganz nach seinem Belieben — womit aber keineswegs gesagt werden soll, daß er schlecht egiere; denn ein absoluter Herrscher kann auch gut regieren, oenn er Kraft und Willen dazu hat. Wo indeß Landstände ind, welche mit dem Volke einerlei Glauben haben, da ist em Volke schon eine Art von Bürgschaft für seine freie Re- igionsübung gegeben, weil die Landstände nicht unterlassen oerden, das Volk auch in dieser Hinsicht zu vertreten und oegen etwaiger Schmälerung der Religionsfreiheit oder we- en sonstiger Beeinträchtigung der Landeskirche beim Fürsten Beschwerde zu führen. In Ermangelung eines gesetzlichen)rgans der Art aber ist eine protestantische Landeskirche un- er einem katholischen Regenten, wenn auch nicht durch ihn elbst, so doch durch seine katholischen Umgebungen, jeden lugenblick in ihren Rechten gefährdet. Um so mehr ist also uch das Volk in einer so wichtigen, mit seinen heiligsten)flichten gegen Gott und Menschen zusammenhangenden lngelegenheit befugt, eine anderweite Sicherstellung zu fo- ern *).

---

*) In einer Anmerkung sei uns erlaubt, noch folgenden Umstand an- zuführen. Es läuft die Abschrift eines Briefes um, worin die Gemahlin des hier bezeichneten Fürsten einem ihrer hohen Anver- wandten (dessen Antwort auf diesen Brief bereits gedruckt ist) ih- ren und ihres Gemahls Uebertritt zur katholischen Kirche bekannt macht, mit dem Beisatze, es habe dieser Uebertritt noch längere Zeit geheim gehalten werden sollen, und der Papst habe auch dazu seine Einwilligung gegeben, indem er das fürstliche Paar von dem öffentlichen Bekenntnisse der katholischen Religion auf unbestimmte Zeit dispensirt habe; weil aber die Sache trotz ihrer sorgfältigen Geheimhaltung auf unbegreifliche Weise ruchbar geworden, so habe man sich genöthigt gesehn, früher mit der öf- fentlichen Erklärung hervorzutreten. Wenn dieser Brief echt ist — und wir haben guten Grund, es zu glauben — so ist wohl die Foderung einer Sicherstellung gegen die Eingriffe einer Kirche, die so im Geheimen wirkt, um der protestantischen Abbruch zu

2. Hatte der katholisch gewordene Fürst das Recht, die gefoderte Sicherstellung seiner protestantischen Landeskirche zu verweigern? — Wollte man diese Frage bejahen, so würde das im Grunde eben so viel heißen, als: Die protestantische Kirche eines Landes hat gar kein Recht dem katholischen Fürsten dieses Landes gegenüber; sie ist ihm bloß auf Diskrezion, auf Gnade und Ungnade hingegeben, wie ein Kriegsgefangner. Eine so ungereimte Behauptung wird wohl Niemand aufzustellen wagen, selbst kein Katholik, kein Jesuit. Denn wir würden nun augenblicklich den Spieß umkehren und sagen: Also hat auch die katholische Kirche eines Landes gar kein Recht dem protestantischen Fürsten dieses Landes gegenüber; er kann und darf mit ihr machen, was er will. Ja wir müssten noch weiter gehn und folgern: Also hatte auch die christliche Kirche überhaupt kein Recht im römischen Reiche, als dieses Reich noch von heidnischen Kaisern regiert wurde — also konnten und durften diese Kaiser mit ihr machen, was sie wollten, konnten und durften den heil. Petrus und alle angebliche Nachfolger desselben nach Belieben ein- und absetzen, exiliren, selbst tödten, so wie deren Anhänger überhaupt; denn wo es gar kein Recht giebt, da giebt es auch für die Willkür keine rechtliche Gränze. Hat aber eine in einem Lande bestehende Kirche das Recht des ungestörten Fortbestehens nach ihrer eignen Anbetungsweise und Verfassung, der Regent des Landes mag sich zu ihr bekennen oder nicht: so wird sie auch befugt sein, von einem Landesfürsten, der von ihr abtrünnig geworden und sich zu ihrer Gegnerin gewendet, Sicherstellung ihres Rechts zu fodern, und der Landesfürst wird verpflichtet sein, sie zu gewähren. Denn ein Recht, das nicht gesichert, daß dem bon plaisir eines Andern preisgegeben ist, wäre wieder so gut, wie gar kein Recht. Folglich darf auch die Sicherstellung

---

thun, um so mehr in der Natur der Sache begründet; sie kann nicht einmal als eine unbescheidne, geschweige als eine ungerechte Foderung betrachtet werden.

von Seiten des Regenten nicht verweigert werden. Das haben auch bisher alle protestantische Fürsten, die katholisch wurden, anerkannt. Die Kurfürsten von Sachsen z. B. haben es gethan, indem sowohl der Erste von ihnen, der katholisch wurde, als dessen Nachfolger, nicht nur förmliche Zusicherungen wegen ungestörter Erhaltung der protestantischen Landeskirche mit allen ihren bisherigen Rechten ausstellten, sondern auch sich in die protestantisch-kirchlichen Angelegenheiten ihres Landes nicht weiter mischten, vielmehr die obere Leitung derselben den protestantischen Konferenzministern oder dem sogenannten Geheimen Konsilium (jetzt nach Erweiterung und veränderter Einrichtung desselben Geheimer Rath genannt) überließen. Ebendieß that der letztverstorbne Herzog von Gotha und Altenburg. Und doch hatten diese Länder Landstände, so daß hier die Sicherstellung nicht so dringend nothwendig scheinen konnte, wie da, wo der Fürst ganz unumschränkt regiert.

Doch um die Sache ganz zu erschöpfen, müssen wir auch noch die Gründe erwägen, aus welchen die gefoderte Sicherstellung verweigert worden. Nach den öffentlichen Blättern soll der Fürst die Foderung mit den Worten abgelehnt haben, es bedürfe keiner solchen Garantie, weil seine Persönlichkeit und seine bisherige Regierungsweise schon dafür bürge, daß er seinen protestantischen Unterthanen und überhaupt der protestantischen Kirche seines Landes nicht zu nahe treten werde.

Was zuerst die Persönlichkeit betrifft, so haben wir vor derselben alle mögliche Achtung. Nach allem, was man hört, ist der bezeichnete Fürst ein einsichtsvoller und biedrer Mann. Aber wir leugnen, daß in der Persönlichkeit eines Menschen überhaupt irgend eine sichere Bürgschaft für ein Volk oder eine Kirche enthalten sei. Die Person ist ja sterblich. Wie nun, wenn der Fürst einen minderjährigen Erben hinterließe, den er nicht einmal durch sein Beispiel hätte bilden können, der vielleicht Erziehern in die Hände fiele, die sein Herz mit Haß gegen die protestantische Kirche und mit

jesuitischen Maximen erfüllten — wo wäre denn da die persönliche Bürgschaft? Ueberhaupt soll ein Fürst nie an seine Person und die Gegenwart allein denken; er soll sein Volk, seinen Staat, seine Nachfolger, die Zukunft stets vor Augen haben; er soll dauernde Einrichtungen schaffen, nicht bloß für den Augenblick wirken. Ueberdieß kann die Person irren, kann getäuscht werden. Wir haben eben gesehen, wie derselbe Fürst, gewiß in der besten Meinung von der Welt, aber höchst wahrscheinlich durch falsche Vorspiegelungen von katholischer Seite verleitet, über die Austheilung des Abendmahls unter seinen protestantischen Unterthanen einen Befehl ergehen ließ, zu dem er nicht berechtigt war. Kann die Persönlichkeit dafür bürgen, daß dieß nicht öfter geschehe?

Was die bisherige Regierungsweise desselben Fürsten betrifft, so können wir sie aus der Ferne nicht beurtheilen. Wir setzen aber nach dem bekannten Rechtssatze Quisque praesumitur bonus, donec probetur contrarium, voraus, daß sie gut war. Aber auch die beste bisherige Regierungsweise giebt keine sichere Bürgschaft für die Zukunft, weil sie eben wieder nur persönlich ist. Es ist dieß also kein neuer oder andrer Weigerungsgrund; es ist der vorige, nur in einer andern Form wiederholt. Es kann aber in dem Falle, wo ein protestantischer Fürst katholisch wird, auf die bisherige Regierungsweise als eine Art von Bürgschaft um so weniger verwiesen werden, da bei einem solchen Religions- oder Kirchenwechsel vorausgesetzt werden muß, daß in den Ansichten, Gesinnungen und Grundsätzen des Fürsten eine gänzliche Umkehrung stattgefunden habe, weil er sich sonst gewiß nicht von dem Glauben seiner Väter und seines Volkes losgesagt und eine solche Formel, wie die von den Proselyten in der katholischen Kirche zu beschwörende, beschworen haben würde *). Wer kann denn

---

*) S. des Verf. [in dieser Sammlung unter Nr. XI. befindliche] Schrift: Darstellung des Unwesens der Proselytenmacherei durch eine merkwürdige Bekehrungsg

nun bei einer so gänzlichen Umkehrung dafür stehen, daß die bisherige Regierungsweise fortdauern, daß die neu eingegangenen Verpflichtungen gegen die katholische Kirche nicht auch eine neue Regierungsweise, wenigstens in Religions- und Kirchensachen, nach sich ziehen werden? wie denn dort schon ein neuer Befehl wegen des Abendmahls gegeben worden, an welchen der Regent so lange vorher gar nicht gedacht hatte. Darum eben wird ja Garantie in solchen Fällen gefodert und geleistet, daß man Sicherheit habe, es werde bei der bisherigen Regierungsweise in sacris et ecclesiasticis bleiben. Auch kann sie jeder wohlwollende und redlich denkende Fürst ganz unbedenklich geben. Denn wenn er, wie immer vorauszusetzen, den ernstlichen Willen hat, seine Unterthanen zu beglücken und also auch in Ansehung dessen, was ihnen das Heiligste ist, zu beruhigen: warum sollte er Bedenken tragen, ihnen eine solche Garantie zu geben? Müsste nicht schon die bloße Verweigerung derselben die Unterthanen noch mehr beunruhigen, sie mistrauisch machen, sie befürchten lassen, daß irgend etwas im Hintergrunde verborgen liege, was den Fürsten binde, was ihn hindere, seinen Unterthanen in diesem so wichtigen Punkte gerecht zu werden?

Doch es zeigt sich hier zugleich eine auffallende Lücke in dem neuern Organismus des deutschen Bundes, auf die wir noch aufmerksam machen wollen, ohne weiter auf den vorliegenden Fall Rücksicht zu nehmen. Im vormaligen deutschen Reiche gab es ein Corpus Evangelicorum, welches die Rechte protestantischer Unterthanen gegen Umtriebe und Umgriffe von katholischer Seite vertrat und schützte. Die deutsche Bundesakte hat nun zwar völlige Gleichstellung der christlichen Hauptparteien in bürgerlicher Hinsicht

---

schichte (auch eines Fürsten). Leipzig bei Hartmann, 1822. 8. Wenn auch die hier abgedruckte Abschwörungsformel nicht die gewöhnliche ist, so ist doch auch die gewöhnliche so beschaffen, daß man sie, mit Ueberzeugung, nur nach totaler Sinnesänderung aussprechen kann.

ausgesprochen. Wenn aber ein katholischer Regent die Rechte seiner protestantischen Unterhanen, oder umgekehrt ein protestantischer Regent die Rechte seiner katholischen Unterthanen nicht achtete, wenn er die jenseitige Kirche in ihrer Verfassung und andern wesentlichen Dingen antastete, wo soll dann Schutz und Hülfe gesucht werden? Ich weiß wohl, welche Antwort man mir darauf geben wird — nämlich »beim Bundestage« — ich weiß aber auch, daß diese Antwort völlig unbefriedigend ist; und jeder wird mir zustimmen, der mich versteht, ohne daß ich mich weiter darüber auslasse. Es wäre daher eine der Weisheit deutscher Fürsten und Staatsmänner recht würdige Aufgabe, darüber nachzudenken, wie jenem Mangel abzuhelfen; und Preußen insonderheit als der erste protestantische Staat Deutschlands könnte sich ein unsterbliches Verdienst erwerben, wenn es in dieser Hinsicht die Initiative ergriffe. Gewiß würden dann viele Reibungen aufhören, die bei der jetzigen Lage der Sachen unvermeidlich sind und auch, so lange diese fortdauert, in immer steigender Progression zunehmen werden.

Wenn aber auch jenem Mangel nicht so bald oder vielleicht wegen mancherlei Schwierigkeiten gar nicht abgeholfen werden sollte: so fürchten wir doch keineswegs die jenseitigen Umtriebe und Umgriffe, sobald es uns nur erlaubt ist, uns öffentlich, mündlich und schriftlich, dagegen zu vertheidigen. Und dieses Minimum aller Rechte — das Recht sprachlicher Nothwehr — wird man uns doch nicht entziehen wollen. Zwar ist neuerlich im Königreiche Sachsen ein höchstes Reskript erlassen worden, welches den Predigern auf der Kanzel und den Verfassern von Druckschriften alle leidenschaftliche Polemik gegen die verschiednen Religionsparteien untersagt. Aber ebendarum weil nur die leidenschaftliche untersagt worden, ist die nicht leidenschaftliche, die besonnene und wohlgegründete, wie die gegenwärtige, erlaubt. Denn sonst würde am Ende auch alle wissenschaftliche Untersuchung und Prüfung religioser Gegen=

stände aufhören müssen. Das hätten nun zwar unsre Gegner wohl gern *); da wären sie recht in ihrem Elemente, nämlich im Dunkeln, wo es eben so leicht ist, Umtriebe und Umgriffe zu machen. Aber dannn müsste auch bereits die protestantische Kirche untergegangen sein. Und dafür, daß sie nicht untergehe, ist schon durch die katholische selbst gesorgt. Man lese nur, um sich davon zu überzeugen, die ganz neuerlich erschienene Schrift: Die katholische Kirche Schlesiens, dargestellt von einem katholischen Geistlichen. Altenburg, 1826. 8. Wer diese Schrift gelesen hat und es noch für möglich hält, daß die katholische Kirche die protestantische überwältige, der ist entweder ein Gespenstcrseher, wenn Protestant, oder, wenn Katholik, ein Verblendeter, von welchem gilt, was 2 Mos. 7, 3. 4. geschrieben steht: »Aber ich will Pharao's Herz verhärten, »daß ich meiner Zeichen und Wunder viel thue in Egyptenland. Und Pharao wird euch nicht hören, auf daß ich »meine Hand in Egypten beweise, und führe mein Heer, »mein Volk, die Kinder Israel's, aus Egyptenland durch »große Gerichte!«

*) Auch haben sie darum allein jenes Reskript erwirkt.

XVIII.

Neueste Geschichte der Proselytenmacherei in Deutschland, nebst Vorschlägen gegen dieses Unwesen.

Ein Beitrag zur Kirchengeschichte und Kirchenpolizei.

(Erschien zuerst in der Minerva und auch besonders gedruckt: Jena, 1827. 8.)

Wenn von Proselytenmacherei die Rede ist, so wird ohl kein vernünftiger Mensch darunter das Bestreben ver- ihn, Andre von der Wahrheit dessen zu überzeugen, was an selbst für wahr hält. Denn da wären ja alle Menschen in r Welt Proselytenmacher, weil wohl Niemand gelebt hat, er noch lebt, der nicht irgend einmal Andre von der Wahr- it seiner Erzählungen oder Behauptungen zu überzeugen sucht hätte. Der Sprachgebrauch hat vielmehr immer nur ejenigen Proselytenmacher genannt, welche Andre durch un- bliche und schlechte Mittel (durch List oder Gewalt, durch ophistereien, wie das bekannte Sicherheitsargument, durch eängstigung des Gewissens, durch Bestechung, durch Ver- rechungen und Drohungen, auch wohl durch wirkliche Thät- hkeiten) zu ihrer Religionspartei herüberzuziehen suchten. n diesem Sinne sprach auch der Heiland der Welt das Wehe« über die Proselytenmacher seiner Zeit aus, und in esem Sinne behauptete er, daß solche Menschen aus ihren roselyten »Kinder der Hölle« machten, »zwiefältig ehr, denn sie selbst.« Matth. 23, 15.

Was soll man nun dazu sagen, wenn einige Prosely- nmacher unsrer Zeit, um den Vorwurf der Proselytenma- erei von sich abzulehnen, von einer »Proselytenmache- ei der Vernunft« gesprochen haben? Ist das nicht eben ungereimt, als wenn man von einer Proselytenmacherei r Wissenschaft oder der Kunst oder der Offenba- ung oder des Christenthums selbst sprechen wollte, weil Wissenschaft, Kunst, Offenbarung und Christenthum auch be- üht sind, die Menschen an sich zu ziehen? Es kommt ja er eben nur auf die Mittel an, durch welche das geschieht, laubte oder unerlaubte, ehrbare oder schändliche. Da man doch Niemanden zwingen kann, seinen falschen Sprachge-

brauch aufzugeben, wenn er aus Eigensinn oder noch schlimmern Gründen auf demselben beharren will: so erklär' ich hier voraus, daß in dieser geschichtlichen Darstellung einzig und allein in dem Sinne von der Proselytenmacherei die Rede sein kann und soll, in welchem Jesus Christus selbst davon gesprochen. Wollen aber nun Jene nach einer solchen Erklärung noch auf ihrem Sprachgebrauche beharren: so mögen sie wenigstens auch konsequent sein und behaupten, daß der Stifter des Christenthums selbst und seine Apostel nicht nur Proselytenmacher gewesen, sondern daß Jener auch über sich selbst und seine Apostel das »Wehe« ausgerufen, und daß er alle durch diese gewonnene Christen für »Kinder der Hölle, zwiefältig mehr denn sie selbst,« erklärt habe. Wollen sie das wirklich behaupten, um nur nicht allein für Proselytenmacher zu gelten: so mag es ihnen meinerseit nicht gewehrt sein — denn je mehr sie sich in ihre eignen Sophismen verwickeln, desto klarer wird die Welt ihr Trugsystem durchschauen, und desto weniger können sie der Welt schaden — sie mögen sich aber doch wohl vorsehen, daß sie nicht bei ihrer eignen Partei in den Vorwurf der Ketzerei oder gar der Blasphemie verfallen.

Es erhellet übrigens aus dem angeführten Ausspruche der heiligen Schrift, daß die Proselytenmacherei schon ein altes Unwesen sei. Die Pharisäer machten sich dessen hauptsächlich unter den Juden schuldig. Unter den Heiden gab es aber auch dergleichen, vorzüglich zu der Zeit, als das Heidenthum anfing, zu verfallen und dem Christenthume Platz zu machen. Da wandten die heidnischen Priester alle mögliche Kunstgriffe an, besonders junge Leute, von vornehmen und reichen Eltern abstammend, auch Fürsten, für ihren Kultus zu gewinnen, vorgebend, dieser prachtvolle und phantasiereiche Kultus sei doch viel besser, als der zu jener Zeit noch sehr einfache und die Phantasie mehr dämpfende, als erregende christliche. So verführten sie den Kaiser Julian zum Abfalle vom Christenthume, obwohl bei diesem Fürsten, wie gewöhnlich, auch noch andre Gründe mitgewirkt haben mögen. So suchten sie auch

noch späterhin den Proklus, den Sohn angesehener und wohlhabender Eltern, durch vorgespiegelte Göttererscheinungen zu bereden, er sei ein vorzüglicher Liebling von Apollo und Minerva; und es gelang ihnen dieser Kunstgriff bei dem jungen, ohnehin zur Phantasterei geneigten, Menschen so wohl, daß er, nachdem er schon ein berühmter Philosoph der neuplatonischen Schule geworden, noch immer Hymnen auf alle Götter und Göttinnen dichtete, alle Feste derselben feierte, und überhaupt einer der eifrigsten Beförderer des Heidenthums gegen das Christenthum wurde. Nun war zwar dieser Proklus selbst, als geborner Heide, kein Proselyt im eigentlichen Sinne; aber das Verfahren, das man gegen ihn beobachtete, um ihn an das Heidenthum zu fesseln, war ganz und gar das trügerische der Proselytenmacher. Und darum eben führt' ich es hier an, damit man sehen möchte, wie diese Menschenart sich unter allen Völkern und Religionsparteien gleich geblieben.

Was Wunder also, wenn die Proselytenmacherei, wie so manches Andre, aus Judenthum und Heidenthum auch in's Christenthum übergegangen? Hier aber hat sie sich vorzugsweise erst seit der Reformazion recht ausgebildet und wirksam gezeigt. Da nämlich durch dieses große, nicht ohne besondre göttliche Mitwirkung ausgeführte, Werk der römische Hof eine Menge von zinsbaren Fürsten und Völkern verloren hatte, und da dieser Verlust immer größer zu werden drohete: so bot man alle Mittel auf, nicht nur zu erhalten, was man noch hatte, sondern auch das Verlorne wo möglich wieder zu gewinnen. Es bildete sich eine förmliche Kirchenpolitik und Kirchenpolemik aus, in Bezug auf die neu entstandene protestantische Kirche. Wie nun die Politik und Polemik der Staaten ihre partie honteuse hat, die man so viel als möglich zu verbergen sucht, die aber doch nicht ganz den Augen des Beobachters entzogen werden kann, weil sie von Zeit zu Zeit in ihren Wirkungen hervorbricht und diese auf ihre Ursachen hindeuten: so hat auch jene kirchliche Politik und Polemik ihre partie honteuse; und das ist

eben die Proselytenmacherei. Da liegt man auf der Lauer, wo sich irgend ein schwacher Glaube, ein geängstetes Gewissen, eine glühende Einbildungskraft, ein verschrobner Kopf, oder auch nur ein leerer Beutel zeige. Flugs ist man bei der Hand mit freundlicher und frommer Miene, bietet dem Einen diesen, dem Andern jenen Köder, je nachdem der Fisch ist, den man fangen will. Beißen auch nicht Alle an, so fängt man doch Einige; und gewönne man auch sonst nichts dabei, so vermehrte doch jeder Fang im Einzelen die Zahl im Ganzen. Und darum ist es eben den Proselytenmachern zu thun. Denn, denken sie, die größere Zahl giebt auch die größere Macht; und, was wir heute nicht durch List erlangen können, das erlangen wir morgen vielleicht durch Gewalt. Sehet da die Kunst der Proselytenmacherei! — eine Kunst, welche vornehmlich die Jesuiten mittels ihrer sogenannten Moral in ein System gebracht haben.

Ich habe diese Kunst schon vor einiger Zeit in einem recht merkwürdigen Beispiele an's Licht gezogen. (S. Darstellung des Unwesens der Proselytenmacherei durch eine merkwürdige Bekehrungsgeschichte. Leipzig, 1822. 8.) *). Hier sieht man, wie ein sonst einsichtsvoller und wohldenkender Fürst, Herzog Moritz Wilhelm von Sachsen, durch einen schlauen Jesuiten überredet wird, von der protestantischen Kirche zur katholischen erst heimlich, dann öffentlich überzutreten. Ich war so frei, diese Schrift einer »hohen deutschen Bundesversammlung« mit der unterthänigsten Bitte vorzulegen, dem Unwesen der Proselytenmacherei ein Ende zu machen. Ich hatte aber dabei zwei Fehler begangen. Einmal hatt' ich eine ältere Geschichte erzählt; es blieb daher zweifelhaft, ob jenes Unwesen auch noch heute bestehe. Sodann hatt' ich vergessen zu sagen, was für Mittel dagegen zu ergreifen; es blieb also zweifelhaft, ob es auch möglich sei, dem Unwesen ein Ende zu machen. Darum mag wohl jene hohe Versammlung sich

*) Steht auch in dieser Sammlung Nr. XI.

bemüßigt gesehen haben, meine Schrift ad acta zu legen. Wenigstens ist mir bis jetzt nichts von irgend einer öffentlichen Wirkung derselben zu Ohren gekommen, ob sie gleich Leser genug gefunden hat.

Jetzt will ich demnach das Versäumte nachholen. Ich will zeigen, daß das proselytenmacherische Unwesen noch heute in seiner ganzen furchtbaren Größe bestehe; ich will aber auch zeigen, daß und wie demselben abgeholfen werden könne. Und damit diese Schrift in noch weitern Kreisen bekannt werde, so nehme ich mir die Freiheit, sie »allen protestantischen Regierungen, Kirchenräthen und Konsistorien« ehrerbietigst zu widmen. Vielleicht findet sie doch hier oder dort ein geneigtes, ein wirksames Gehör *).

Eine »neueste Geschichte der Proselytenmacherei in Deutschland« — auf andre Länder, wo sie eben so eifrig betrieben wird, mag ich mich nicht einlassen, weil ich nicht genug Kenntniß davon habe — kann natürlich nicht geschrieben werden, ohne auf gewisse Persönlichkeiten hinzudeuten und deren Benehmen an's Licht zu ziehen. Eben so natürlich ist es, daß sich diese Persönlichkeiten dadurch beleidigt fühlen werden. Sie werden also wahrscheinlich zu mir sagen: »Wie? Du willst die Rolle eines öffentlichen Anklägers übernehmen? Willst Persönlichkeiten auf eine das Ehrgefühl verwundende Weise zur Schau stellen? Weißt du nicht, daß das Eine verhasst, das Andre sogar verboten ist?« — Hierauf antwort' ich

1) daß das öffentliche Anklagen auch Gewissenssache, mithin Pflicht sein kann, wenn der Gegenstand der Anklage von der Art ist, daß durch ihn das öffentliche Wohl gefährdet wird. Nun gefährdet aber die Proselytenmacherei das öffentliche Wohl in vielfacher Hinsicht. Denn sie stört

*) Sie hat es gefunden. Wenigstens ist der Eine von den hier genannten Proselytenmachern in eine Lage versetzt worden, wo er nicht mehr so schädlich wirken kann.

den häuslichen, den bürgerlichen und den kirchlichen Frieden; sie beunruhigt die Gewissen und verleitet zur Falschheit, zur Verstellung, zur Heuchelei, zur Treulosigkeit gegen Verwandte, Freunde, Mitbürger und Vorgesetzte *). Darum eben rief der Heiland sein »Wehe« darüber aus. Folglich ist es Pflicht, eine so unsittliche und schädliche Handlungsweise an's Licht zu ziehen, darüber öffentliche Klage zu erheben. Es wird auch dadurch schon ein Theil des Schadens, wenigstens für die Zukunft, aufgehoben. Denn das Böse verliert von seiner Kraft, wenn es nicht mehr im Dunkeln wirken, wenn es Unwissende und Unbesonnene nicht mehr täuschen kann. Wer an eine mit Arsenik gefüllte Flasche Gift schreibt, verhütet die Vergiftung mindestens für solche, welche lesen können und sich nicht vergiften wollen. — Sodann antwort' ich

2) daß die Aufführung von Persönlichkeiten zur Bewahrheitung einer Geschichtserzählung, die doch immer nur indirekt eine Anklage heißen kann, weder durch göttliche, noch durch menschliche Gesetze verboten sein kann, wenn auch dadurch Dieser und Jener sich an seiner Ehre gekränkt fühlen sollte. Denn das kann nicht anders sein, ist aber nicht die Schuld des erzählenden Anklägers, sondern allein des Angeklagten. Wenn ein gläubiger und frommer Katholik seinen Glauben und seine Frömmigkeit ehrlicherweise Andern mitzutheilen sucht, darf ihn Niemand tadeln, vielweniger öffentlich anklagen. Auch würde dieß nicht erlaubt sein, wenn ein schwachgläubiger oder in seinem Gewissen geängsteter Protestant sich zur katholischen Kirche wendete, um hier, wie er meinte, im Glauben zu erstarken oder sein Gewissen zu beruhigen. Sehr wahr sagt in dieser Beziehung Hr. Raupach in seinen oder seines deutschen Schulmeisters Lebrecht Hirsemenzel's Briefen aus und über Italien

---

*) Ein recht schlagendes Beispiel, wie die Proselytenmacherei die Köpfe zerrüttet und den Familienfrieden stört, ist zu lesen im Rheinisch-westphälischen Korrespondenzblatte. 1827. Nr. 3.

(S. 140): »Bedauern muß man solch einen Schwachen, »aber nicht verdammen.« Auch wird es Niemand thun, so lange der Proselyt sich nur still verhält und nicht darauf ausgeht, mit List oder Gewalt neue Proselyten zu machen. Thut er aber dieß, so verändert sich die Sache. Daher setzt der vorerwähnte Schriftsteller gleich darauf eben so wahr hinzu: »Nur, wenn er« — der Proselyt — »das Licht der Wis»senschaft und Bildung, die er im Schooße des Protestan»tismus erworben hat und außerhalb desselben nie hätte er»werben können, wenn er dieß Licht als Pechfackel braucht, »um zu Gunsten der katholischen Kirche das Gebäude der »protestantischen in Brand zu setzen: dann ist er ein Ra»benſohn, der, um mich eines Bildes zu bedienen, mit dem »Gute, das ihm seine freigebige Mutter geschenkt, den Rechts»streit seiner Buhle gegen diese gütige Mutter führt, und »es wohl verdient, daß er vor Mitwelt und Nachwelt gei»stig gebrandmarkt werde.«

Wenn nun aber das, was hier jener Schriftsteller in seiner Kraftsprache als ein der geistigen Brandmarkung würdiges Werk bezeichnet, nicht Einer thut, sondern Mehre; wenn diese Pechfackelträger sich mit einander verbinden, um ihr scheusliches Handwerk recht systematisch zu betreiben; wenn sie sich dabei vor der Welt geberden, als seien sie nicht nur so rechtgläubig, sondern auch so lammfromm, daß sie schon jetzt als wahre Heilige kanonisirt zu werden verdienen: dann wird es doppelte und dreifache Pflicht, ihnen die Maske vom Gesichte zu ziehen und sie der Welt in ihrer wahren Gestalt zu zeigen. Dann muß jeder, der sie erkannt hat, ausrufen: Hi nigri sunt; hos tu, Christiane, caveto!

Und so will ich es denn in Gottes Namen thun. Zwar weiß ich wohl, daß ich ein, nicht nur ihnen selbst, sondern auch vielen Andern, denen sie als brauchbare Werkzeuge dienen, sehr verhasstes Werk beginne. Ich weiß, daß sie mich darob anfeinden, verketzern, verfolgen werden, ja, wenn sie nur könnten, verbrennen würden. Denn sie lieben und ver-

theidigen Alles, was Barbarei oder Arglist zur Behauptung eines blinden Glaubens und eines eben so blinden Gehorsams erfunden, gethan oder veranlasst hat — Inquisizion, Tortur, Ketzergericht, Bartholomäusnacht, Dragonaden u. s. w. — sie rühmen es sogar als eine »heilsame Strenge« (rigueur salutaire). Das soll mich aber nicht abhalten, die Wahrheit frei heraus zu sagen. Denn eben die Liebe zur Wahrheit treibt mich dazu, und eben diese Liebe macht mich auch stark genug, selbst das Aeußerste zu dulden, wenn es Noth wäre.

Der erste, wenigstens eifrigste, deutsche Proselytenmacher ist Hr. Adam Müller. Dieser Mann stammt aus Berlin. Seine Eltern waren Protestanten, ließen ihn daher auch protestantisch erziehen und nichts an seiner Ausbildung fehlen, wiewohl er bei seinem Abgange von der Schule des grauen Klosters zu Berlin mit genauer Noth das Zeugniß der Reife erhielt. Anfangs widmete er sich dem Studium der Theologie, nachher der Rechts- und Kameralwissenschaft, ward daher auch zuerst als Referendar bei einer Kammer in Berlin angestellt, blieb es aber nicht lange — aus welchen Gründen, ist mir unbekannt — machte dann eine Reise nach dem Norden, und hielt sich einige Jahre in Preußisch-Polen auf dem Lande im Hause eines Herrn von Haza auf, ich weiß nicht, ob als Hauslehrer oder als Hausfreund. In diese Periode seines Lebens fällt auch sein erstes, jetzt längst vergessenes, literarisches Produkt: »Die Lehre vom Gegensatze. Erstes Buch. Der Gegensatz. Berlin. 1804. 8.

Ich lebte zu jener Zeit in Frankfurt an der Oder, nicht weit vom Verfasser entfernt, aber außer aller Bekanntschaft und Verbindung mit ihm. Dennoch schickte er mir seine Schrift zu. Ich las sie mit Aufmerksamkeit durch und erkannte im Verfasser viel Wisserei, aber wenig Wissen; eine Anlage zum bilderreichen, aber nicht zum guten Stylisten;

ein Streben, die Wissenschaft und die Welt zu verbessern, aber keine Kraft, ein so großes Unternehmen durchzuführen. In der Vorrede präkonisirt er Burke und Göthe als die Heroen des Zeitalters; aber schon hier läuft, wie der letztgenannte Heros bei einer andern Gelegenheit sagte, »alles durch einander, wie M........ und Koriander« — Philosophie, Poesie, Kunst, Religion, Staat, Kirche, Revoluzion rc. In der Schrift selbst geht es noch toller zu. Objekt und Subjekt, Positives und Negatives, Natur und Kunst, Wissenschaft und Religion, Ich und Gegenich, Ethik und Physik, Freiheit und Nothwendigkeit, Sittlichkeit und Wahrheit, Spekulazion und Handlung, Mann und Weib, Jugend und Alter, bewegliches und unbewegliches Eigenthum, Oekonomie und Recht, Volk und Souverän, Produkzion und Konsumzion, Bedürfniß und Arbeit, Schönheit und Leben, Ernst und Spiel, eine Kritik der Moral und eine Kritik der Aesthetik — das sind die Gegenstände, die der Verfasser auf 126 sehr weitläufig gedruckten Seiten, aber in desto gedrängterer Eile, wie in einer magischen Laterne, dem Leser zur Beschauung darbietet, oder vielmehr darbieten will. Denn obgleich von allen diesen Dingen die Rede sein soll, zum Theil auch wirklich ist: so kommt es doch eigentlich nur bis zur Wissenschaft und Religion, mit welchen höchst wichtigen, aber auf acht Blättern abgefertigten, Gegenständen das erste Buch schließt. Ein zweites ist meines Wissens nicht erschienen, vermuthlich weil das Publikum schon am ersten übergenug hatte, da »die Natur und die Antinatur« (= Kunst) »die Kunst und die Antikunst« (= Natur) ja sogar »der Gegensatz und der Antigegensatz« (der, wie man leicht einsieht, in's Unendliche als Antiantigegensatz, Antiantiantigegensatz u. s. w. fortlaufen würde) alle Leser von gesundem Verstande im höchsten Grade zurückstoßen musste.

Ich würde diese literarische Jugendsünde — denn weiter war's im Grunde nichts — hier gar nicht erwähnt haben, wenn sie nicht einen merkwürdigen Aufschluß über das

schon in so früher Zeit bis in's Innerste zerrissene Gemüth dieses Schriftstellers, so wie über die gewaltigen Ansprüche gäbe, die derselbe von jeher gemacht hat. Es war damal in der Mode, daß junge Leute mit neuen Systemen der Philosophie oder wenigstens mit Kritiken der alten Systeme hervortraten, wenn auch die neuen noch ganz unreif und die alten noch nicht verstanden waren; denn dazu gehört freilich ein längeres und anhaltenderes Studium, wozu die Jugend nicht sehr aufgelegt ist. Die Verfasser jener Systeme oder Kritiken wollten alle ein Kant, wenigstens ein Fichte oder Schelling werden. So auch unser junger Gegensätzler. Das wäre nun so schlimm nicht gewesen, wenn nur die Kräfte ausgelangt hätten. Aber was hier noch schlimmer war, als Mangel an Kraft, das war der böse Dämon, der den jungen Mann unseliger Weise zwischen lauter Gegensätzen herumtrieb, aus welchen sein ohnmächtiger Geist sich nicht herausfinden konnte. Was Wunder also, daß er in diesem spekulativen Dorngestrüppe hangen blieb? Was Wunder, daß sein Geist alle Haltung verlor, und nun vom Gegensatze in der Theorie zum Gegensatze oder Antigegensatze in der Praxis überging? Er ward bald darauf katholisch. Man kennt aber schon bei uns die sprüchwörtliche Redensart der Verzweiflung: »Ich möchte gleich katholisch werden!«

Wenn ich nicht irre, geschahe dieß bereits auf einer Reise nach Wien im Jahre 1805. Wer ihn dort bekehrt, und wie man ihn in's Netz gezogen, weiß ich nicht. Es läßt sich aber leicht denken. Denn die Proselytenmacher sind sehr aufmerksam auf solche Gemüther, in denen die Einbildungskraft mit dem Verstande davon gelaufen oder deren Inneres zerrissen ist. Gar listig wissen sie nun die Einbildungskraft mit angenehmen Bildern zu beschäftigen und dem bedrängten Gemüthe Ruhe und Trost im Schooße der alleinseligmachenden Kirche vorzuspiegeln. So ging es dem Grafen Friedrich Stolberg, so dem Dichter Zacharias Werner, und so auch diesem A. M.

Wäre nun derselbe in Wien geblieben und hätte dort, wie sein eben genannter Mitbekehrter, Predigten über die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau Maria gehalten: so wäre nur darüber zu lachen gewesen. Aber ein Geist wie dieser konnte nicht ruhen, nicht rasten. Da Er katholisch geworden, so sollt' es flugs die ganze Welt werden. Diesem einzigen Zwecke sollten fortan seine Talente und seine in der protestantischen Kirche erworbnen Kenntnisse dienen. Denn — extra ecclesiam (romano-catholicam) nulla salus! Doch trat er anfangs nur leise auf, verbarg auch möglichst seinen Katholizismus und noch mehr seinen Eifer für die Ausbreitung der katholischen Kirche. Die jesuitischen Lehren hatten gefruchtet.

Der Neubekehrte kam nach Dresden und hielt hier von 1806—1809 allerlei Vorlesungen, über deutsche Literatur, dramatische Poesie, die Idee der Schönheit, das Ganze der Staatswissenschaften, und Gott weiß, worüber noch. Denn solche, wie Taschenspieler herumziehende, Tausendkünstler oder Tausendwisser halten Vorträge über alles Mögliche; sie wissen ja ex omnibus aliquid, wenn gleich in toto nihil. Doch muß man Jenem zum Ruhme nachsagen, daß er ein gutes Vorlesertalent hat. Daher spitzten vorzüglich die Damen, die leicht durch so etwas angezogen werden, die Ohren. Unter den Männern aber gab es freilich einige Murrköpfe, welche bedenklich den Kopf über den selbgemachten Professor und dessen verworrene Lehren schüttelten. Leider gehörte zu diesen Kopfschüttlern auch ein Mann, dessen Wort, als das Wort eines hellen Denkers, gründlichen Gelehrten und freimüthigen Mannes, damal sehr viel in Dresden galt; er wollte sogar »ex ungue leonem,« aber nicht im guten Sinne, erkannt haben; und er war auch Menschenkenner *).

Mit einer Anstellung in Dresden oder sonst im Lande

*) Jener Mann war der Oberhofprediger Reinhard, der sich in einem Briefe an den Verf. sehr nachtheilig über A. M. und dessen Vorlesungen äußerte.

als Professor der deutschen Literatur oder der dramatischen Poesie oder der Schönheitsidee oder der Staatswissenschaften war es also nichts. Der apostatische Apostel des apostolischen Stuhls musste weiter ziehn. Er verließ also das allzuprotestantische Land, schüttelte auf der Gränze den Staub von seinen Füßen, und wandte sich nach Berlin. Hier, in seiner Vaterstadt, dacht' er, müsst' es ihm doch gelingen. Er wusste, daß in Berlin zwei Persönlichkeiten des erlauchten Fürstenhauses mit besondrer Liebe und Verehrung genannt wurden, Friedrich und Louise. Darum hielt er Vorlesungen über sie und lobte sie mit vollen Backen, ob er gleich nach seiner Denkart den Ersten als warmen Freund der Aufklärung und Duldung im innersten Grunde seines Herzens verabscheuen musste, und die Zweite als eifrige Protestantin nicht lieben konnte. Indessen, wenn es ad majorem dei gloriam et propriam utilitatem dient, kann man schon den Mantel ein wenig nach dem Winde hängen. Die jesuitischen Lehren hatten gefruchtet.

Wider alles Erwarten aber fand sich auch in Berlin keine Anstellung. Dem undankbaren Vaterlande den Rücken kehrend ging nun der Neophyt im Jahre 1811 dahin zurück, wo er es geworden, nach Wien. Hier spielt' er wieder einige Jahre die Rolle eines selbgemachten Professors. Die guten Leute in Wien sollten durchaus große Redner werden; darum hielt er ihnen Vorlesungen über die Beredtsamkeit. Allein obgleich aus seiner Schule keine Redner hervorgingen: so hob doch das große Restaurazionsjahr 1813, das so Manchen aus der Dunkelheit hervorgezogen und zu einer öffentlichen Person gemacht hat, auch diesen privatisirenden und umherziehenden Gelehrten empor. Es verwandelte ihn in einen vel quasi Diplomatiker. Er residirte von nun an in Leipzig *).

*) Nämlich als östreichscher Generalkonsul mit dem Titel eines Regierungsrathes. Auch ward er später noch östr. Chargé d'affaires an den Höfen zu Dessau, Köthen, Berenburg, Sondershausen und Rudolstadt.

Von hier aus datirt sich auch hauptsächlich seine proselytenmacherische Wirksamkeit, weil sie nun einen festen Standpunkt (ein Δος μοι πον στω) gefunden hatte. Wenigstens ist sie mir erst von der Zeit an bekannt geworden, weil ich seitdem mit ihm in genauere Verbindung kam. Unser erstes Zusammentreffen war sehr freundlich und ward sogar bald ein Zusammenwirken. Mit der lieblichsten Miene von der Welt brachte er mir einen Gruß vom Hrn. von Gentz in Wien, versichernd, dieser berühmte Staatsmann schätze mich ungemein und lese fleißig meine Schriften; was mir freilich nicht recht einleuchten wollte. Dann lud er mich zur Theilnahme an den Staatsanzeigen ein, die er seit 1816, um jene von Schlözer zu ersetzen, herauszugeben anfing, und versprach mir zugleich ein sehr ansehnliches Honorar, indem, wie er versicherte, sein Journal unter hoher Protekzion stehe und keine wahrhaft liberale Idee von demselben ausgeschlossen sein solle. Ich lieferte ihm auch wirklich einige Aufsätze, nicht durch jene Versprechungen und Versicherungen angelockt — denn ich wusste schon aus Erfahrung, daß es damit in dieser Welt nicht so genau genommen wird — sondern vielmehr in der allzugutmüthigen Voraussetzung, daß doch vielleicht auf diesem Wege manche heilsame Wahrheit den Zugang auch zu solchen Ohren finden könnte, die sonst eben nicht auf die Stimme der Philosophie zu achten pflegen. Allein ich merkte bald Unrath. Die Ausposaunung der neuen aus der Schweiz gekommenen Staatsrestaurazion, deren Urheber bald darauf selbst seinen früher geheim gehaltenen Uebertritt zur katholischen Kirche öffentlich bekannt machte und in dieser Bekanntmachung gewaltig auf die protestantische Kirche loszog, machte mich stutzig. Noch mehr aber gingen mir die Augen auf, als der Herausgeber der Staatsanzeigen bei Annäherung des Jubelfestes der Reformazion eine Schrift drucken ließ, in welcher er ganz in den Ton des Staatsrestaurators einstimmte, um unsre Jubelfreude zu dämpfen, und uns zugleich einlud, statt des Jubelns über den Aus-

tritt doch lieber in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurückzutreten. Ich sagte mich nun öffentlich von ihm los, indem ich gegen sein »Etwas, das Göthe gesagt hat,« mein »Etwas, das Herr A. M. gesagt hat,« drucken ließ. Sonderbarer Weise erschien mein Etwas noch früher als das seinige; und da dieses ungesetzlicher Weise ohne Zensur gedruckt war, so durft' es nun gar nicht ausgegeben werden, blieb also ein todtgebornes Kind, während jenes in 14 Tagen zwei Auflagen erlebte *).

Da das Proselytenmachen, so öffentlich am hellen Mittage getrieben, nicht gelingen wollte: so ward es nun desto eifriger heimlich im Dunkeln getrieben. Man zog junge Leute, besonders junge Edelleute, die in Leipzig studirten, an sich. Man spiegelte ihnen vor, der Katholizismus sei die beste Stütze des Adels, wie des Throns. Die Meisten lachten freilich darüber; denn der hier studirende Adel ist, im Durchschnitte genommen, zu wohlerzogen und zu hellsehend, als daß so plumpe Sophistereien ihn verblenden könnten. Es lag ja klar am Tage, daß Thron und Adel in diesem protestantischen Lande drei Jahrhunderte lang sehr wohl bestanden hatten; daß überhaupt dieses Land viel weniger, als andere, selbst katholische, durch innere politische Stürme zerrüttet worden. Aber es giebt doch in allen Ständen Einzele, die sich bethören lassen, wenn man ihrer Eitelkeit schmeichelt. So ging es einem jungen Herrn von Haza. Bei diesem hatte der Proselytenmacher um so leichteres Spiel, da er zu demselben im Verhältnisse des Stiefvaters stand. Wie dieß bei Lebzeiten des rechten Vaters möglich war — besonders für einen Mann, der ein so rechtgläubiger, so frommer und so gehorsamer Sohn derjenigen Kirche sein will, welche die Ehe für ein unauflösliches Sakrament erklärt — weiß ich nicht, mag es auch nicht ergründen. Genug, er beredete seinen Stiefsohn, zuerst eine Schrift des bekannten Grafen De

*) Es findet sich ebenfalls in dieser Sammlung Nr. VI. B. 1.

Maistre aus dem Französischen in's Deutsche zu übersetzen. In dieser Schrift wird nicht nur jeder alte Misbrauch, selbst die vormalige Verkäuflichkeit der richterlichen Aemter in Frankreich und anderwärts, vertheidigt, sondern auch der Katholizismus gewaltig herausgestrichen. Der Uebersetzer giebt sich zwar in den beigefügten Anmerkungen noch als Protestant zu erkennen; man sieht aber ganz deutlich, daß er vom Katholizismus wenigstens schon halb durchdrungen war. Späterhin ward er es ganz. Daher spielt er auch jetzt eine bedeutende Rolle an einem neukatholischen Hofe; und wahrscheinlich ist er sammt seinem Stiefvater, der zugleich an diesem Hofe akkreditirt ist, eine Hauptveranlassung dieser Hofbekehrung und aller der Maßregeln, welche dort seitdem in Bezug auf protestantische Kirchen- und Schulsachen genommen werden *).

Welchen Antheil nun Herr A. M. an der Bekehrung eines gewissen Baldamus hatte, der, aus Niedersachsen wegen gewisser Ungebürnisse verwiesen, hieher kam und bald darauf katholisch wurde — desgleichen eines gewissen Goldmann, der, von den Herrnhuthern kommend, denselben Schritt that, und jetzt in des Herrn A. M. Diensten steht — das weiß ich nicht. Denn man müsste Gottes allsehendes Auge haben, um alle Schlupfwinkel und Schlangenwindungen der geheimen Proselytenmacherei zu durchschauen. Das aber weiß ich bestimmt, daß das Unwesen der Proselytenmacherei in und um Leipzig merklich zugenommen, seitdem dieser Mann in unsrer Mitte wohnt. Sollte das bloßer Zufall sein? Credat Judaeus Apella — non ego **).

*) Ist es wahr, daß es an jenem Hofe schon mehr als zwanzig Proselyten giebt? Ist es wahr, daß man Einige derselben sogar mit Dienstentlassung bedroht hat, wenn sie nicht konvertiren wollten? Ist es wahr, daß man schon vorläufige Verfügungen erlassen hat, um die ganze Geistlichkeit des Landes nach und nach zum Zölibate zu nöthigen? Ich will es nicht glauben, wiewohl es allgemein versichert wird. Das wäre ja gar zu arg!

**) Vergl. auch den Aufsatz: Proselytenmacherei, im Allg. Anz.

Um aber seiner Proselytenmacherei gleichsam die Krone aufzusetzen, gab er vor einiger Zeit einen »Leipziger unparteiischen Literatur- und Kirchen-Korrespondenten« heraus, ließ ihn jedoch nicht unter seinem Namen erscheinen — wohl wissend, daß dieß sogleich Verdacht gegen die Unparteilichkeit des Korrespondenten erregen würde — sondern brauchte den Namen eines Andern (des ebenerwähnten Goldmann) als Aushängeschild. Man erkannte jedoch bald an Ton und Inhalt als wahren Herausgeber den Mann, der alles Abgestorbene in's Leben zurückrufen will — wie er einst an der Tafel eines in Leipzig studirenden Erbprinzen sogar die in allen gebildeten Staaten längst abgeschaffte Tortur vertheidigte, wahrscheinlich damit der Prinz bei seinem künftigen Regierungsantritte den guten Unterthanen ein Geschenk mit den wieder einzuführenden Marterinstrumenten machen möchte — den Mann, dessen Herz von Stahl und Eisen auch durch die tiefste Noth der Griechen nicht gerührt wird — wie er sich denn in seinem Korrespondenten sogar über die Wohlthaten aufhält, die man in Berlin, Dresden und anderwärts den Griechen zufließen lässt, um sie nur vom Hungertode zu retten, und ihre Weiber und Kinder aus der Sklaverei loszukaufen, damit sie nicht mit Gewalt vom Christenthume abgezogen werden — den Mann endlich, der sich nicht scheut, mitten unter Protestanten die ehrwürdigsten Männer der protestantischen Kirche zu lästern — wie er namentlich in Bezug auf Tzschirner, Röhr und Bretschneider gethan — und 'statt ihrer uns die Jesuiten, die geschwornen Feinde

---

der Deutschen, Nr. 307. d. J. Dieser Aufsatz, dessen Verfasser und Einsender mir ganz unbekannt ist, enthält Thatsachen, die in Leipzig stadtkundig sind, und allgemeinen Unwillen erregt haben. Sollt' es denn nun nicht erlaubt sein, darüber öffentlich Klage zu erheben, und Vorschläge zur Abhülfe zu thun? Wenn Publizität in irgend einem Falle nöthig und heilsam ist, so ist sie's gewiß in diesem. Oder soll sich die protestantische Kirche den Proselytenmachern auf Gnade und Ungnade ergeben?

der protestantischen Kirche und die gefährlichsten Vertheidiger des moralischen Probabilismus zu empfehlen; ja der es gar kein Hehl hat, daß er in seinem Korrespondenten eben darauf ausgehe, uns alle katholisch zu machen. Nun hat zwar dieser Korrespondent unlängst den Titel des »Unparteiischen« abgelegt und dafür den des »Katholischen« angenommen — auch ein jesuitischer Kniff, um die ordentliche Zensurbehörde für literarische Zeitschriften zu umgehen *) — allein das ist doch insoferne gut, als nun jeder Leser bestimmt weiß, wie er mit diesem Korrespondenten daran ist. So kann er auch blödsichtige Augen nicht mehr täuschen. Fragen möchte man doch aber diesen Mann, was seine Regierung wohl sagen oder thun würde, wenn sich dort ein von der katholischen Kirche zur protestantischen übergetretener Fremdling niederließe und einen protestantischen Literatur- und Kirchen-Korrespondenten herausgäbe, voll von Schmähungen angesehener und ehrwürdiger katholischer Geistlicher, und mit der ganz offen ausgesprochnen Absicht, in der katholischen Kirche Proselyten zu machen? Würde sie nicht im gelindesten Falle einem solchen Fremdlinge die Thüre weisen? Und würde wohl irgend ein wahrhaft Unparteiischer sie darob tadeln können? — Uebrigens wird wohl keinem vernünftigen Menschen der Gedanke einfallen, daß jene Regierung etwas von der Proselytenmacherei ihres Agenten wisse. Sie würde ihn sonst gewiß in die Schranken seines eigentlichen Wirkungskreises zurückweisen. Denn jene Regierung hat zu viel Achtung für alles Legitime, also auch für die durch drei Jahrhunderte bewährte Legitimität der protestantischen Kirche.

*) Den Jesuiten zu Billom in Frankreich befahl kürzlich der Großmeister der Universität, keine Extraneer in ihr Institut aufzunehmen! Sie gehorchten, nahmen aber statt derselben sog. Halbpensionare auf. So war doch der Name verändert, während die Sache blieb. Man sieht, die jesuitische Klugheit bleibt sich überall gleich. Die jesuitischen Lehren haben dort wie hier gefruchtet.

Sie schützt daher auch dieselbe im eignen Staate durch besondre Gesetze. Und wenn etwa diese Gesetze nicht überall befolgt werden sollten: so muß man so billig sein zu bedenken, daß, je größer der Staat und je zusammengesetzter aus verschiedenartigen Elementen, desto leichter es untergeordneten Behörden wird, die Gesetze des Staats zu umgehen *).

In genauer Verbindung mit dem zuerst bezeichneten Proselytenmacher steht ein zweiter, Hr. Ludolf Beckedorf, in Ansehung dessen ich mich in einiger Verlegenheit befinde, weil ich nicht weiß, wohin ich dieses Amphibion rechnen soll, ob zu den Katholiken oder zu den Protestanten. Denn mit dem einen Fuße steht er allerdings noch in der protestantischen Kirche; mit dem andern aber hat er den Schritt in die katholische schon längst gethan und daher auch seine protestantischen Glaubensgenossen in öffentlichen Schriften eingeladen, ihm zu folgen **). Die Herkunft und die frühern Lebensverhältnisse dieses Mannes sind mir großentheils unbekannt ***). Ich weiß nur, daß

*) Die östreichsche Regierung rief auch bald nach Erscheinung dieser Schrift ihren Agenten zurück nach Wien, wo er im J. 1829 einige Tage nach dem Tode seines Geistesverwandten, Friedrich Schlegel's, starb. Kurz vorher hatt' er noch zur Ankündigung eines historischen Ferienkursus eine Broschüre herausgegeben, worin er zu beweisen suchte, daß der Geschichtslehrer weder logischer noch moralischer Kritik bedürfe, und daß in der Geschichte nur jene Thatsachen merkwürdig seien, welche die katholische Kirche für wahr erkenne. Arme Geschichte!

**) Wenn Hr. L. B. eben so öffentlich jene Schriften oder deren Inhalt und Absicht desavouiren, wenn er bestimmt erklären sollte, daß er stets ein aufrichtiger und ehrlicher Protestant gewesen und geblieben sei: so will ich alles hier über ihn Gesagte gleichfalls zurücknehmen, und es für nicht gesagt erklären, so weit es sein Verhältniß zu beiden Kirchen betrifft. [Bekanntlich ist er späterhin wirklich d. h. öffentlich zur katholischen Kirche übergetreten, und zwar bald nach Erscheinung dieser Schrift.]

***) Er stammt aus Hannover, studirte in Göttingen erst Theologie, dann Medizin, ohne in beiden Wissenschaften etwas Gründliches

er eine Zeit lang an zwei deutschen protestantischen Höfen Prinzenerzieher, Erzieher der wahrscheinlichen Thronerben war. Als er dieses (nicht nur für die erlauchten Zöglinge, sondern selbst für deren Völker und Staaten) so wichtige Geschäft bereits am zweiten Hofe verwaltete: lernt' ich ihn erst kennen, und zwar in einem Badeort am Harze, wo sich jener Hof zuweilen einfand. Ich bemerkte damal an Hrn. L. B. weiter nichts, als einen ungemein gesunden Appetit und eine ungemein süße Lieblichkeit, besonders gegen Damen, die er auch durch eine etwas herkulische Gestalt, durch kurzweilige Gesellschaftsspiele und sogar durch einige taschenspielerische Kartenkünste anzuziehen wusste. Von einer besondern Anlage zur Heiligkeit war eben nichts zu spüren. Doch hatt' er bereits jenen schwankenden, ich möchte sagen, schwimmenden Blick, den man oft bei Frömmlern findet. Da ich aber auf bloß äußere Zeichen wegen ihrer Trüglichkeit nichts halte, so hatt' ich kein Arges daraus, sondern dachte nur: Der arme Mann hat blöde Augen.

Ganz anders aber ward mir zu Muthe, als mir zwei Schriften in die Hände fielen, welche dieser Mann in Bezug auf die von Preußen aus versuchte Vereinigung der beiden protestantischen Gemeinen um die Zeit des Reformazionsjubiläums hatte ausgehen lassen. Die erste führte den Titel: »Zur Kirchenvereinigung,« und erschien zu Halle 1815. 8. Hier suchte der Verfasser erstlich die projektirte Vereinigung, welche man jenseit (nach dem Grundsatze: Divide et impera!) so ungern sieht, als unzulässig darzustellen, damit die Protestanten ja immerfort getrennt bleiben möchten; sodann aber (vornehmlich S. 54—56) zu beweisen, daß die Kirche nicht bloß eines Mittelpunktes, gleichsam eines Zentralbewusstseins, sondern auch eines Oberhauptes bedürfe, »damit dem gro-

---

zu lernen, und hielt sich nachher theils im Meklenburgischen, theils an den Höfen zu Kassel und Berenburg auf.

»ßen Gewölbe überhaupt der Schlußstein nicht fehle, damit »die wesentliche Einheit der Kirche auch der Form nach »ausgedrückt sei, und damit die vollziehende Gewalt, wie »sich's gebürt, in dem geheiligten Namen eines Einzigen ausgeübt werden könne.« — Das war doch deutlich genug gesprochen! Es sollte aber noch besser, noch verständlicher kommen. Die andre Schrift nämlich, welche den Titel: »Briefwechsel zwischen zwei Geistlichen bei »Gelegenheit der Versuche zur Kirchenvereini»gung,« führte und zu Leipzig 1818. 8. erschien, ging mit der Sprache ganz unverholen heraus. Ein altgläubiger lutherischer Pfarrer, Paläologus genannt, unterhält sich hier mit einem reformirten Geistlichen, Namens Neander, und polemisirt sowohl gegen Luther's als gegen Calvin's Meinungen, die er »trostlose Irrthümer« nennt (S. 41). Daher fodert er seinen Freund auf, »sich »in die katholische Mitte zu stellen und die Waffen »nach beiden Seiten zu gebrauchen« (S. 42). Dann kommt (S. 43—47) eine förmliche Demonstrazion der katholischen Lehre von der Verwandlung des Brodes und des Weines in den wirklichen Leib und das wirkliche Blut des Erlösers (Transsubstanziazion) und zwar mittels des Papiergeldes, das ja auch aus Papier in wirkliches Geld verwandelt werde, und dabei doch immerfort als Papier erscheine *); und endlich die Behauptung, daß wir Prote-

*) Man würde dem Urheber dieser Demonstrazion offenbar Unrecht thun, wenn man ihm so wenig Verstand zutraute, daß er die ihr zum Grunde liegende handgreifliche Sophisterei nicht eingesehen haben sollte, da ja alle Welt weiß, daß Papier nie in wirkliches Geld verwandelt wird, sondern nur in ein Geldzeichen, dessen Werth ebendarum sehr veränderlich ist, und zuweilen bis auf Null herabsinkt. Für die reformirte Theorie vom Abendmahle möchte sich diese Vergleichung eher benutzen lassen, als für die katholische, wenn die Vergleichung selbst nicht zu profan wäre. Um so unbegreiflicher ist es, daß der kluge Mann glauben konnte, er werde die Protestanten überhaupt, Lutheraner und Reformirte, dadurch in ihrem Glauben irre machen und zur katholischen Kirche

stanten gar keine Kirche haben und auch, trotz der versuchten Vereinigung zwischen Lutheranern und Reformirten, keine erhalten würden, wenn wir uns nicht beiderseit mit der katholischen Kirche vereinigten. Nebenbei wird auch, wie gewöhnlich, gegen den Vernunftgebrauch in Religionssachen geeifert und den Razionalisten in's Gesicht gesagt, daß sie »nicht einmal Heiden«, sondern »Atheisten und nichts weiter« seien (S. 23).

Daß dieser angeblich protestantische Erzieher protestantischer Prinzen »nichts weiter« als ein Kryptokatholik war, der in unserer Kirche Proselyten machen wollte, lag wohl am Tage. Ich machte schon im J. 1819 durch den Hermes (Jahrg. 1. St. 1. S. 255) darauf aufmerksam *). Aber das Publikum, das eben mit andern Dingen (insonderheit mit den berüchtigten demagogischen Umtrieben) beschäftigt war, nahm von diesen proselytenmacherischen Umtrieben keine Notiz. Hr. L. B. ward jedoch seines pädagogischen Amtes entlassen, ich weiß nicht, ob in Folge seiner Schriften und meiner Anzeige davon, oder in Folge einer Geschichte, über die ich den Schleier werfen will, damit es nicht scheine, als wollt' ich schonungslos nur das aufdecken, was sich als menschliche Schwachheit allenfalls wohl noch entschuldigen lässt.

Daß zwischen den beiden bisher bezeichneten Proselytenmachern eine genaue Verbindung bestand, hatt' ich bis dahin nicht gewusst. Nun aber bemerkte und erfuhr ich, daß sie bald hier bald dort häufige Zusammenkünfte hatten.

---

herüberziehen. Aber was glauben die Proselytenmacher nicht alles von uns! Sie scheinen uns wirklich zuweilen für Schaafe im eigentlichen Sinne zu halten, die nur eines Leithammels bedürfen, um in den Stall geführt zu werden.

*) Im Jahre 1825 auch durch die Schrift: Die Kirchenverbesserung und die Gefahren des Protestantismus. Die spätere Anzeige scheint mehr Aufmerksamkeit erregt zu haben, als jene frühere, wenn ich den darüber mir zugekommenen Nachrichten Glauben beimessen darf.

Endlich hört' ich, daß Hr. L. B. in Berlin angekommen sei und daselbst eine Anstellung im Departement der auswärtigen Angelegenheiten, nachher sogar im Departement des Kirchen- und Schulwesens, und nebenbei auch andre Zugänge gefunden habe. Durch welche Mittel und Wege, ist mir nicht klar geworden. Ich erfuhr nur, daß er bei Gelegenheit der verbrecherischen That des schwärmerischen Sand eine kleine Flugschrift geschrieben, welche Beifall gefunden. In derselben verleumdete er auch die deutschen Universitäten als die eigentlichen Urheberinnen jener That. Denn es gehört mit zu den Manövern dieser Proselytenmacher, die deutschen und besonders die protestantischen Universitäten zu verschreien, weil sie ganz richtig urtheilen, daß, so lange diese herrlichen Bildungsanstalten des deutschen Vaterlandes blühen, die proselytenmacherischen Umtriebe nicht recht gedeihen werden. Aus demselben Grunde machen sie auch die Pressfreiheit, diesen großen Hebel der Kultur und Zivilisazion, verdächtig, und nennen es Misbrauch derselben, wenn man in öffentlichen Schriften ihre Machinazionen aufdeckt und davor warnt; weshalb ich auch schon im Geiste voraussehe, wie sie sich bei Erscheinung dieser Schrift geberden werden *).

Uebrigens soll, nach glaubwürdigen Versicherungen, dieser Mann in seinem bisherigen Wirkungskreise nicht bloß auf Beschränkung der Lehr- und Schreibfreiheit, sondern auch noch thätiger auf Beförderung des Mystizismus und Pietismus hingewirkt haben, um dadurch dem Katholizismus Thür' und Thor zu öffnen. Ja man will sogar behaupten, daß er einige Juden, welche sich in die protestantische Kirche wollten aufnehmen lassen, der katholischen zugewiesen habe. Das Letztere ist mir jedoch nicht wahr-

*) Wirklich erhielt ich bald darauf einen anonymen Brief mit dem Postzeichen Mainz, um mir anzukündigen, daß mich, als einen »Auswurf der Menschheit,« nächstens der »Teufel holen« würde. Gottlob! noch ist es nicht geschehen.

scheinlich, da der Judenbekehrungsverein in Berlin, welcher doch wohl größtentheils aus protestantischen Mitgliedern besteht, dieß nicht ungerügt gelassen haben würde. Indessen berichtete unlängst die allgemeine Zeitung in einem Schreiben von dorther, daß Hr. L. B. bald seinen Abschied nehmen und dann seinen eignen Uebertritt zur katholischen Kirche öffentlich bekannt machen würde. Da nun diesem Berichte bis jetzt, wo ich dieses schreibe, von keiner Seite widersprochen worden, ungeachtet ihn andre Blätter wiederholt haben: so steht zu hoffen, daß die dortige proselytenmacherische Wirksamkeit des Mannes nicht mehr von langer Dauer sein werde *). Wohin er aber dann den Sitz derselben verlegen werde, das mag der Himmel wissen **). Ich würde ihm rathen nach Rom zu gehn, wo es immer einige von der italienischen Sonne verbrannte Gehirne zu bekehren giebt. Dort wäre ja auch ein goldner Rittersporn zu verdienen.

Ich komme jetzt zu einem dritten Gliede dieser Proselytenmacher-Clique, dem Herrn Pfeilschifter, sonst der »Offenbacher Staatsmann« genannt, weil er in Offenbach eine Zeitschrift unter diesem vielversprechenden Titel herausgiebt, jetzt zum Legazionsrath ernannt, ich weiß nicht, um welcher Verdienste oder Geschäfte willen ***). Seine Abkunft ist mir gleichfalls unbekannt. Einige behaupten, er sei ursprünglich ein Jude aus Baiern oder Franken, habe sich aber taufen lassen, und zwar katholisch, so daß die protestantische Kirche seinen Verlust nicht zu be-

*) Bekanntlich hat er alle seine Aemter, zu welchen auch das eines königlichen Kommissars bei der Universität gehörte, nach seinem Uebertritte niederlegen müssen.

**) Er lebt jetzt theils in Berlin, theils auf einem Gute in Pommern, das er gekauft hat.

***) Später ist er auch von demselben Fürsten, der ihn zu seinem Legazionsrath ernannt hatte — dem Herzoge von Köthen — in den Adelstand erhoben worden. Wahrscheinlich wird er also noch Staatsminister werden, wozu ein solcher Staatsmann gewiß sehr tauglich ist.

dauern hätte *). Doch soll er sich auch zuweilen als Protestant gerirt haben. Es wird ferner versichert, daß er eine Zeit lang an dem weimarischen Oppositionsblatte mit gearbeitet und hier die Rolle eines Liberalen gespielt habe. Sein Liberalismus sprach sich auch in den von ihm herausgegebnen Zeitschwingen aus. Als diese Schwingen ihn nicht mehr tragen wollten, arbeitete er einige Zeit in der Schreibstube des verstorbenen Buchhändlers Brockhaus zu Leipzig, der mir klagte, daß Herr Pf. ihn plötzlich verlassen habe, ohne die Verbindlichkeiten gegen ihn selbst und gegen eine unbegüterte Wittwe, bei welcher er gewohnt, zu erfüllen. Das ist um so glaublicher, da die noch heute lebende Wittwe, eine sehr redliche Frau, versichert, auf ihre Zuschriften an Hrn. Pf. entweder gar keine oder nur ausweichende Antworten erhalten zu haben. Wie er dieß mit seinem »katholischen Gewissen« — so nennt der katholische Literatur- und Kirchen-Korrespondent das rechte Gewissen — vereinigen mag, weiß ich nicht. Vermuthlich hält er das, was gemeine protestantische Naturen schlecht nennen, bloß für einen Geniestreich. Auch mich beehrt' er einmal während seines Hierseins mit seiner Gegenwart, bat in sehr verbindlichen Ausdrücken, mir etwas vorlesen zu dürfen über eine meiner Schriften, mit der er nicht ganz einstimmte, um zu hören, ob ich etwas dagegen hätte. Ich sagte ihm aber, daß ich nicht das Mindeste dagegen hätte, wenn man gegen mich schreiben wollte; er möchte nur den Sinn meiner Worte besser fassen, als er ihn gefasst zu haben schiene, und mich nicht Dinge sagen lassen, die ich nicht gesagt. Darauf ging er fort, und kam nicht wieder — was mir recht lieb war. Denn das Aeußere dieses Menschen hatte für mich etwas Widerwärtiges, das ich nicht beschreiben kann.

Nach dieser Zeit schlug er gänzlich um. Er vertheidigte den schwarzen Despoten von Haiti gegen die Vor-

*) Jener Behauptung ist später widersprochen worden. Es kommt auch darauf nichts weiter an.

würfe, die ihm amerikanische, englische, französische und deutsche Blätter machten, und soll sogar von demselben eine Ladung Kaffee und Zucker als Geschenk oder Belohnung empfangen haben — welche Nachricht wohl nur ein Scherz von den Zeitungsschreibern war, um sich dafür zu rächen, daß er sie öffentlich Lügen strafte. Auch soll er nach Spanien gegangen sein und von dort aus sehr unvortheilhafte Berichte über die damalige Regierung unter den Cortes an deutsche Zeitungen (besonders an die allgemeine) eingesandt haben. Die jetzige Regierung unter den Priestern hat aber seinen hohen Beifall, ungeachtet andre Regierungen auch nicht mit ihr zufrieden sind, weil die Priesterherrschaft noch keinem Fürsten und keinem Volke Seegen gebracht. Das schadet aber nach der Meinung des „Offenbacher Staatsmanns“ gar nichts. Denn was die Priester den Menschen hier auf dieser Welt nehmen, das geben sie ihnen ja reichlich in jener wieder. Und da es ohne Hierarchie nun einmal keinen Katholizismus giebt, der Katholizismus aber das Höchste ist, was der menschliche Geist nur denken kann: so versteht es sich von selbst, daß jener Staatsmann Recht hat. Wie würde ihn auch sonst Hr. A. M., sein Busenfreund, mit Beiträgen unterstützt haben!

Uebrigens hat Hr. Pf. wirklich ein ingenioses Mittel erfunden, seine Freunde in ihrer Proselytenmacherei zu unterstützen, und sich eben dadurch als einen genialen Politiker in der höchsten Potenz erwiesen. Er meint nämlich, es würde wohl am besten sein, wenn man seinen und ihren Gegnern absolutes Stillschweigen auferlegte. Nur hat er dabei zwei Dinge vergessen — eine Vergesslichkeit, die seiner hohen Weisheit keine Ehre macht — einmal, daß man doch nicht aller Welt das Reden und Schreiben verbieten kann, und zweitens, daß, wer solche Waffen wider literarische Gegner braucht, seine Sache schon verloren giebt.

Außer dem bisher bezeichneten Kleeblatte giebt es freilich in Deutschland noch gar Manchen, der das ehrsame Proselytenmacher-Handwerk treibt, bald offner, bald gehei-

mer. Denn ich bin schon Einigen an der Elbe und am Rheine auf der Spur, kann sie aber jetzt noch nicht näher bezeichnen, weil ich der Sache noch nicht so gewiß bin. Es soll jedoch, so Gott will, seiner Zeit geschehen, wenn es nöthig werden sollte. Merkwürdig aber ist hiebei, daß diese Leute nicht katholische Priester sind, welche allenfalls sagen könnten, daß sie ex officio handelten. Sie sind vielmehr insgesammt Laien, treiben aber die Sache so con amore, man könnte sagen, con furore, daß man ihnen ebendeswegen kräftigst entgegentreten muß.

Das bloß schriftliche Entgegentreten ist aber hier doch nicht ausreichend. Denn solche Proselytenmacher haben eine gar zu eiserne Stirn. Sie lassen darum nicht ab von ihrem bösen Wesen. Im Gegentheile sie denken: Tu contra audentius ito! Darum will ich jetzt noch einige Vorschläge gegen die Proselytenmacherei überhaupt beifügen. Denn ein Arzt, der die Krankheit nur erkennt, aber kein Mittel dagegen weiß, ist doch nur ein halber.

Zuvörderst muß ich bemerken, daß diese Gegenmittel in innere und äußere zerfallen. Bei den innern will ich mich aber nicht lange verweilen, da sie keinem echten Gliede der protestantischen Kirche unbekannt sein können. Sie laufen insgesammt auf folgende drei Hauptpunkte hinaus:

1) Man suche den in unsrer Kirche einheimischen Prüfungsgeist immerfort regsam zu erhalten. Denn mit diesem kann die Proselytenmacherei nicht zusammen bestehn. Wer aber etwa fürchtet, daß dieser Prüfungsgeist dem Christenthume schaden möchte, der bedenkt nicht, daß er durch solche Furcht das Christenthum entehrt, indem er es mit andern Religionsformen, die keine Prüfung vertragen, weil ihre Nichtigkeit dadurch an Tag kommt, in eine Klasse stellt. Vertrüge das Christenthum auch keine Prüfung, so wär' es einerlei, ob man Christ, Jude, Heide oder Türke wäre. Das Christenthum aber, sich seiner Stärke wohl bewusst, fodert bekanntlich selbst zur Prüfung auf. »Prüfet

alles« — sagt es — »und behaltet das Gute!« Warum wollten sie also Menschen wehren? Soll aber Prüfung wirklich stattfinden, so muß sie sich nicht nur auf alles erstrecken, sondern auch ganz frei sein, d. h. es darf keine schon fixirte Theorie, keine unabänderliche Glaubensnorm, als Ergebniß der anzustellenden Prüfung vorgeschrieben werden. Denn da wäre ja die Prüfung überflüssig, oder vielmehr sie wäre gar keine. Das ist eben die schwache Seite des Katholizismus, daß er entweder alle Prüfung verbittet, oder nur eine solche zuläßt, die das Vorgeschriebene wieder findet, also keine ist. Ein Protestant, der eben so denkt, ist schon dem Geiste nach ein Katholik, wie sehr er auch Luther's oder Calvin's Lehren im Munde führe.

2) Man lasse ebendarum auch der polemischen Rede und Schrift freien Lauf. Denn die geistige Polemik ist gut, weil sie den Prüfungsgeist weckt und weil sie den Gegner auf ein Gebiet treibt, wo er allemal verlieren muß, wenn er nicht Wahrheit und Recht auf seiner Seite hat. Verbietet oder beschränkt man die Polemik, so gewinnt dabei nur der schlechtere Theil. Das weiß man auch jenseit sehr wohl. Daher sucht man solche Verbote oder Beschränkungen auszuwirken, indem man vorgiebt, es sei doch nöthig, den kirchlichen Frieden von beiden Seiten zu erhalten. Der wahre Grund aber ist, daß man im Kampfe mit den Gegnern die Waffen der Philosophie, der Kritik, der Exegese, der Kirchen- und Dogmengeschichte, überhaupt der Gelehrsamkeit fürchtet. Man würde also gern auf den Gebrauch derselben verzichten, wenn man nur mit Gewalt die Gegner zum Schweigen bringen könnte. Hierin aber sollte nicht gewillfahrt werden. Viel besser ist's, die kleinen Inkonvenienzen zu ertragen, die aus einer zu weit getriebenen Polemik entspringen können. Endlich

3) wirke man insonderheit jenem frömmelnden Mystizismus entgegen, der seit einiger Zeit in unsrer Kirche überhand genommen. Man begünstige und unterstütze ihn

wenigstens nicht von Seiten der höhern Behörden durch allerlei Aufmunterungen, Auszeichnungen und Belohnungen. Denn gerade unter jener mystischen Hülle schleichen sich die Proselytenmacher bei uns ein; und sie finden nirgend leichteres Spiel, als bei solchen Gemüthern, die in dunkeln religiosen Gefühlen schwelgen und deren Einbildungskraft so erhitzt ist, daß sie das Göttliche und Himmlische unmittelbar empfinden und ergreifen wollen. Diesen reden die Proselytenmacher vor, daß die katholische Kirche allein im Besitze solcher Gnadenmittel sei, wodurch die unendliche Sehnsucht frommer Seelen befriedigt werden könne, daß es also der sicherste Weg zum ewigen Heile sei, sich dieser Kirche anzuschließen. Und wo der Verstand einmal umnebelt ist, da finden auch dergleichen Sophistereien den leichtesten Eingang.

Es müssen aber auch noch äußere Mittel gegen die Proselytenmacherei gebraucht werden; und davon will ich etwas ausführlicher sprechen.

Die protestantische Kirche hat bekanntlich der weltlichen Obrigkeit ein oberbischöfliches Recht zugestanden, bestehend in dem Oberaufsichtsrechte und dem Oberschutzrechte. (S. des Verf. Kirchenrecht. Abschn. 8. u. 9.) Es kann aber kein Recht ohne die entsprechende Pflicht stattfinden. Die weltliche Obrigkeit ist also auch verpflichtet, gesetzliche und polizeiliche Verfügungen zu treffen, wodurch der jenseitigen Proselytenmacherei Einhalt gethan werde. Diese Verfügungen bestehen aber keineswegs darin, daß man den Uebertritt von einer Kirche zur andern verbiete oder auch nur erschwere; denn das wäre gegen die Gewissens- und Glaubensfreiheit. Sie bestehen vielmehr in folgenden Punkten:

1. Ist zu verordnen, daß jeder, wes Standes oder Geschlechts er auch sei, wenn er von einer Kirche zu der andern übertreten will, diesen Schritt nicht heimlich, sondern öffentlich thue. Hierin liegt kein Gewissenszwang. Es ist nur eine positive Einschärfung dessen, wozu ohnehin jeder ehrliche und redliche Mensch verpflichtet ist. Wer heimlich aus einer Kirche in die andre übergetreten ist, wer also

noch für ein Glied jener Kirche angesehen sein will, und zu diesem Behufe die gottesdienstlichen Versammlungen derselben fortwährend besucht, während er doch einer ganz andern Religionsgesellschaft angehört: der ist ein Heuchler, ein Betrüger, ein Falsarius, und verdient daher auch Strafe, wenn es hinterher zufällig bekannt wird, daß er seine Mitbürger und Mitchristen so betrogen hat. Die bürgerlichen Gesetze bestrafen einen armen Teufel, der in der Noth einmal eine falsche Unterschrift gemacht hat, um sich aus einer dringenden Verlegenheit zu ziehen, dennoch als Falsarius, und zum Theile sehr hart, wenn er auch nur eine einzige Privatperson betrogen hat. Um wie viel straffälliger ist also der, welcher eine ganze Gesellschaft betrügt, und dieß mit solcher Ueberlegung, wie man bei einem Konfessionswechsel voraussetzen muß, und mit solcher Beharrlichkeit, daß er Jahre lang in der alten kirchlichen Verbindung fortlebt, ohne ihr wirklich anzugehören! Ein solches Verhalten könnte höchstens da in einem mildern Lichte betrachtet werden, wo dem Gewissen des Menschen Gewalt angethan, wo kein Austritt aus der einen Kirche in die andere gestattet würde. Wo aber dieser Austritt jedem freisteht, da lässt sich kein Entschuldigungsgrund denken; da können nur schlechte Absichten (vornehmlich die Absicht, der Gesellschaft heimlich Abbruch zu thun) zu solcher Verstellung bestimmen; da muß sie als ein wirklicher Betrug, mithin als Verbrechen gegen die Gesellschaft angesehen und geahndet werden. Doch werden auch hier, wie überall, noch Abstufungen in Ansehung der Strafwürdigkeit stattfinden. Ist der heimlich Uebergetretene ein bloßer Privatmann, so kann er in der Regel weniger schaden, als wenn er ein öffentliches Amt bekleidet. Der Beamte wird also bei sonst gleichen Umständen härter zu bestrafen sein, als jener, indem der Beamte noch überdieß die Pflicht verletzt, die er seinen Vorgesetzten schuldig ist. Denn was er auch für ein Amt bekleide, so ist es ihm doch immer in der Meinung oder mit dem Glauben anvertraut worden, daß er zu dieser oder jener Kirche gehöre und daß er überhaupt ein Mann ohne Falsch sei. Geht er

also zu einer andern Religionspartei über, oder ist das schon früher geschehen, ohne daß es allgemein bekannt geworden: so ist das eine so wichtige, auf vieles Andre Einfluß habende Lebensveränderung, daß es seine Pflicht ist, wenigstens seinen Vorgesetzten Anzeige davon zu machen. Ist er nun aber gar ein kirchlicher Beamter oder ein Staatsbeamter, der mit Kirchen- und Schulsachen zu thun hat: so ist es gewiß die höchste Schändlichkeit, auch dann noch seinen Uebertritt zu einer andern Kirche zu verheimlichen. Denn er kann dabei nur die boshafte Absicht haben, gegen Eid und Pflicht hinterlistiger Weise der einen Kirche zum Vortheile, der andern Abbruch zu thun. Er handelt also dann nicht bloß als Betrüger, sondern sogar als Verräther. Man lasse sich nur nicht durch den Vorwand täuschen, daß ein solcher Ueberläufer und Verräther durch die geistliche Macht Dispensazion von der öffentlichen Theilnahme an dem Kultus seiner Kirche erhalten habe, und daß über die Kraft und Gültigkeit dieser Dispensazion keiner weltlichen Macht ein Urtheil zustehe. Das ist eitel Sophisterei. Denn erstlich ist es doch ein offenbarer Eingriff der geistlichen Macht in die weltliche, wenn jene (sei es direkt oder indirekt) die Unterthanen und Beamten dieser von irgend einer Pflicht, besonders aber einer solchen dispensiren will, die mit dem Wirkungskreise des angeblich Dispensirten in einer fremden, jener geistlichen Macht gar nicht unterworfenen, Gesellschaft in Beziehung steht *). Und dann ist es ja schon an sich die größte Ungereimtheit von der Welt, anzunehmen, daß eine geistliche Macht Jemanden mittels einer solchen Dispensazion zur Heuchelei, zur Verstellung, zum Betruge, ja zum Verrathe autorisiren könne. Man muß, um so etwas nur als möglich zu denken, schon ganz und gar in die jesuitische Moral oder Anti-

*) Freilich sagt der P. Bonifaz VIII. in der Dekretale Unam sanctam: Subesse romano pontifici, omni humanae creaturae declaramus etc. Aber solche Grundsätze wird man doch jetzo nicht mehr gelten lassen?

moral eingeweiht sein; man muß sich dann zu dem teuflischen Grundsatze bekennen, daß der angeblich gute Zweck auch die schändlichsten Mittel heilige, und daß das Oberhaupt der Kirche von der Gottheit die Macht bekommen habe, selbst das Böse für gut zu erklären, wenn es nur ihm und seiner Kirche Vortheil bringt.

2. Ist zu verordnen, daß jeder, der zu einer andern Kirche übergehen will, vorher sowohl der geistlichen Behörde, mit welcher er bisher in kirchlicher Verbindung stand, als auch der weltlichen Ortsobrigkeit davon Anzeige mache, damit diese gemeinschaftlich untersuchen können, welche Motive ihn dazu bestimmt haben. Fände sich nun bei dieser Untersuchung, daß von der andern Seite her unstatthafte Mittel angewandt worden, um jemanden zum Uebertritte zu bewegen: so würde zwar ihm selbst, wenn er bei seinem Vorsatze beharrte, der Uebertritt nicht zu verwehren, derjenige aber oder diejenigen, welche sich jener Mittel bedient hätten, würden deshalb in Anspruch zu nehmen und nach Befinden der Umstände mehr oder weniger hart zu bestrafen sein. Und wäre der hiebei wirksam gewesene Proselytenmacher ein Geistlicher, so würde er noch überdieß seines Amtes ganz oder auf Zeit zu entsetzen sein, weil er dasselbe auf eine so unwürdige Weise gemisbraucht hätte. Denn der Geistliche soll zwar Andre belehren, und er darf daher auch die, welche seinen Unterricht suchen, von der Wahrheit seiner Kirchenlehre zu überzeugen sich bemühen. Er soll sich aber nicht aufdringen, soll nicht durch Vorspiegelung von zeitlichen Vortheilen oder Nachtheilen Andre zum Abfalle von ihrer Kirche zu überreden suchen; denn dadurch wird er ein Verführer, ein Seelenverkäufer, und entehrt sein heiliges Amt auf eine solche Weise, daß er es nicht mehr zu bekleiden verdient. Ein gleiches Schicksal würde mit Recht auch denjenigen Geistlichen treffen, welcher eheliche Verbindungen zwischen Personen verschiedner Konfession zu proselytenmacherischen Zwecken benutzte, oder gar sich weigerte, zu thun, was seines Amtes ist, nämlich solche Ehen kirchlich zu weihen, wofern nicht der,

einer andern Kirche angehörige, Gatte entweder selbst zur Kirche des Geistlichen übertreten oder wenigstens sich verpflichten wollte, die künftigen Sprößlinge der Ehe in dieser Kirche taufen und erziehen zu lassen. Denn die Liebe des einen Verlobten zum andern und die daraus hervorgehende Sehnsucht nach einer baldigen Verbindung ist, als religiöses Motiv gebraucht, immer ein unreines, bloß sinnliches, mithin unerlaubtes Motiv; und es kann dadurch leicht der eine Theil zu unüberlegten Schritten oder Versprechungen verleitet werden, die er nachher, wenn der Rausch der Leidenschaften vorüber ist, vielleicht zeitlebens bereut, die also nicht nur sein häusliches Glück, sondern auch, was noch schlimmer, den Frieden seiner Seele zerstören können. Und das ist doch gewiß kein geringes Vergehen, besonders von Seiten eines Geistlichen, der eben dazu berufen ist, den innern und äußern Frieden zu befördern. Mit seiner guten Absicht darf er sich nicht entschuldigen. Denn man soll nicht auf's Ungewisse hinaus, selbst auf die Gefahr, das Gewissen Andrer zu beunruhigen, sie zu etwas zu bereden suchen. Mit einem Worte also, das Gesetz verbiete geradezu jedem Geistlichen, irgend einem Gliede einer fremden Kirche den ersten Antrag zur Verlassung dieser Kirche zu machen; es gebiete ihm, den Antrag von der andern Seite ruhig abzuwarten, und erlaube ihm erst dann belehrend und ermahnend einzuwirken, wenn ein solcher Antrag geschehen. Ohne ein Gesetz dieser Art wird die ehr- und gewissenlose Proselytenmacherei nimmer ruhen noch rasten. Ich setze aber dabei natürlich voraus, daß es auch mit unerbittlicher Strenge gehandhabt werde. Denn sonst werden die Proselytenmacher sich stets sowohl durch den sinnlosen Grundsatz, daß außer ihrer Kirche kein Heil sei, als durch andre Vortheile zur Uebertretung des Gesetzes verlockt fühlen. — Es ist aber

3. noch etwas unumgänglich nöthig, wenn jene gesetzlichen Verfügungen ihre volle Wirkung thun sollen; und dieses fällt hauptsächlich in den Wirkungskreis der höhern Polizei. Seit die päpstliche Macht, selbst mit Hülfe protestan-

tischer Fürsten und Völker, restaurirt worden, ist zum Lohne dafür auch der Jesuitenorden restaurirt worden — ein Orden, der ganz eigentlich zur Vernichtung der protestantischen Kirche gestiftet ist. Dieser Orden sucht sich auch überall wieder einzuschleichen, selbst da, wo er noch gesetzlich verboten ist; denn was kümmert sich derselbe um gesetzliche Verbote! Mit seinem Probabilismus, mit seinen Mentalreservazionen, mit seinen Sophismen und Machinazionen weiß er überall Freunde, Gönner, Beschützer zu finden. Namentlich ist dieß im nachbarlichen Frankreich der Fall. Hier giebt er vor, die Bourbons auf ihrem Throne befestigen zu wollen, während er sie doch, wenn sie ihm Gehör geben sollten, ganz gewiß (gleich den von den Jesuiten ebenfalls zu falschen Maßregeln verleiteten Stuarts) wieder herunter bringen und Frankreich, mit Frankreich aber ganz Europa, in eine neue Revoluzion verwickeln wird. Denn Frankreich ist kein Insellland, wie Großbritannien, in welchem ein Revoluzionsbrand wohl ausbrennen konnte, ohne andre Länder mit zu entzünden. Eine zweite Revoluzion in Frankreich würde daher gewiß wieder eine zweite Revoluzion der Welt werden und vielleicht noch größere Erschütterungen hervorbringen, als die erste. Doch dieß geht mich hier nichts an. Es stehe nur beiläufig da als ein Warnungszeichen für die, welche Augen zu sehen und Ohren zu hören haben. Hier ist mein Zweck bloß, die Jesuiten als geborne Proselytenmacher, die auch die meisten Proselyten unter den Fürsten gemacht haben, zu bezeichnen und die Maßregeln anzugeben, die von protestantischer Seite gegen sie zu ergreifen sein möchten. Glücklicher Weise hat die preiswürdige niederländische Regierung in dieser Hinsicht schon ein herrliches Beispiel gegeben *). Als sich nämlich vor einiger Zeit Jesuiten aus der französi-

*) Früher auch die preußische unter dem großen Churfürsten, Friedrich Wilhelm, durch eine weise Verfügung, die man in Grube's Corpus constitutionum prutenicarum P. I. p. 294. findet d. d. Königsberg den 20. April 1684. Ist diese Verfügung noch in Kraft oder ist sie vergessen?

schen Nachbarschaft über die niederländische Gränze geschlichen hatten, um auch hier ihr böses Spiel zu treiben: ließ jene Regierung die Herren augenblicklich über die Gränze zurückbringen, mit der nachdrücklichsten Verwarnung, nicht wieder zu kommen. Zugleich verbot sie allen Niederländern, die ihre Kinder im niederländischen Staats- oder Kirchendienste angestellt wissen wollten, dieselben nach Frankreich in die Jesuitenschulen zu schicken. So ist's recht. Diesem schönen Beispiele mögen doch alle deutsche Regierungen, besonders die, welche Frankreich zum Nachbar haben, folgen. Ihre Polizeiagenten an der Gränze müssen angewiesen werden, jeden Jesuiten, der über die Gränze kommt, sobald sie ihn erkannt haben, auf der Stelle über die Gränze zurückzubringen. Denn er ist nichts weiter als ein Emissar des Ordens, um insgeheim Proselyten zu machen. Lässt er sich zum zweiten Male betreten, so werde er ein Jahr lang eingesperrt und dann wieder über die Gränze gebracht. Einen dritten Versuch büße er mit gänzlichem Verluste der Freiheit.

Man nenne diese Vorschläge nicht unduldsam! Denn das böse Prinzip, welches dem Jesuitismus innewohnt, soll man nicht dulden. Und wenn die Jesuiten sich über Unduldsamkeit beschweren wollten, so dürfte man wohl fragen: Wer ist unduldsamer gewesen, als eben sie selbst? In Böhmen, das sonst beinahe ganz protestantisch war, haben sie den Protestantismus fast ganz wieder ausgerottet, nicht bloß durch List, sondern auch durch harte und gewaltsame Maßregeln. So haben sie es auch anderwärts getrieben. Sie können sich also nicht über Unduldsamkeit beschweren, wenn man sie unter uns nicht leiden will; es müsste denn auch unduldsam sein, einem falschen Spieler die Thüre zu weisen, oder sich überhaupt einen Bösewicht vom Leibe zu halten. Ach! die Protestanten haben sich von jeher nur zu viel gefallen lassen, was jenseit gegen sie gethan oder versucht wurde. Sie wollten keine Repressalien brauchen, sei's aus gutmüthiger Friedensliebe oder aus übelverstandner Duldsamkeit, und haben dadurch dem Erbfeinde ihrer Kirche nur

zu viel Vortheile gewährt. Ich trage daher kein Bedenken, noch einen Schritt weiter zu gehn und folgenden Vorschlag zu machen: Es schließe keine protestantische Regierung ein Konkordat mit dem römischen Stuhle, so lange derselbe nicht die protestantische Kirche ausdrücklich als eine solche anerkennt und alle, öffentliche oder geheime, Bedrückung derselben, mithin auch alle Proselytenmacherei, welche über die Schranken einer freien Belehrung hinausgeht, förmlich untersagt. Ich weiß wohl, daß die römische Kurie dieß nicht thun wird *). Ich sehe aber auch kein Unglück dabei, wenn man von unsrer Seite gar keine Konkordate mit Rom abschließt. Die protestantischen Fürsten können dessen ungeachtet ihren katholischen Unterthanen gerecht werden, können ihnen freie Religionsübung gestatten, können sie an allen Staatsämtern theilnehmen lassen. Denn das gebietet die Pflicht. Aber der katholischen Kirche Vortheile gewähren, die nicht durch eine volle Reziprozität von ihrer Seite ausgeglichen werden, das gebietet weder die Pflicht, noch

*) Wie die römische Kurie gegen protestantische Fürsten gesinnt sei, davon giebt das Diario di Romà ein neues Beispiel. Zur Herstellung der abgebrannten Paulskirche in Rom hatte der König von Frankreich 60,000 Franken, der König der Niederlande aber 20,000 Gulden holl. (= 42,428 Fr.) also im Verhältnisse zu den beiderseitigen Reichen noch mehr beigesteuert. Jenes Geschenk wird mit großen Lobeserhebungen und Dankbezeigungen, dieses gar nicht erwähnt. Wenigstens beklagt sich darüber das Journal de la Belgique. Es wird nun wohl noch eine kalte Danksagungsformel nachkommen. Aber die römische Kurie wird deshalb um kein Haar gefälliger gegen die niederländische Regierung sein; denn diese ist nun einmal ketzerisch. Man sollte das doch endlich einmal begreifen und nicht sein baares Geld nach Rom schicken, da man es im eignen Lande viel besser anwenden kann. Erklärte doch selbst der, späterhin mit Beihülfe protestantischer Fürsten in seine Würde wieder eingesetzte, P. Pius VII. im J. 1803 in seiner Instrukzion an den Nunzius zu Wien, es sei eine feste Regel des kanonischen Rechts, daß die Unterthanen eines ketzerischen Fürsten von aller Huldigung, Treue und Gehorsam gegen ihn entbunden bleiben!

ist es überhaupt Recht. Es ist vielmehr ein Unrecht gegen die protestantische Kirche, der die protestantischen Fürsten als Oberaufseher derselben auch Oberschutzherren sein, die sie also in alle Wege vor jenseitigen Eingriffen und Umtrieben bewahren sollen. Ja sie sind dieß nicht bloß der Kirche, sie sind es dem Staate, sie sind es der Welt schuldig, die in kirchlicher wie in bürgerlicher Hinsicht Ruhe und Frieden verlangt. Denn von allen bösen Geistern, welche die Hölle losgelassen, um die Ruhe und den Frieden der Welt zu stören, ist keiner so unsauber, als der Dämon der Proselytenmacherei. Ihm dienen alle übrige böse Geister, die Dämonen der Arglist, des Treubruchs, der Zwietracht, des Hasses, des Fanatismus, der Verfolgungssucht u. s. w. Darum eben ruft der Heiland das »Wehe« über die Proselytenmacher aus und nennt ihre Zöglinge »Kinder der Hölle, zwiefältig mehr als sie selbst.« So lange demnach die Mächte der Erde diesen Dämon nicht gebändigt haben, werden sie vergeblich sich bemühen, Ruhe und Frieden in der Welt zu erhalten. Möchten sie also den Wunsch aller wahren Freunde der Religion erhören! Möchte insonderheit Preußens edler König, der erste protestantische Fürst Deutschlands, alle seine Macht und sein Ansehn dazu verwenden, der heillosen Proselytenmacherei, in Deutschlands Gauen wenigstens, ein Ende zu machen! Was hier, im Herzen Europa's, geschähe, würde dann gewiß auch außer Deutschland heilsame Früchte bringen.

Zum Schlusse noch ein Wort an euch, ihr Wohlgesinnten in der katholischen Kirche selbst. Ich weiß es, daß ihr im Stillen über das Unwesen der Proselytenmacherei seufzet. Ich weiß, daß ihr euch jener schlechten Werkzeuge und Mittel der Ausbreitung eurer Kirche schämt. Denn ich hörte selbst einmal an der Tafel eines gut katholischen Fürsten ein nicht sehr vortheilhaftes Urtheil über einen der vo

mir bezeichneten Proselytenmacher. Und in der That, wenn ihr die so einfache, so wahre, so beurkundete Erzählung von dem neuerlichen Uebertritte des Fürsten von Salm zu unsrer Kirche leset; wenn ihr da sehet, wie offen, edel und würdig die protestantischen Geistlichen in Strasburg sich dabei sowohl gegen den Fürsten selbst als gegen seine Gemahlin benahmen; und wenn ihr nun damit das Benehmen der dortigen katholischen Behörden und der in eurer Kirche rumorenden Proselytenmacher überhaupt vergleicht: so muß ja wohl vor Schaam all euer Blut auf die Oberfläche heraustreten und euren Blick niederbeugen. Warum macht ihr aber nicht eurem gepressten Herzen Luft? Warum tretet ihr nicht hervor und sagt euch los von solchem Unwesen? Warum führt ihr eurem Oberhirten nicht zu Gemüthe, daß Jesus Christus, dessen Statthalter er sein will, sich solcher Werkzeuge und Mittel zur Ausbreitung des Christenthums nimmer bediente, und daß, wenn er es gethan, das Christenthum nimmer den Sieg über Heidenthum und Judenthum davon getragen haben würde? Die Furcht vor jenem Oberhirten kann euch doch nicht Alle davon abhalten. Denn Viele von euch leben ja unter dem Zepter protestantischer Fürsten, der euch wohl schützen würde gegen ungerechte Gewalt. Ermuthigt euch doch also und sagt es laut vor aller Welt: »Verworfen ist, wer seine Kirche »durch Proselytenmacherei entehrt.«

XIX.

Wissenschaftliches Gutachten

in Sachen des

Razionalismus und des Supernaturalismus.

Ein Nachtrag zur Leipziger Disputazion.

(Erschien zuerst: Leipzig, 1827. 8.)

Vorwort zur neuen Ausgabe.

Ursprünglich führte diese Schrift den Titel eines philosophischen Gutachtens. Es ist aber doch eigentlich ein philosophisch-theologisches, so wie auch die Veranlassung zur Herausgabe desselben in einem gelehrten Kampfe lag, welchen ein Doktor der Theologie bei dem Antritte seines Amtes auf der Universität Leipzig erregte. Darum hab' ich es unter meine theologischen Schriften aufgenommen und ihm den Titel eines wissenschaftlichen Gutachtens überhaupt gegeben, so daß es dem geneigten Leser freisteht, ob er dabei vorzugsweise an die Philosophie oder an die Theologie denken wolle. Auch würde in der That die Philosophie als solche nie auf den Einfall gekommen sein, Razionalismus und Supernaturalismus einander entgegenzusetzen, und in Folge dieses wunderlichen Gegensatzes die Frage aufzuwerfen, ob es wohl erlaubt sei, in Sachen der Religion oder des Glaubens der Vernunft eine entscheidende Stimme zu gewähren, wenn nicht die Theologen diesen seltsamen Einfall gehabt hätten, um aus ihrem wissenschaftlichen Gebiete mit einigem Scheine des Rechts die Philosophie zu verdrängen oder sie wenigstens als bloße Schleppenträgerin der Theologie nachtreten zu lassen. Was aber die Schrift selbst betrifft, so ist in Bezug auf den Ursprung derselben eine geschichtliche Einleitung vorausgeschickt. Dann folgen drei Abschnitte, welche 1) den Gegensatz zwischen Razionalismus und Irrazionalismus, 2) den Gegensatz zwischen Naturalismus und Supernaturalismus, und 3) das eigentliche oder wahre Verhältniß (denn einen wirklichen Gegensatz giebt es hier nicht, wenn man ihn nicht erst erkünstelt) zwischen Razionalismus und Supernaturalismus bestimmt; worauf zuletzt eine Schlussbemerkung folgt. Möchte man den darin ausgesprochnen Wunsch wohl beherzigen!

Geschichtliche Einleitung.

Veranlasst durch zwei andre, muß diese Schrift zuvörderst von jenen berichten, ehe sie von sich selbst reden kann. Die erste handelt vom Razionalismus und dessen Verhältnisse zum Naturalismus (de rationalismi, qui dicitur, vera indole et qua cum naturalismo contineatur ratione). Sie hat den Hrn. Dr. August Hahn zum Verfasser, welcher unlängst von Königsberg nach Leipzig als ordentlicher Professor der Theologie, und zwar neuer Stiftung, berufen worden, da die hiesigen theologischen Lehrstellen alter Stiftung zur Zeit noch besetzt sind *). Weil nun nach alter Observanz ein ordentlicher Professor der Theologie zu Leipzig auch ein auf dem philosophischen Katheder habilitirter Magister sein muß — durch welche Observanz man vermuthlich die innige Verbindung zwischen Philosophie und Theologie andeuten wollte — so sollte jene Schrift ihrem Verfasser, nach ursprünglicher Bestimmung, als philosophische Habilitazionsschrift dienen. Darum bracht' er sie auch mir als damaligem Dechanten der philosophischen Fakultät zur Zensur und erhielt von mir das Imprimatur ohne Bedenken und Aufenthalt, ob ich gleich mit dem Inhalte und der gegen den Razionalismus sehr feindseligen Richtung jener Schrift, nach meiner Ansicht von der Sache, sehr unzufrieden sein musste. Es ist aber Maxime bei mir, jeden sich nach Herzenslust aussprechen zu lassen; weshalb ich auch noch nie während meiner langen amtlichen

---

*) Es lebte nämlich zu jener Zeit noch der sel. Tzschirner, dessen Stelle durch Hrn. Dr. Großmann wieder besetzt worden.

Zensur-Praxis — denn in Leipzig ist jeder ordentliche Professor alter Stiftung in der philosophischen Fakultät von Amts wegen Zensor aller in sein Lehrfach einschlagenden Schriften — irgend einer Schrift, auch wenn sie unmittelbar gegen mich selbst gerichtet war, das Imprimatur verweigert oder etwas in ihr zu streichen mir erlaubt habe. Ich rühme mich dessen nicht — denn es ist nur Pflicht und Schuldigkeit — sondern bemerk' es bloß beiläufig wegen des Folgenden.

Es begab sich nämlich, daß aus dieser ursprünglich philosophischen Habilitazionsschrift, nachdem sie schon von mir das Imprimatur erhalten, plötzlich eine theologische Disputazion pro loco wurde, ungeachtet kein Platz in der theologischen Fakultät erledigt und einzunehmen war. Darum hieß es auch nur pro loco olim obtinendo, als sei dem Disputirenden die einstige Ertheilung einer ordentlichen Lehrstelle alter Stiftung in der theologischen Fakultät schon voraus zugesichert. Die Folge davon war, daß nun der Disputirende nicht von mir, dem es nach der Verfassung außerdem zugekommen wäre, weil ich die Erlaubniß zum Drucke und zur Haltung der Disputazion im Namen der philosophischen Fakultät gegeben hatte, eingeführt, und daß auch nicht von mir zuerst opponirt wurde, sondern beides von Seiten des Herrn Dechanten der theologischen Fakultät geschahe. Da ich aber wenig oder nichts auf Formalitäten und Rangverhältnisse gebe: so ließ ich mir alles gefallen und begnügte mich mit der zweiten Opposizion, um nach derselben dem Disputirenden in hergebrachter Form die Rechte eines habilitirten Magisters zu ertheilen, ohne deren Besitz ein Professor in Leipzig weder Rektor, noch Beisitzer des akademischen Gerichts, noch erwähltes Mitglied eines der drei Kollegien (des großen und kleinen Fürsten- und des Marien-Kollegiums) werden kann *).

*) So war es nach der zu jener Zeit noch bestehenden Verfassung, die aber seitdem schon verändert worden und wahrscheinlich noch mehr Veränderungen erleiden wird.

Bei der Disputazion über die erwähnte Schrift ging es etwas scharf her. Da ich überhaupt mit meiner Ueberzeugung nicht hinter dem Berge zu halten pflege, unbekümmert ob sie gefalle oder misfalle: so sprach ich mich auch hier unumwunden für den so hart angeklagten Razionalismus aus. Denn ungeachtet ich wohl wusste, daß bei solchem Disputiren nie etwas ausgemacht wird, sondern der ganze Aktus am Ende auf eine mit vielen schönen Komplimenten versüßte Spiegelfechterei hinausläuft — weshalb man auch nach der solidern Denkart unserer Zeit jetzt wenig mehr darauf achtet — so hielt ich es doch für meine Pflicht, mich des unschuldig Angeklagten anzunehmen. Als es aber schien, der Streit möchte zu hitzig werden, sucht' ich ihm eine scherzhafte Wendung zu geben, mit der ich auch meine Opposizion schloß.

Nachdem ich auf solche Weise die Sache für abgemacht hielt und kaum noch daran dachte, erschien hier plötzlich eine zweite oder Nachschrift unter dem Titel: »Die leipziger Disputazion, eine theologische Denkschrift,« von einem ungenannten Verfasser *), welcher nicht nur dem größern Publikum Bericht von jener Disputazion erstattete, sondern auch als eine Art Vermittler zwischen den streitenden Parteien auftrat. Der Verfasser sucht nämlich zu beweisen, daß der Razionalismus, für den sich jedoch der Verf. nicht geradezu erklärt, keineswegs dem Christenthume gefährlich oder bedrohlich (funestus, wie Hr. Dr. Hahn gesagt hatte) sei, daß er sich vielmehr sehr wohl mit demselben vertrage und daß es eben so unchristlich als unprotestantisch sei, den Razionalismus auf solche Weise zu verdammen oder wohl gar das Seelenheil des Menschen vom sogenannten Supernaturalismus abhängig zu machen, da ja der Stifter des Christenthums nirgend gesagt habe: Selig sind die Supernaturalisten! so wie auch der fromme Spener noch auf seinem Sterbebette erklärt habe, der große Weltheiland wäre doch

*) Später hat sich Hr. M. Karl Hase (jetzt Prof. in Jena) dazu bekannt.

ein gar zu armer Heiland, wenn er nur die (sich so nennenden) orthodoxen Lutheraner erlöst hätte. Ja der Verfasser gesteht sogar zu, daß es auch einen unchristlichen Supernaturalismus (z. B. einen türkischen) geben könne. Hierin wird ihm gewiß jeder verständige Leser Recht geben; wie denn überhaupt die ganze Schrift sehr lehrreich und lesenswerth ist, und daher allen denen, welche sich ein selbständiges Urtheil über diese Streitsache bilden wollen, nicht genug empfohlen werden kann.

Was aber den Bericht von der leipziger Disputazion betrifft, so haben sich in denselben ein Paar Unrichtigkeiten eingeschlichen, die ich noch kürzlich bemerken muß, da es mir, nachdem die Sache einmal öffentlich zur Sprache gebracht ist, wegen meiner amtlichen Theilnahme daran nicht gleichgültig sein kann, wie das größere Publikum, das nur nach fremden Berichten zu urtheilen vermag, davon unterrichtet werde.

Es heißt nämlich zuerst S. 4.: »Der alte Streit der »Theologie und Philosophie, der große Gegensatz des Zeital»ters zwischen ehrwürdigem Herkommen und freier Vernunft »trat in ausgezeichneten Persönlichkeiten wider einander; »ein geistiger Kampf auf Leben und Tod, geführt »mit allem, was gleiche Gelehrsamkeit und die Beredtsamkeit »der Ueberzeugung darbot; hier die gewandte Sprache eines »gefühlvollen und begeisterten Herzens, dort aller Scharfsinn »und Witz des Verstandes, welcher nicht ohne Anstren»gung die gewohnte Klarheit über der innern »Bewegung frei zu erhalten suchte; und doch wollten »junge Freunde in den Augen des kalten Philoso»phen eine Thräne gesehen haben.«

In diesem Satze sind nicht weniger als drei Unrichtigkeiten enthalten. Erstlich war es bei jenem Kampfe auf nichts weniger als auf Leben und Tod, weder körperlich noch geistig, abgesehn. Ich schätze Hrn. Dr. Hahn wegen seines Charakters und seiner Gelehrsamkeit viel zu hoch; ich rechne mir es selbst zur Ehre, daß er mein Zuhörer gewesen, wenn er gleich, was

allen meinen Zuhörern frei steht, meine Lehre nicht angenommen; ich erwarte sogar von seiner amtlichen Thätigkeit bei der hiesigen Universität so viel Gutes — denn die studirende Jugend soll auch die Gegensätze genau kennen lernen, damit sie überhaupt denken und urtheilen lerne — daß es mir wahrlich auch nicht im Traume einfallen konnte, mit ihm einen Kampf auf Leben und Tod zu beginnen. Und ich schwöre darauf jeden Augenblick ein juramentum de credulitate, daß es auch meinem ehrenwerthen Gegner nicht eingefallen, mich todt zu machen, nachdem er kaum in Leipzig angekommen. Was müsste das auswärtige gelehrte Publikum von uns denken, wenn es nach jenem Berichte glauben sollte, daß wir beide wie ein paar altbarbarische gelehrte Klopffechter über einander hergefallen wären, um Einer den Andern zu vernichten, also gleichsam eine neue leipziger Schlacht zu liefern! Ich rufe förmlich und feierlich alle Anwesende zu Zeugen auf, daß dem nicht so gewesen. Der Verfasser hat also hier wenigstens eine gewaltige Hyperbel gemacht, dergleichen in historischen Berichten nicht stattfinden sollten.

Zweitens: Was der Berichterstatter für innere Bewegung ausgiebt, über welcher ich nicht ohne Anstrengung die gewohnte Klarheit frei zu erhalten gesucht haben soll, war nur etwas Körperliches, nämlich ein ganz gewöhnlicher, mit einem leichten Schnupfen verbundener, Kopfschmerz, der wohl einige Anstrengung, um mit gewohnter Klarheit zu sprechen, nöthig gemacht haben mag, aber eben so wenig als die Gegenrede mein Inneres in irgend eine größere Bewegung gesetzt hat, als sonst bei einer lebhaften Zwiesprache stattfindet. In das Herz meines ehrenwerthen Gegners hab' ich freilich auch nicht schauen können, so wenig als der Berichterstatter. Ich gestehe aber offen, daß ich in den während der Disputazion gesprochenen Worten desselben — so weit ich sie vernommen; denn ich konnte nicht bis zu Ende der Disputazion gegenwärtig bleiben — weder eine Fülle von Gefühlen noch eine ungewöhn-

liche Begeisterung wahrgenommen habe. Er sprach vielmehr mit mir (ein Paar Momente ausgenommen, wo er etwas lebhafter wurde) in bester syllogistischer Form, setzte Schluß gegen Schluß; und diese Form ist bekanntlich nicht dazu geeignet, gefühlvoll und begeistert zu reden. Man hat sie vielmehr ebendeswegen bei gelehrten Disputazionen, die immer nur Verstandessache sind, als Regel vorgeschrieben, damit sich Gefühl, Affekt, Leidenschaft und Enthusiasmus nicht einschleichen sollen, weil sie nicht dahin gehören. Wer als Präses oder Respondent auf dem philosophischen Katheder mit seinen Opponenten gefühlvoll und begeistert sprechen wollte, würde sich nur lächerlich machen. Und dieses Fehlers hat sich mein ehrenwerther Gegner wahrlich nicht schuldig gemacht.

Drittens endlich ist mir auch nichts von einer Thräne bewusst, welche junge Freunde in den Augen des kalten Philosophen gesehen haben wollen, wenn dieß, wie es nach dem Zusammenhange scheint, eine Thräne der Rührung gewesen sein soll. Ich würde mich derselben nicht schämen; denn, Gott Lob! weder die Philosophie noch das Lebensalter hat mich schon so abgekühlt, daß ich nicht mehr weinen könnte. Aber der Wahrheit gebürt nun einmal vor allem die Ehre. Ich habe also, das kann ich sowohl beim heiligen Nepomuk als bei der heiligen Rosalie versichern, während der ganzen Disputazion auch nicht eine Thräne der Rührung vergossen. Ich wüsste auch gar nicht, wodurch oder worüber ich hätte gerührt werden können. Es war da weder etwas Tragisches noch etwas Sentimentales zu sehen oder zu hören. Es wurde ja nur syllogistisch in optima forma disputirt. Haben demnach junge Leute in meinen Augen etwas Glänzendes bemerkt: so muß es entweder von dem vorerwähnten Schnupfen oder von folgendem Umstande hervorgerufen worden sein. Ich hörte nämlich oft auf meine Einwürfe mit Credo antworten. Dieses oft wiederholte Credo rief mir das bekannte Credo quia absurdum est in's Gedächtniß und nöthigte mir ebendadurch ein Lächeln ab. Da kann es

nun wohl geschehen sein, daß etwas Glänzendes in mein Auge getreten. Es war aber dann keine Thräne der Rührung, sondern einer ganz andern Bewegung, die bekanntlich zuweilen mit der Rührung gleichen Effekt auf das Auge macht.

S. 8 und 9 erzählt der Berichterstatter dem Publikum noch ein andres Geschichtchen, das sehr ergötzlich ist und beweist, daß sogar die leipziger Damen an dieser leipziger Disputazion lebhaften Antheil genommen. Eine schöne Frau — bekanntlich sind das alle Frauen; mithin ist es eigentlich ein Pleonasmus, so zu reden — fragt in einer Gesellschaft: »Ist's denn wirklich, daß der Prof. Krug dem D. Hahn »vorgeworfen hat, er glaube an einen Teufel?« Darauf erwiedert der Gefragte witzig: »Im englischen Fracke, wie »den Memoirenschreiber, oder den alten mit Pferdefüßen?« Jene aber versetzt: »Nun, das wohl nicht; aber ich sage Ihnen, an einen wirklichen persönlichen Teufel, wie er den »Don Juan holt, und wegen der Memoiren wenigstens über »den Misbrauch seines Namens vor einem schwäbischen Ge»richtshofe Klage geführt und Recht bekommen hat, wie uns »vorigen Herbst der angenehme junge Mann, der D. Hauff »selbst, beim Thee erzählte.« Das verbessert eine Freundin »von nicht so unmäßiger Aufklärung« mit den Worten: »Das wäre auch ein rechter Vorwurf! Nein er [Krug] hat »ihm [Hahn] vorgeworfen, daß er [Hahn] mit dem Herrn »Urian ein Bündniß gemacht habe, wie D. Faust.« Und nun fährt der ungenannte Berichterstatter in eigner Person fort: »Die Wahrheit an der Sache ist, daß Hr. Pr. K. nach »ziemlich kühner Schlussfolge seinen Gegner einen Freund »des Teufels nannte, nicht in jener harmlosen Be»ziehung, weil die Partei desselben [Hahn's] ein besonders »lebhaftes Interesse am Dasein eines Teufels nimmt, son»dern in einer dem wissenschaftlichen Streite fer»nen, rein persönlichen Rücksicht; und durch dieses »als Scherz unpassend für den hohen Ernst des

»Gegenstandes, als Ernst gewiß unbillig und »furchtbar bitter.«

Das klingt recht tragisch, wenigstens pathetisch. Aber das Pathos ist hier auf gleiche Weise »unpassend« es mag »Ernst« oder »Scherz« sein. Der Leser urtheile selbst. Durch einen fünfgliedrigen Sorites, den der Ungenannte eine »ziemlich kühne Schlussfolge« nennt, und den ich, damit die Damen (falls sie etwa dieß auch lesen sollten) nicht davor erschrecken, hier bloß unter den Text setzen will *), sucht' ich allerdings zu beweisen, daß mein ehrenwerther Gegner ein Freund des Teufels sei. Wer aber auch nur den Obersatz dieses Kettenschlusses aus meinem Munde vernahm und dann hörte, wie ich den Untersatz aus dem Titel der Streitschrift, und zwar bloß aus den Worten pro loco in ordine theologorum olim obtinendo darzuthun suchte, konnte keinen Augenblick in Zweifel bleiben, wie das gemeint sei. Mein ehrenwerther Gegner verstand auch augenblicklich den Scherz; denn er versetzte, es freue ihn herzlich, daß er nur aus diesem Grunde ein Freund des Teufels sein solle. Von der obigen Alternative des Ungenannten fällt also gleich das zweite Glied weg. Von einem »gewiß unbilligen und furchtbar bittern Ernste« kann hier vernünftiger Weise gar nicht die Rede sein. Es bliebe also nur noch der »unpassende Scherz« übrig, und zwar angeblich »unpassend für den hohen Ernst des Gegenstandes.«

Wollt' ich mich hier durch Autoritäten decken, so könnt' ich wohl eine sehr bedeutende anführen, die des sel. Reinhard. Diesen Mann, der Ernst und Scherz und Schick-

---

*) Quicunque improbo novandi pruritu laborat, est neologus;
Quicunque neologus, est haeresiarcha;
Quicunque haeresiarcha, est perturbator ecclesiae;
Quicunque perturbator ecclesiae, est inimicus Christi;
Quicunque inimicus Christi, est amicus diaboli.
Atqui — Ergo —

lichkeit sehr wohl zu beurtheilen verstand, hab' ich, während eines vierjährigen Aufenthalts in Wittenberg, wenigstens 400, schreibe vierhundert, mal disputiren hören, theils als Präses, theils als Opponent, öffentlich und privatim — denn er hielt ein eignes Disputatorium — und zwar oft über die allerwichtigsten und erhabensten Gegenstände. Er mischte aber jedesmal Scherz unter Ernst, und mit Recht. Denn erstlich schadet der Scherz keinem wissenschaftlichen Streite, welchen Gegenstand dieser auch betreffe — weshalb Plato, Xenophon, Cicero und andre Alte vom besten Geschmacke ihren Gesprächen, die nichts anders als wissenschaftliche Disputazionen sind (nur nicht so gehalten wie geschrieben, oft auch ganz erdichtet) gar häufige Scherze einmischen — und zweitens sind die gewöhnlichen akademischen Disputazionen, wo man oft nichts weiter als eine Menge von abgedroschenen Komplimenten hört, die langweiligsten Dinge von der Welt, wenn nicht das Gemüth zuweilen durch eine scherzhafte Wendung des Gesprächs erheitert und ermuntert wird. Ja ich könnte mich sogar mit dem Ansehn der heiligen Kirchenväter decken, die ihren meistens sehr ernsthaften Schriften, sogar ihren heiligen vor dem Volke gehaltenen Reden, scherzhafte Wendungen einmischten.

Doch es bedarf dieser Autoritäten gar nicht. Ich halte mich an den allgemein geltenden Grundsatz: Was nicht verboten ist, das ist erlaubt. Nun giebt es aber weder ein logisches, noch ein moralisches, noch ein politisches, noch ein ästhetisches, noch irgend ein andres Gesetz, welches das Scherzen beim Disputiren, auch über ernsthafte Gegenstände, verböte. Also wird mir der Ungenannte wohl gestatten müssen, nach wie vor zu scherzen, wenn ich eben dazu aufgelegt bin.

Aber der Scherz war nicht in einer »harmlosen Beziehung,« sondern in einer »rein persönlichen Rücksicht,« die dem Streite fremd war, gemacht, also doch »unpassend«. Ich weiß nicht, ob es eine harmlosere Beziehung geben kann, als eben die jenes Scherzes; wenigstens

ist die Beziehung, welche der Ungenannte im Sinne hat, gewiß nicht so harmlos, als die meinige. Hätt' ich meinen ehrenwerthen Gegner darum einen Teufelsfreund genannt, weil er am Dasein des Teufels ein besonders lebhaftes Interesse nimmt: so wäre das doch wohl auch persönlich, aber lange nicht so harmlos gewesen, als wenn ich ihn wegen der unschuldigen Worte des Titels: Pro loco etc. so nannte. Ich that das aber bloß, um dem etwas hitzig gewordenen Streite einen heitern und eben dadurch mildernden oder besänftigenden Ausgang zu geben. An irgend etwas Persönliches hab' ich dabei wahrlich nicht im Entferntesten gedacht. Wohl aber hatt' ich dabei noch eine andere Absicht. Ich wollte gern meinem ehrenwerthen Gegner, von dem ich wohl wusste, daß nicht Er jene Worte auf den Titel gesetzt hatte, eine öffentliche und authentische Erklärung darüber entlocken, wie jene Worte nach dem von mir ertheilten Imprimatur auf den Titel gekommen. Denn ich erfuhr diese Veränderung erst nachher, als der Abdruck und die Austheilung der Schrift schon geschehen war, und ohne Unkosten und Weitläufigkeiten kein Umdruck mehr möglich war; was sich auch gar nicht der Mühe lohnte. Ich wollte aber doch eine öffentliche und authentische Erklärung über Umstände haben, welche verhinderten, daß Andre meiner umhersitzenden Kollegen, die (wie namentlich Hr. Prof. Hermann) ihre gewichtige Stimme über einen Gegenstand von so allgemeinem Interesse abzugeben wünschten, diesen Wunsch zum großen Bedauern aller Zuhörer nicht befriedigen konnten. Als ich nun jene Erklärung durch die angelegten Daumschrauben meines Sorites erhalten zu haben glaubte: schloß ich meine Opposizion, absolvirte meinen ehrenwerthen Gegner von der Sünde der Teufelsfreundschaft, und ertheilte ihm alle Rechte und Befugnisse eines habilitirten Magisters der hiesigen Universität. So nahm die ganze Geschichte ein friedliches und freundliches Ende, ohne daß, wenigstens auf meiner Seite, ein bittrer Nachgeschmack zurückgeblieben wäre. Ob das auch auf der andern Seite der Fall war, kann ich freilich nicht

wissen, da ich kein Herzenskundiger bin. Indessen ist mir ein Bedenken aufgestoßen. Denn als ich einige Zeit nachher meines ehrenwerthen Gegners Antrittsrede, die allerdings gefühlvoller und begeisterter war, als die Disputazionsrede, mit großem Vergnügen anhörte: musst' ich unter andern bei der Klassifizirung der Razionalisten vernehmen, daß diejenigen von ihnen, welche eine Vervollkommnungsfähigkeit der geoffenbarten Religion annähmen, die allerverwegensten wären (audacissimum Rationalistarum genus, quod perfici religionem revelatam posse putat). Das sollte wohl nichts anders als ein kleiner Seitenhieb auf den Verfasser der verwünschten Perfektibilitäts-Briefe sein. Allein so etwas rührt mich gar nicht. Da bin ich wirklich, wie der Ungenannte sagt, ein »kalter Philosoph«, oder wie noch besser Horaz sagt, da hab' ich »ein dreifaches Erz um die Brust.« Darum nehm' ich es auch gar nicht übel. Ich denke: Es sind ja doch nur Worte welche verhallen, sobald sie ausgesprochen. Niemand denkt weiter daran, außer dem Sprecher, wenn nicht Jemand den Einfall hat, sie drucken zu lassen, wie ich eben jetzt (ad majorem dei et prophetae sui gloriam) gethan habe.

Ich würde nun dergleichen nicht gethan haben, wenn man mich nicht gleichsam bei den Haaren dazu gezogen hätte. Denn wer lässt sich gern Falsches und Böses nachreden! Freilich könnte man wohl sagen, daß von dieser leipziger Disputazion zu viel Aufhebens gemacht worden, und daß insonderheit die Vergleichung, welche der Ungenannte zwischen dieser und einer ältern macht, wo Luther und Eck über ganz andre und weit wichtigere Dinge stritten, nicht sehr passend sei. Denn so wenig Einer von den beiden neuern Disputanten sich dem Ersten gleichstellen wird, eben so wenig wird er es dulden, dem Zweiten gleichgestellt zu werden. Allein ich denke, wenn solche Dinge einmal dem größern Publikum erzählt werden: so muß man auch dafür sorgen, daß das Publikum wahr und treu von der Sache unterrichtet werde, damit es ein selbständiges Urtheil fällen könne. Jetzt liegen

die Akten vollständig vor. Das Publikum richte. Wie auch sein Spruch ausfalle, ich unterwerfe mich.

Allein ich würde mir es doch nicht verzeihen können, auf solchen Anlaß die Feder ergriffen zu haben, wenn ich nicht diese Gelegenheit zu einem höhern Zwecke benutzen wollte. Ich glaube nämlich sowohl bei dieser, als bei vielen andern Gelegenheiten, bemerkt zu haben, daß man mit den Worten Razionalismus und Supernaturalismus viel Unfug treibt und hier eine fast in's Unendliche gehende Verwirrung der Begriffe herrscht. Darum will ich versuchen, ob ich jenem Unfuge sowohl als dieser Verwirrung etwas abhelfen könne. Etwas, sag' ich, nicht ganz. Denn das ist nicht möglich, weil der Grund des Unfugs und der Verwirrung nicht bloß in den Köpfen, sondern auch in den Herzen der Menschen liegt, und vielleicht hier noch mehr als dort. Den Herzen aber ist durch bloße Worte, noch dazu geschriebne, also todte, die von Kopf und Herz des Lesers erst belebt werden sollen, nicht beizukommen. Aber etwas ist doch schon gewonnen, wenn auch nur der Kopf richtiger, deutlicher und bestimmter denken lernt. Dazu allein ist das Folgende bestimmt. Möcht' es ein gutes Saamenkorn sein! Möcht' es aber auch überall einen guten Boden finden!

Erster Abschnitt.

Razionalismus und Irrazionalismus.

Vernunft und Unvernunft haben mit einander gekämpft, so lang' es Menschen auf Erden giebt. Schon die bekannte mosaische Erzählung vom Ursprunge und Falle des Menschengeschlechts versinnbildet jenen Kampf auf eine recht lehrreiche Weise. Der Mensch, von Gottes Hand nach seinem Ebenbilde geschaffen, sollte sich auch durch die That als ein vernünftiges und freies Wesen bewähren. Das göttliche Gebot, nach welchem er sich dabei richten sollte, war nichts anders als der Ausspruch seiner Vernunft oder seines Gewissens, die Stimme Gottes; denn Gott ist die Urvernunft, von welcher auch die menschliche abstammt. Aber die thierische Begier in Verbindung mit dem klügelnden Verstande, abgebildet durch »die Schlange, welche listiger war, denn alle Thiere auf dem Felde« — also die Unvernunft — kämpfte mit der Vernunft und siegte leider ob. Diese Geschichte hat sich tausend und aber tausendmal zugetragen; sie ist gleichsam das Grundthema der ganzen übrigen Geschichte, so daß diese nur eine unendliche Menge von Variazionen darüber enthält. Darum lässt auch Schiller in der Jungfrau von Orleans den besiegten brittischen Feldherrn verzweifelnd ausrufen:

Erhabene Vernunft, lichthelle Tochter
Des göttlichen Hauptes, weise Gründerin
Des Weltgebäudes, Führerin der Sterne,
Wer bist du denn, wenn du, dem tollen Roß
Des Aberwitzes an den Schweif gebunden,
Dich sehend in den Abgrund stürzen musst?
Verflucht sei, wer sein Leben an das Große
Und Würd'ge wendet und bedachte Plane
Mit weisem Geist entwirft! Dem Narrenkönig
Gehört die Welt —

Diese Klage über den Narrenkönig (d. h. die Unvernunft) klingt freilich hier, wo auf beiden Seiten eben nicht viel Vernunft sich zeigt, etwas seltsam und ist als Ausdruck der Verzweiflung auch viel zu übertrieben. Denn wäre sie ganz so wahr, wie sie hier ausgesprochen ist, so müsste die Welt schon längst zu Grunde gegangen sein.

Es ist jedoch jener Kampf zwischen Vernunft und Unvernunft nicht bloß auf das Leben beschränkt geblieben. Er hat sich auch in die Lehre, die Wissenschaft, die Schule eingedrängt, weil diese selbst nichts anders als eine Frucht des mehr entwickelten und ausgebildeten Lebens ist. Hier aber hat der Kampf eine andre, gleichsam schulmäßigere, Gestalt angenommen. Er wird hier zunächst nur mit Worten, also mit Begriffen oder Gedanken, deren Zeichen jene sind, geführt. Weil aber die Worte eben etwas bedeuten und weil die Schule, die mit Worten kämpft, im Leben wurzelt: so greift der Kampf zwischen Vernunft und Unvernunft, wenn er auch bloß ein Schulkampf wäre, doch in's Leben herüber, und führt dann auch wohl manche Erschütterung, sogar gewaltsame und grausame Thaten herbei. Denn nicht selten haben, wenn die Unvernunft entweder selbst mit Macht bekleidet war oder die Machthaber durch allerlei Vorspiegelungen für sich einzunehmen wusste, die Sachwalter der Unvernunft die Anwalte der Vernunft verketzert, verfolgt, gemartert und hingerichtet. So ging es Sokrates, als er die Sache der Vernunft gegen die Sophisten und die heidnischen Priester, so ging es Jesus, als er dieselbe gegen die Pharisäer und die jüdischen Schriftgelehrten, so ging es Huß und Hieronymus von Prag, als sie dieselbe gegen die römisch-katholische Hierarchie vertheidigten; und so würd' es auch den Reformatoren des sechzehnten Jahrhunderts ergangen sein, wenn die Sache der Vernunft nicht, durch ein der Wissenschaft neu aufgegangenes Licht erhellt, zu viele Freunde gefunden hätte, auch unter den Hohen und Mächtigen der Erde, welche ihr nun um so lieber einen schützenden Arm bo-

ten, da ihnen selbst die Herrschaft der Unvernunft zum Theil unerträglich geworden war.

Es ist aber sehr natürlich, daß die Unvernunft da, wo ihr kein äußeres Gewaltmittel zu Gebote steht, um ihre Gegnerin zum Schweigen zu bringen, wo sie also dieselbe nur mit Worten bekämpfen kann, jedesmal sich in einer übeln Lage befindet und daher auch meist den kürzern zieht, wenn ihre Sachwalter nicht recht gewandte Kämpfer sind. Die Unvernunft kann nämlich nicht so frank und frei hervortreten, und sich als das, was sie ist, so unverhohlen ankündigen, wie die Vernunft. Sie muß sich schlechterdings verhüllen; ja sie muß die Maske der Vernunft selbst anlegen, wenn sie auch nur angehört sein will. Denn die in allen Menschen, hier mehr dort weniger, wirksame Vernunft flößt auch denen, welche sie um irgend eines Grundes willen minder achten oder gar hassen — den sogenannten Misologen — eine gewisse Scheu vor derselben ein, so daß sie sich schämen, als solche Entartete angesehn zu werden, welche dasjenige im Menschen geringschätzen oder hassen, was den Menschen doch vorzüglich adelt, was ihn weit über die Thierwelt erhebt, was ihn der Gottheit nähert. Daher brauchen sie allerlei Redensarten und Scheingründe, um ihre Sache zu bemänteln, und um sich das Ansehn zu geben, als meinten sie es gut mit der Menschheit, als kämpften sie bloß gegen eine *falsche, verdorbne, hochmüthige* Vernunft, als wollten sie bloß dem *Misbrauche der Vernunft* vorbeugen und der Welt zeigen, wie man den *Gebrauch der Vernunft beschränken* müsse, um die *Vernunft recht zu brauchen.*

Lasst uns doch vorerst einmal zusehn, was an diesem Vorgeben sei!

Eine *falsche Vernunft!* — Wunderlicher Ausdruck! — Das wäre ja wohl eben so viel als eine *falsche Wahrheit;* folglich *keine Vernunft,* oder das Gegentheil der Vernunft, die *Unvernunft,* wie das Gegentheil der Wahrheit die Unwahrheit ist. Wenn ihr also von einer falschen

Vernunft redet, der ihr widerstehen wollt: so ist das eigentlich ein Widerspruch im Beisatze (contradictio in adjecto) wie wenn ihr von einem hölzernen Eisen reden wolltet. Zwar weiß ich wohl, daß zuweilen der klügelnde Verstand und die dichtende Einbildungskraft den Thron der Vernunft eingenommen haben und so verwegen gewesen sind, jener seine Sophismen, diese ihre Phantasmen, für Produkte der Vernunft auszugeben. Warum lasst denn aber ihr, die ihr selbst die Vernunft meistern und zügeln wollt, euch durch solche Redensarten täuschen? Warum verwechselt ihr insonderheit noch immer Vernunft und Verstand mit einander, nachdem schon so oft und so klar und so bündig gezeigt worden, daß dieser mit seinen Begriffen vorzüglich im Sinnlichen oder Raum-Zeitlichen waltet, jene aber mit ihren Ideen sich auch zum Uebersinnlichen und Ewigen erhebt? *) Mögen immerhin Griechen und Römer die, jenen deutschen entsprechenden, Wörter ihrer Sprache (λογος und νȣς, ratio und intellectus) eben so verwechselt haben. Mag das im gemeinen Sprachgebrauche, der sich einmal nicht so genau regeln lässt, immerfort geschehen. Wenn ihr aber wissenschaftlich streiten wollt, so solltet ihr doch auch mit wissenschaftlicher Bestimmtheit reden und nicht den klügelnden Verstand, vielweniger die dichtende Einbildungskraft, eine falsche Vernunft nennen. Ihr zeigt auf solche Weise nur, daß ihr selbst nicht wisst, was die Vernunft sei, ja daß ihr nicht einmal so viel Verstand habt, um das Höhere vom Niederen, das sinnlich Unbedingte vom sinnlich Bedingten zu unterscheiden.

Mag sein! werdet ihr vielleicht sagen. Aber verdorben ist doch die Vernunft im Menschen auf jeden Fall, so verdorben, daß sie nicht einmal in menschlichen, geschweige

*) Beide jedoch nicht ausschließlich in dem Einen oder dem Andern, sondern so, daß der Verstand auch in Bezug auf das Uebersinnliche und die Vernunft auch in Bezug auf das Sinnliche thätig sein kann. Denn es ist ja derselbe Geist, der in jenen beiden Gestalten oder Vermögen wirkt.

in göttlichen Dingen, in dem, was dem Menschen zu seinem Heile Noth thut, eine sichre Führerin oder Richterin sein kann. — Hier möcht' ich euch nun vor allen Dingen fragen: Woher wisst ihr denn das? Kennt ihr denn alle Menschen, die je gelebt haben und noch leben? Habt ihr denn etwa die Vernunft in allen diesen Menschen mit dem anatomischen Messer zerlegt oder mit dem Mikroskope besehn, um so dreist und keck zu behaupten, daß die Vernunft in allen Menschen verdorben sei? Beschränktet ihr die Behauptung auf euch und eures Gleichen, so könnte man sich das wohl gefallen lassen; denn Jeder muß am besten wissen, wie es mit seiner Vernunft beschaffen sei. Aber ihr seid ungerecht gegen euch selbst; ich muß euch daher gegen euch selbst vertheidigen. Eure Vernunft ist so wenig verdorben, als die Vernunft der Andern. Ihr drückt euch wieder nur falsch aus. Die Vernunft steht, wie alles in der Welt, unter dem Gesetze der Entwickelung und Ausbildung. Diese kann hier gehemmt, dort befördert werden, ist aber immer beschränkt, weil sie unter Zeitbedingungen steht. Daher kann das vernünftige Bewusstsein des Menschen — folglich auch das moralisch-religiose, welches eigentlich mit jenem eins und dasselbe ist — hier dunkel oder getrübt, dort klar oder hell, hier schwach, dort stark sein. Aber seine Natur ist dadurch nicht verändert, sein Wesen nicht verschlechtert. Die Vernunft und das mit ihr verknüpfte Bewusstsein bleibt immer, was es ist, also etwas Gutes, Herrliches, Vortreffliches, ja das edelste, köstlichste, dankenswertheste Geschenk der Gottheit. Sorgt also nur dafür, daß die Vernunft in euch und Andern gehörig entwickelt und ausgebildet werde. Sorgt daneben auch, daß nicht das Herz d. h. die Gesinnung des Menschen durch wilde Begierden, durch Affekten und Leidenschaften, durch üppige Gebilde der Phantasie verderbt werde! Und ihr werdet euch bald überzeugen, daß die Vernunft auch in göttlichen Dingen, auch in dem, was dem Menschen zu seinem Heile Noth thut, eine sichre Führerin und Richterin sein könne. Wie sollte denn auch wohl dem Menschen geholfen werden, wenn

seine Vernunft wirklich verdorben wäre? Was ihm auch von außen zur Hülfe dargeboten werden möchte, immer würd' es dann entweder gar nicht oder nur verkehrt aufgefasst, mithin auch nicht gehörig angewandt werden. Die Hülfe könnte dann nur darin bestehn, daß die alte verdorbne Vernunft ausgetrieben und eine neue unverdorbne an deren Stelle gesetzt würde. Diese Hülfe, wenn sie überhaupt möglich wäre, würde aber auch nicht viel helfen. Denn wie die alte verdarb, so könnte leicht die neue vom gleichen Verderben befallen werden. Also würden nach und nach immer wieder neue Vernünfte — wenn ich so sagen darf — in den Kopf des Menschen eingesetzt werden müssen, ungefähr so, wie ein Chirurg immer wieder neue Zähne einsetzt, wenn die alten verdorben sind. Wer solche Ungereimtheiten behaupten kann, mit dem mag ich gar nicht weiter streiten. Damit mich aber Niemand misverstehe, will ich gleich hinzufügen, daß ich das menschliche Verderben überhaupt nicht leugne; denn es liegt nur allzu klar am Tage, selbst im Kampfe der Unvernunft mit der Vernunft. Aber das Verderben sitzt nur nicht in der Vernunft, sondern ganz wo anders, nämlich im Willen; worüber ich mich jedoch hier nicht weiter auslassen kann, da es nicht zur Sache gehört.

Was soll ich nun aber von der hochmüthigen Vernunft noch reden? — Wo Hochmuth ist, da ist auch Verderben, nämlich sittliches. Wäre also die Vernunft wirklich hochmüthig, so wäre sie freilich auch verdorben. Aber sie ist jenes eben so wenig als dieses. Nur der Mensch kann hochmüthig, aufgeblasen, eitel, trotzig, herrisch u. s. w. werden oder sein, aber nicht die Vernunft. Vielmehr sagt ihm die Vernunft, daß er das alles nicht sein solle. Er hört nur nicht immer auf ihre Stimme, und dann bildet er sich allerlei ein, was ihn hochmüthig, aufgeblasen u. s. w. macht, z. B. daß er besseres Blut als andre ehrliche Leute habe, oder daß er ein Wunder von Gelehrsamkeit, Kunstfertigkeit, Schönheit, Geschmack, Reichthum u. dgl. sei; indem er diese Dinge weit über ihren wahren Werth anschlägt, während die Vernunft

ihm eben diesen Werth zeigen würde, wenn er nur auf sie hören wollte. Nennt ihr aber die Anerkennung der Vernunft selbst als des Höchsten im Menschen **Hochmuth**: so treibt ihr wieder ein loses Spiel mit Worten, wie ihr auch dann thut, wenn ihr diesen angeblichen Hochmuth **Vernunftstolz** nennt. Etwas Höchstes muß es doch im Menschen geben, mag es am Ende benannt werden, wie es wolle. Unsre Sprache nennt es aber Vernunft, weil wir dadurch auch das vernehmen, was über alles Sinnliche und Endliche hinaus liegt. Darum nannten schon die Stoiker die Vernunft das Herrschende in der Seele (*το ἡγεμονικον*, principium dominans) und sagten, die Vernunft sei Göttern und Menschen gemein; nur sei sie dort schon vollendet (consummata) hier bloß vollendbar (consummabilis). d. i. der Entwickelung und Ausbildung fähig und bedürftig. S. den überhaupt sehr lesenswerthen 92. Brief des **Seneca** an den **Lucilius**. Liegt denn nun darin irgend ein Hochmuth? Dessen könnte man doch nur den beschuldigen, der seine Vernunft schon für vollendet, also sich selbst für einen Gott hielte. Ein solcher ist mir aber noch nicht vorgekommen; und wenn er irgendwo vorkommen sollte, so könnte man ihn nur gerades Wegs in's Narrenhaus zu jenen beiden Unglücklichen schicken, von welchen sich der Eine für Gott den Sohn hielt, der Andre aber diesen für toll erklärte, weil er selbst Gott der Vater sei, mithin am besten wissen müsse, daß derselbe nicht sein Sohn. Das vernünftige Bewusstsein des Menschen ist immer auch ein Bewusstsein der natürlichen Schranken, unter welchen die Vernunft in jedem einzelen Menschen steht. Auch trifft diese Beschränkung nicht bloß die individuale Vernunft, sondern selbst die Vernunft des ganzen Menschengeschlechts. Denn das Geschlecht steht unter denselben Bedingungen, wie der Einzele. Die Vernunft sagt also dem Menschen überhaupt, daß er zwar seinen Vorzug vor den übrigen Thieren erkennen und schätzen und sich dessen mit Dank gegen seinen Schöpfer erfreuen, daß er aber auch demüthig und bescheiden sein solle, weil er, wie lang' er auch lebe und nach dem Ziele

strebe, das ihm eben diese Vernunft vorhält, doch immer noch sehr weit von demselben entfernt bleibe. Die Vernunft ist demnach eben so wenig hochmüthig, als falsch oder verdorben.

Aber, hör' ich euch weiter fragen, kann denn nicht die Vernunft wenigstens gemisbraucht werden, wie alles Gute in der Welt, und muß man nicht ebendarum ihren Gebrauch beschränken, damit er ein rechter Gebrauch werde? — Allein ich kann auch dieß nicht zugeben, und muß vielmehr behaupten, daß ihr selbst eure Vernunft nicht gehörig braucht, wenn ihr von einem Misbrauche derselben redet und diesem durch Beschränkung der Vernunft vorbeugen wollt. Es giebt eigentlich gar keinen Misbrauch der Vernunft, sondern nur einen Nichtgebrauch derselben. Und ebendarin liegt der Grund unsrer Irrthümer und Fehler. Wenn nämlich der Mensch in allen Dingen der Stimme der Vernunft Gehör gäbe, wenn er überall vernünftig urtheilte und handelte: so könnt' er weder irren noch fehlen. Er würde dann jedes Urtheil, bevor er ihm als einem wahren seinen Beifall gäbe, mit größter Sorgfalt und Genauigkeit prüfen, und sobald er noch einen Mangel an gehöriger Begründung des Urtheils bemerkte, sobald sich noch irgend ein nicht aufgelöster Zweifel, ein nicht widerlegter Gegengrund zeigte, seinen Beifall zurückhalten, mithin auch nicht irren. Das ist aber den meisten Menschen zu lästig. Sie urtheilen daher vorschnell, unbesonnen, übereilt. Sie lassen sich bald durch ihre Sinne, bald durch ihre Neigungen, bald auch durch andre Menschen täuschen, denen sie blind vertrauen, weil sie es bequemer finden, nachzusprechen, als nachzudenken, ein schon fertiges Urtheil zu empfangen, als ein selbständiges zu erringen. Alles dieß misbilligt aber die Vernunft eben so sehr, als wenn sich der Mensch durch seine Affekten und Leidenschaften zum Bösen hinreißen oder auch von Andern dazu verführen lässt. Hörten also die Menschen auf die Vernunft, brauchten sie dieselbe durchaus und in jeder Hinsicht: so würden sie weder irren noch fehlen. Und doch wollt ihr den Vernunftgebrauch be-

schränken? Wie thörig! Befreien müsst ihr ihn von jenen Schranken, aber nicht die Schranken noch enger ziehn durch willkürliche Gebote und Verbote, durch strenge Zensur- und Pressgesetze, durch Ketzergerichte und Inquisizionstribunale. Dadurch vermehrt und verewigt ihr nur den Irrthum, statt ihn zu vermindern und zu vertilgen. Dadurch befördert ihr nicht die Herrschaft des Lichts, sondern die der Finsterniß, nicht das Reich des Guten, sondern das des Bösen.

Nachdem wir nun die unstatthaften Ansichten oder Voraussetzungen derer beseitigt haben, welche der Vernunft nicht Schlimmes genug nachsagen zu können glauben, um die Sache der Unvernunft zu vertheidigen: so wollen wir jetzt weiter untersuchen, was es mit dem sogenannten Razionalismus und seinem Antipoden, den wir vor der Hand noch unbenannt lassen wollen, für eine Bewandniß habe. Hier müssen wir aber sogleich eine Bemerkung machen, die dem Leser immer gegenwärtig sein muß, wenn er uns nicht misverstehen will.

Es giebt in allen Wissenschaften gewisse Kunstwörter, welche die Schule ersunden hat, um gewisse Ansichten, Meinungen, Methoden und Systeme kurzweg zu bezeichnen. Diese Kunstwörter sind nicht wohl zu entbehren, weil man doch nicht immer dasselbe mit vielen Worten umschreibend darstellen kann. Aber man hat auch viel Misbrauch damit getrieben, und es sind daraus selbst bedeutende Irrthümer hervorgegangen. Erstlich hat man mit jenen Kunstwörtern nicht immer dasselbe bezeichnet; der Eine hat sie in diesem, der Andre in jenem Sinne genommen. Natürlich entstand nun Streit, welches die rechte Bedeutung sei. Dieser Streit lässt sich aber nicht dadurch schlichten, daß man fragt, wer ein solches Wort zuerst gebraucht und was er damit bezeichnet habe. Eine Frage der Art hat nur ein sehr untergeordnetes historisches Interesse, lässt sich auch nur selten mit Sicherheit beantworten. Denn wenn man auch das Buch nachweisen könnte, in welchem ein solches Wort zuerst vorkommt — was schon eine misliche Sache ist, da Niemand,

auch der Belesenste nicht, alle Bücher in der Welt gelesen hat — so würde hieraus doch nicht folgen, weder daß der Verfasser dieses Buches das Wort zuerst gebildet, noch daß er es glücklich gebildet und angewandt oder in dem Sinne genommen habe, in welchem es eigentlich genommen werden sollte. Was nämlich das Erste betrifft — den Urheber des Kunstwortes — so konnte das Wort schon früher im mündlichen Vortrage der Wissenschaft oder von andern Schriftstellern, deren Schriften verloren gegangen, gebraucht worden sein. Und was das Zweite betrifft — den mit dem Kunstworte zu verbindenden Begriff — so kann dieser gar nicht historisch, sondern nur philosophisch bestimmt werden, so daß man jederzeit berechtigt ist, entweder dem schon gebildeten Worte einen richtigern Begriff unterzulegen oder für diesen ein passenderes Wort zu bilden, wenn das frühere nicht glücklich gewählt ist. Auf diese Art sind in den Wissenschaften gar oft älteren Ausdrücken neue Bedeutungen untergelegt oder ganz neue Ausdrücke für ältere oder neuere Begriffe gebildet worden, ohne daß dieß auf irgend eine Weise getadelt werden könnte, wenn nur hinlängliche Gründe dazu vorhanden waren. Eine geschichtliche Nachweisung dieser Art (wie sie z. B. in Ansehung der Ausdrücke Razionalismus und Naturalismus Hr. D. Hahn in der oberwähnten Schrift gegeben) mag immerhin verdienstlich sein, entscheidet aber gar nichts in der Hauptsache. Auch muß man sich dabei vor dem Fehlschlusse hüten, daß, weil das Wort nicht früher gefunden werde, auch die Sache oder der Begriff von ihr nicht früher vorhanden gewesen. Denn da macht man ein Hysteron-Proteron. Das Wort folgt in der Regel erst der Sache oder dem Begriffe. Man denke z. B. an die Ausdrücke: Animalischer Magnetismus und Gravitazionssystem. Die Naturphänomene des erhöheten Traumlebens und der Schwere oder Anziehung, worauf sich dieselben beziehn, kannte man schon früher mehr oder weniger; man dachte auch darüber nach, bildete sich Begriffe und Theorien davon; aber jene Kunstwörter sind bekanntlich weit spä-

teres Ursprungs. Oder um ein noch schlagenderes Beispiel zu wählen, so denke man an die Ausdrücke: Absolutismus und Apostolizismus, womit man ganz neuerlich in Frankreich das System der unbeschränkten bürgerlichen und kirchlichen Herrschaft bezeichnet hat. Ist etwa dieses System (theoretisch und praktisch genommen) auch so neu als jene Kunstwörter? Es war ja längst vorhanden; man nannt' es nur anders, nämlich politischen und hierarchischen Despotismus. Und selbst dieser Ausdruck ist nicht gleichzeitig mit der Sache oder dem Begriffe davon. Denn politischen und hierarchischen Despotismus, Zwangsherrschaft in Staat und Kirche, sich nicht beschränken wollende und darum ungerechte Gewalt in Sachen des bürgerlichen und religiösen Lebens hat es lange vorher gegeben, ehe Jemand daran dachte, dieß Despotismus zu nennen und denselben in politischen und hierarchischen einzutheilen. Endlich um noch ein Beispiel aus der Geschichte der Philosophie und der mit ihr verwandten Theologie selbst zu wählen, so ist es zur Genüge bekannt, daß im Mittelalter die scholastischen Philosophen und Theologen sich gar viel über Nominalismus und Realismus stritten und daß es sogar darüber zu blutigen Händeln kam, denen auch die Universität Leipzig zum Theil ihren Ursprung verdankt. Daß diese barbarisch-lateinischen Wörter erst im Mittelalter entstanden seien, ist wohl außer Zweifel. Aber die Sache selbst und der Streit darüber zieht sich bis in die altgriechische Philosophie hinauf; weshalb auch die Scholastiker der verschiednen Parteien sich auf Plato, Aristoteles und die Stoiker als ihre Vorgänger beriefen.

Alles dieß gilt nun auch von dem Worte Razionalismus. Die Sache ist viel früher dagewesen als das Wort. Sie war da, sobald das menschliche Bewußtsein bis zu dem Grade von Klarheit erwacht war, daß es ein vernünftiges wurde, daß der Mensch sich selbst als ein vernünftiges Wesen, als ein Wesen von höherer Kraft und Würde als die übrigen lebendigen Wesen der Erde anerkannte, daß

er nun anfing über seine Natur und Bestimmung, sein Glauben und Hoffen, sein Thun und Lassen nachzudenken und dabei der Richtung zu folgen, welche ihm seine eigne Vernunft anwies. Mit einem Worte also, der Razionalismus entstand mit der Philosophie. Denn die Philosophie ist ihrem ganzen Wesen nach razionalistisch. Ebendarum heißt philosophiren nichts anders als razionalistisch denken oder razionalisiren. Wer daher fodert, daß man nicht razionalisiren solle, der fodert eigentlich, daß man nicht philosophiren solle; und wer den Razionalismus von der Erde vertilgen will, der will eigentlich die Philosophie vertilgen — womit es übrigens keine Noth hat, da die Natur selbst den Menschen zum Philosophiren, also auch zum Razionalisiren treibt.

Wie nun der Ursprung der Philosophie selbst sich in's graue Alterthum verliert, so daß er historisch gar nicht nachgewiesen werden kann — denn man philosophirte viel früher, als das Wort Philosophie von Pythagoras oder nach Andern von Sokrates gebildet ward, sowohl unter den Griechen, als auch noch früher unter andern Völkern — eben so ist auch der Ursprung des Razionalismus nicht historisch nachzuweisen. Und wie sich die Philosophie nicht bloß auf moralisch-religiose Gegenstände erstreckt, so bezieht sich auch der Razionalismus nicht ausschließlich auf dieselben. Er lässt sich auf alles Mögliche beziehn, was in der Menschenwelt der Herrschaft der Vernunft sich in irgend einer Hinsicht unterwerfen lässt. Daher giebt es sogar in der Oekonomie und der Medizin Razionalisten, und der von ihnen aufgestellte ökonomische und medizinische Razionalismus ist auch von denjenigen Oekonomen und Medizinern, welche am Empirischen, am Althergebrachten, am sogenannten Schlendrian hangen, eben so als Neologismus verschrien worden, wie der theologische. Auf gleiche Weise giebt es in der Jurisprudenz und der Politik Razionalisten, welche dasselbe Schicksal wie jene gehabt haben. Wer in der Jurisprudenz fragt, ob das gegebne (positive) Recht auch ein wirkliches und

wahrhaftiges Recht sei, ob es nicht noch ein höheres (natürliches oder Vernunft-) Recht gebe, nach welchem als einem Normalrechte jenes zu beurtheilen und wissenschaftlich zu bearbeiten, auch wohl nach Maßgabe der Lebensverhältnisse zu verbessern sei, der ist ein juristischer Razionalist. Und eben so ist derjenige ein politischer Razionalist, welcher fragt, ob die in der Erfahrung gegebnen Staaten auch der durch Vernunft erzeugten Idee des Staats entsprechen, und wie etwa jene Realstaaten diesem Idealstaate nach und nach angemessen zu machen seien — eine Frage, die schon Plato in einem großen und berühmten Werke zu beantworten gesucht hat, so daß man ihn gewissermaßen als den Altvater aller politischen Razionalisten betrachten kann, ob er gleich gewiß nicht der Erste gewesen, der die Frage aufgeworfen; so wie man auch nicht sagen kann, daß er das Problem glücklich gelöst habe, indem es ein so schweres Problem ist, daß man sich nicht wundern darf, wenn er und seine Nachfolger bei Lösung desselben bedeutende Fehler begangen haben und wenn es noch heute nicht vollständig gelöst ist.

Was ist demnach der Razonalismus überhaupt oder ganz allgemein genommen? Er ist keineswegs eine bloße Meinung, ein bloßer Einfall, den dieser oder jener Mensch einmal gehabt hat; er ist auch nicht eine Theorie oder ein System, das Jemand ersonnen, um seinen Witz oder Scharfsinn zu zeigen oder gar um boshafter Weise das Bestehende umzustoßen oder das Heilige zu entweihen; er ist vielmehr die aus der natürlichen Entwickelung des menschlichen Geschlechts mit unabweislicher Nothwendigkeit hervorgehende Maxime, die Vernunft als die höchste Potenz unsers Geistes in allen Beziehungen geltend zu machen, also auch die Ideen oder Prinzipien derselben auf Alles anzuwenden, was dem Menschen in der Erfahrung gegeben ist, um es danach zu beurtheilen, zu prüfen und, so weit es unter den vorliegenden Umständen und Verhältnissen thunlich ist, auch zu vervollkommnen. Daher ist der Razionalismus auch mit dem Perfektibilis-

mus nothwendig verbunden. Aller Fortschritt des Menschen zum Bessern hangt damit zusammen oder davon ab. Darum eben bleiben die Thiere auf derselben Stufe der Vollkommenheit, welche ihnen die Natur angewiesen hat, stehen, weil sie aus Mangel der Vernunft nicht razionalisiren können. Wenn daher Bertram in seinen theologischen und philosophischen Betrachtungen (Abh. 3) den Razionalismus »eine philosophische Bestialität« genannt oder zu beweisen gesucht hat, »daß der Razionalismus thierisch sei« — wie Hr. D. Hahn in seiner Zeitschrift (S. 18) nach Hrn. D. Winer berichtet; denn ich selbst habe jene Betrachtungen nicht gelesen und finde mich durch das daraus Angeführte auch eben nicht dazu angereizt — so ist dieser Ausspruch so unaussprechlich absurd, daß man ihn fast selbst bestialisch nennen möchte. Nur ist es keine philosophische, sondern eine höchst unphilosophische Bestialität, mit welcher uns weiter zu befassen wir keinen Beruf in uns fühlen. Wir überlassen sie daher gern Jenen zum beliebigen Gebrauche, welche ein Vergnügen daran finden, Gottes schönste und herrlichste Gabe nicht nur für sich selbst zu verschmähen, sondern auch Andern zu verkümmern.

Unter allem in der Erfahrung Gegebnen, was ein Gegenstand vernünftiger Prüfung oder, wie man auch sagt, freier Forschung — denn Vernunft und Freiheit sind wieder nothwendig mit einander verbunden — werden kann und muß, ist nichts so wichtig und so anziehend für den Menschen, als die Religion, jene Himmelstochter, die den Menschen vom Sinnlichen zum Uebersinnlichen, vom Zeitlichen zum Ewigen erhebt. Wir finden aber in der Erfahrung mehr als eine Religion; wir finden eine ganze Menge von Religionen, wie man gewöhnlich sagt, oder, wie man richtiger sagen sollte, Religionsformen. Denn es sind im Grunde nur verschiedne Gestalten, welche die eine und wahre Religion angenommen hat, und welche derselben bald mehr bald weniger angemessen sind, so daß sie dadurch hin und wieder auch wohl bis zur Unkenntlichkeit verunstaltet wor-

den; wie es z. B. beim rohen Fetischismus der Fall ist, der das erste beste oder schlechteste Ding, was sich eben darbietet, zum Gegenstand einer göttlichen Verehrung und zugleich zu einem Zaubermittel (Fetisch, portugiesisch fetiço oder fetisso) macht. Schon dieser Umstand beweist, daß es hier nicht gleichgültig sei, wie der Indifferentist behauptet, welcher von diesen Religionen oder Religionsformen man zugethan sei. Man kann sich auch, wenn man durchaus gewissenhaft handeln will, in dieser Hinsicht nicht bloß durch Geburt oder Zufall zur Annahme bestimmen lassen; denn das würde zuletzt doch wieder auf jenen Indifferentismus hinauslaufen. Auch würde hieraus folgen, daß jeder Mensch Heide, Jude, Christ, Muselmann ꝛc. bleiben müsse, wenn er als solcher geboren sei, und zwar (da selbst in Hinsicht auf diese allgemeinern Religionsformen eine Menge von Besonderheiten, die sehr verschieden sind, eintreten) gerade ein solcher Heide, Jude, Christ (griechisch, römisch, lutherisch ꝛc.). Es muß also eine Wahl stattfinden, und zwar eine vernünftige d. h. nach Ideen oder Prinzipien der Vernunft. Denn eine unvernünftige Wahl wäre keine menschliche, sondern eine thierische (nach dem sogenannten arbitrium brutum) welche theils auf die Religion als die wichtigste Angelegenheit des Menschen nicht passen, theils am Ende doch wieder auf etwas Zufälliges hinauslaufen würde, je nachdem man etwa den ersten Anstoß von dieser oder jener Seite, durch Geburt und Erziehung, durch Vortheil oder Gewinn und andre dergleichen Rücksichten bekäme.

Also schon dieser Umstand führt uns zum Razionalismus in der Religion, d. h. vorerst zur Maxime, keine Religion ohne vernünftige Prüfung anzunehmen. Diesen ersten Grad des religiosen oder, wie man ihn auch vom Hauptgegenstande der Religionslehre (Gott) nennen könnte, theologischen Razionalismus geben auch wohl alle Theologen zu; und ich bin überzeugt, daß ihn selbst der vorerwähnte Bertram zugeben würde. Er würde nur sagen, das ist kein Razionalismus. Ich aber sage, es ist Raziona-

ismus, und zwar, wenn man das, was in jenem ersten Grade (implicite) liegt, nur klar und deutlich (explicite) denkt, auch Razionalismus vom zweiten Grade, oder der volle und ganze Razionalismus. Denn wenn man vernünftige Prüfung in Religionssachen nur einmal und in einer Hinsicht (wie hier in Ansehung der Wahl unter den verschiednen Religionen) zulässt: so hat man als Gegner des Razionalismus schon verloren Spiel, weil sich, wenn man nicht ganz willkührlich verfahren will, gar nicht bestimmen lässt, wo denn die vernünftige Prüfung aufhören soll. Sagt doch selbst die Schrift: »Prüfet alles und behaltet das Gute!« und kurz vorher: »Den Geist dämpfet nicht!« Wenn aber Alles geprüft und der Geist nicht gedämpft werden soll, und wenn nur eine vernünftige Prüfung eine wahre und des Menschen allein würdige Prüfung ist, so darf auch nichts davon ausgenommen werden; so darf niemand sagen: Bis hieher und nicht weiter! Wer so sagt, wird auf der Stelle inkonsequent. Es wäre also, was die Konsequenz betrifft, viel richtiger, wenn er sagte: »Nein, ihr sollt gar »nicht prüfen! Ihr sollt blind glauben, was euch eure El»tern, eure Lehrer, eure Priester vorsagen! Ihr sollt nur ei»nen Köhlerglauben haben, keinen vernünftigen!« — Es ist mit der Vernunft, wie mit dem Lichte. Lässt man auch nur einen Strahl des Lichts in eine dunkle Kammer, so wird gleich die ganze Kammer hell, ungeachtet sie freilich noch heller werden kann, wenn man mehr Licht herein lässt. Wer mag aber bestimmen, wie viel Strahlen jenes göttlichen Lichts, das wir Vernunft nennen, in die dunkle Kammer des menschlichen Kopfes fallen sollen, damit es nicht zu hell darin werde? Ihr Thoren! Der Herr spottet eurer, indem er täglich seine Sonne aufgehen lässt, und dadurch selbst die Menschengeister reizt, um sich zu schauen, über sich und die Welt und den Urgrund derselben nachzudenken, damit es in ihnen nach und nach eben so hell werde, als außer ihnen. Wollte das Gott nicht, so hätt' er es stets finster auf der Erde sein lassen. Dann würdet ihr aber auch nicht dasein und nicht

denken, vielweniger euer Auge zum Weltschöpfer emporheben, und noch vielweniger Bücher gegen den Razionalismus schreiben können.

Es tritt aber hier noch ein besondrer Umstand ein, den wir nicht außer Acht lassen dürfen. Fast alle positive Religionen, die sich auf der Erde finden, stützen sich auf eine göttliche Offenbarung und wollen daher als geoffenbarte und ebendarum auch als ausschließlich wahre Religionen gelten, mag jene Offenbarung entweder bloß durch mündliche Ueberlieferung von Geschlecht zu Geschlecht oder auch durch Schriften als Religionsurkunden fortgepflanzt sein. Denn das macht in der Hauptsache keinen Unterschied. Auch giebt es Religionsgesellschaften, welche sich auf Ueberlieferung und Schrift zugleich berufen und jene wohl noch höher achten als diese, oder diese nur den Priestern, nicht den Laien, zum Gebrauche für die eigne Belehrung überlassen; wie es die römisch-katholische Kirche macht. Was in dieser Hinsicht gut und heilsam, kann uns hier gleichgültig sein, da es auf die Hauptfrage keinen Einfluß hat; ob wir gleich für unsre Person der Meinung sind, daß der Besitz einer geschriebnen Offenbarung für eine Religionsgesellschaft sehr wünschenswerth, daß es aber dann auch nothwendig sei, jedem den Gebrauch derselben zu gestatten (NB. zu gestatten, nicht aufzubringen) sobald er wünscht, sich aus dieser Quelle zu belehren und zu erbauen.

Wären nun jene angeblich geoffenbarten Religionen insgesammt einstimmig, so könnte man wohl unbedenklich annehmen, daß sie alle von Gott kämen. Denn obwohl ihre Einstimmung auch einen andern Grund haben könnte — so daß in dem Schlusse: »Weil jene Religionen einstimmig sind, »so kommen sie alle von Gott«, immer ein gewaltiger Sprung enthalten wäre — so erweckte doch ihre Einstimmung immer ein günstiges Vorurtheil für sie. Und nähme man einmal an, daß sie von Gott kämen: so müsste man auch zugeben, daß sie alle wahr wären, da Gott nichts Falsches offenbaren kann. Aber leider ist das nicht der Fall. Die

positiven Religionen stimmen nicht ein, sondern widersprechen einander; es erklärt sogar oft eine die andre geradezu für falsch; und wenn dieß auch nicht ausdrücklich geschieht, so will doch eigentlich jede ausschließlich als wahr angesehn werden. Daher verketzern und verfolgen auch oft die Anhänger derselben einander bis auf's Blut.

Bei so bewandten Umständen können jene angeblich geoffenbarten Religionen durchaus nicht alle von Gott kommen. Also müssen ihre Ansprüche auf den Titel einer geoffenbarten Religion geprüft werden, und diese Prüfung muß wieder der Vernunft anheim fallen.

Wenn nun die Vernunft alle angeblich geoffenbarte Religionen prüfen soll, so muß sie dieselben mit einander vergleichen, muß die Rechtstitel derselben untersuchen, muß über sie als Richter sprechen, folglich von ihnen unabhängig sein und über ihnen stehen. Denn ein Richter, welcher von irgend einer Partei abhängig wäre, der nicht als ein unabhängiges Wesen über den Parteien als solchen stände, wäre gar kein wahrhafter Richter; er wäre nur ein Parteimann, könnte also keinen unparteiischen Ausspruch thun. Sonach ist auch hier der Razionalismus ganz unvermeidlich; sonst fällt man immer wieder in den blinden Glauben zurück.

Wie soll aber die Vernunft die Ansprüche der geoffenbarten Religion prüfen? An gewisse Aeußerlichkeiten und Zufälligkeiten (Alter, Ausbreitung, Menge der Bekenner rc.) kann sie sich nicht halten. Denn diese sind veränderlich. Auch würde man dann auf sonderbare Resultate kommen. Das Christenthum müsste sich dann vor dem Heidenthume, der Protestantismus vor dem Katholizismus beugen. Zu jenen Aeußerlichkeiten und Zufälligkeiten gehören aber auch Wunder, Weißagungen, und Wirkungen der geoffenbarten Religionen. Denn es sind lauter äußere Thatsachen, auf welche man sich dabei beruft. Und diese Berufung findet wieder überall statt. Von allen alten Religionsstiftern, oft auch von den ersten Bekennern der von ihnen begründeten Religionen, zuweilen selbst von den spätern Bekennern der-

selben, erzählt man Wunder, die sie verrichtet, und Weißagungen, die sie ausgesprochen haben sollen; wobei man aber, wenn man genauer nachforscht, in eine unendliche Menge von Zweifeln verstrickt wird, welche bald die Personen, bald die Thatsachen, bald die Erzählungen davon und deren Quellen betreffen, so daß man nur zwischen folgenden Gegensätzen zu wählen hat. Entweder man giebt alle Nachforschungen auf — dann glaubt man aber blind. Oder man erklärt alles für (willkürliche oder unwillkürliche) Täuschung — dann tritt man den Personen zu nahe. Oder man versucht natürliche Erklärungen — dann bleibt man oft stecken oder fällt in's Unnatürliche und Ungereimte. Oder endlich man gesteht seine Unwissenheit — dann lässt man die Sache dahin gestellt. Und das ist immer noch das Beste, weil dabei das Gemüth eine gewisse Unbefangenheit, wie auch Empfänglichkeit für künftige Belehrung erhält. Was aber die Wirkungen der geoffenbarten Religionen betrifft, so rühmen alle Bekenner der letztern denselben die herrlichsten Wirkungen nach, die sie an sich selbst und Andern erfahren haben wollen. Leugnet man solche Erfahrungen ab, so wird man anmaßend; denn was kann uns berechtigen, alle Erfahrungen der Art zu verwerfen? Etwa, daß wir sie nicht selbst gemacht haben? Was sollte dann aus der Geschichte werden, die ja lauter fremde Erfahrungen erzählt, wenn es nicht etwa Geschichte der neuesten Zeit ist, die jedoch ebenfalls nur dem geringsten Theile nach auf solchen Erfahrungen beruht, die jeder von uns selbst gemacht hat. Giebt man aber jene Erfahrungen zu, so hat man wieder verloren Spiel. Denn auf diese Art würde man gar nicht mehr entscheiden können, welche von den angeblich geoffenbarten Religionen die wahre und also auch einzig annehmbare sei.

Es bleibt demnach nichts übrig, als das innere Wesen der Sache selbst zu betrachten, d. h. die moralisch-religiosen Lehren einer angeblichen Offenbarung in Untersuchung zu ziehn und sie mit dem zu vergleichen, was uns die Vernunft in dieser Beziehung lehrt. Stammt nämlich diese Vernunft

selbst von der göttlichen Urvernunft ab, so enthält sie auch die ursprüngliche oder erste oder allgemeine Offenbarung Gottes, welcher jede zugekommene oder zweite (dritte, vierte ꝛc.) oder besondre Offenbarung angemessen sein muß, wenn sie wahrhaft göttlich sein soll, da sich gar nicht denken lässt, daß Gott sich heute so, morgen anders offenbaren, daß er dasselbe einmal für wahr und gut, ein andermal für falsch und bös erklären sollte. Die Vernunft wird also nach der ihr ursprünglich zu Theil gewordnen Offenbarung jede anderweite zu prüfen haben, ob sie Gottes würdig und darum annehmbar, oder Gottes unwürdig und darum unannehmbar sei.

Das ist es nun eben, was der religiose oder theologische Razionalist behauptet und behaupten muß, wenn er sich selbst treu bleiben will. Er kann davon sich nichts abdingen lassen. Man darf ihm auch nicht vorwerfen, daß er das Göttliche an dem Menschlichen prüfe. Im Gegentheil, er prüft das, was ihm von andern Menschen dargeboten wird, an dem, was ihm Gott selbst durch die Vernunft ursprünglich dargeboten hat, also am Göttlichen, und sieht zu, ob jenes, was noch zweifelhaft in Ansehung seines göttlichen Ursprungs ist, mit diesem, was gewiß solches Ursprungs ist, zusammenstimme. Hierin wird er auch noch durch folgenden, höchst merkwürdigen, Umstand bekräftigt. Alle positive Religionen, sie mögen geoffenbart sein oder nicht, enthalten die beiden Hauptdogmen der Vernunftreligion, die Lehren von Gott und Unsterblichkeit, mehr oder weniger bestimmt und deutlich ausgesprochen, zum Theil auch wohl entstellt oder mit Dichtungen umhüllt, aber doch immer als etwas vorausgesetzt, das sich gleichsam von selbst verstehe. Wie wäre das wohl möglich, wenn sich Gott nicht schon ursprünglich allen Menschen geoffenbart hätte, so daß nun eben diese Offenbarung der Stützpunkt oder Träger jeder anderweiten Offenbarung wird, die sich etwan auch als göttlich ankündigt? Ob sie dieß wirklich sei, muß daher stets mittels jener ersten Offenbarung entschieden werden. Lehrte z. B. eine zweite Offen-

barung, der Mensch sei nicht unsterblich, mit dem Tode sei alles aus, der Mensch habe daher weiter nichts zu thun, als das gegenwärtige Leben so gut als möglich zu genießen: so möchten doch zur Bestätigung einer solchen Lehre Zeichen und Wunder in solcher Menge und von so ungeheurer Beschaffenheit geschehen sein, daß allen Menschen, die sie geschaut, die Haare zu Berge gestanden hätten; es würde gleichwohl kein vernünftiger Mensch eine solche Lehre für göttlich halten und annehmen können; man würde vielmehr geneigt sein, sie für eine Teufelsoffenbarung zu halten, woferne dann noch überhaupt von einer Offenbarung die Rede sein könnte.

Wenn nun die Maxime, die Vernunft oder den Logos (als den eingebornen Sohn Gottes, welcher Mensch geworden und vornehmlich in Jesus Christus als dem vollkommensten Menschen verkörpert ist) über alles hoch zu achten und daher seinem Ausspruche alles zu unterwerfen, was uns von außen zur Belehrung oder Besserung dargeboten wird, Razionalismus heißt: wie soll man die entgegengesetzte Maxime nennen, welche die Vernunft selbst einem von außen Dargebotnen unterwerfen will und daher, sei's in diesem oder jenem Punkte, blinden Glauben fodert? Nicht anders als Irrazionalismus. Denn sie ist schlechthin vernunftwidrig und widerstrebt sogar dem Willen Gottes, der nichts wollen kann, als was vernünftig ist. Freilich, wenn man mit gewissen Philosophen behaupten wollte, daß alles, was wirklich, eben auch vernünftig sei: so gäb' es überhaupt nichts Irrazionales und also auch keinen Irrazionalismus. Das Heidenthum wäre dann eben so vernünftig als das Judenthum, und das Muselthum eben so vernünftig als das Christenthum. Es wäre dann eben so razional, den Apis anzubeten, als Gott im Geist und in der Wahrheit zu verehren, eben so razional, nach angestellter Prüfung zu glauben, als ohne Prüfung oder blind zu glauben. Wir gestehn jedoch offenherzig, daß wir eine solche Art zu philosophiren, wie sublim sie sich auch dünken oder geberden möge, doch nur für irrazional halten können. Was aber irrazional ist, das ist auch irreligiös.

Denn die Religion kommt aus gleicher Quelle mit der Vernunft, von Gott. Der Vernunft widerstreben heißt daher auch eben so viel als Gott selbst widerstreben.

Indessen nimmt der Irrazionalismus allerdings auch zuweilen eine fromme Miene an. Ja er möchte wohl gern das Ansehn haben, als wäre sein ganzes Wesen und Thun recht eigentlich religios. Zu dem Ende verändert er auch seinen Namen; denn jener Name klingt freilich nicht sehr empfehlend. Wer nun, wie so viele Menschen, bloß am Namen haftet, und nicht auf die Sache selbst sieht, der lässt sich auch wohl dadurch täuschen, oder bildet sich ein, die Sache sei gut, weil sie einen guten Namen führt. Auch durchschaut nicht jeder die Folgerungen, die sich aus gewissen Prämissen ergeben. Und etwas Wahres, also auch etwas Vernünftiges, liegt freilich am Ende in allen Systemen. Denn die Vernunft ist etwas so Unverwüstliches und Durchdringendes, daß jedes System, wie falsch es auch sei, doch als ein Produkt des menschlichen Geistes wenigstens einige Spur von Vernunft zeigen muß. So ist das ptolemäische und das tychonianische Weltsystem unstreitig falsch; aber die Idee der Welteinheit, die beiden Systemen zum Grunde liegt, ist offenbar eine Idee der Vernunft, die nur dort (im ptolemäischen Systeme) aus Mangel an hinlänglicher Beobachtung der Himmelskörper und genauer Berechnung ihrer Entfernungen und Bewegungen, hier (im tychonianischen Systeme) aus Vorurtheil, weil man meinte, das kopernikanische System streite mit der Bibel, unrichtig angewandt worden.

So ist es auch mit den Religionssystemen. Das Heidenthum ist unstreitig ein falsches, ein irrazionales; denn die Zerspaltung der Gottheit in eine Menge von höhern und niedern Göttern und die Verehrung derselben unter sinnlichen Gestalten mit einem Pompe von äußern Gebräuchen, die nur den Sinnen schmeicheln, widerstreitet offenbar der Vernunft. Aber die Idee der Gottheit selbst (als eines würdigen Gegenstandes menschlicher Verehrung) die ihm, wie jedem andern Religionssysteme, zum Grunde liegt, ist doch rein ver-

nünftig. Wie hätte auch sonst das Heidenthum sich so weit verbreiten und so lange bestehen können, daß noch heute die größere Hälfte des Menschengeschlechts (600 Millionen Menschen von 1000 M. überhaupt) demselben ergeben ist! Man darf sich daher nicht wundern, daß zu der Zeit, als das Christenthum sich im römischen Reiche auszubreiten und mit dem Heidenthume um die Herrschaft der Welt zu kämpfen anfing, das irrazionale Heidenthum doch noch so viel Vertheidiger gegen das razionale Christenthum unter den griechischen und römischen Gelehrten, besonders unter den Neuplatonikern, fand. Sie hielten sich bloß an jenes razionale Element des Heidenthums und deutelten das irrazionale weg, so gut es gehen wollte. Und da zu jener Zeit das Christenthum schon durch viele menschliche Einfälle verunreinigt war, mithin etwas Irrazionales in sich aufgenommen hatte: so meinten sie wahrscheinlich, es lohne nicht der Mühe, das Alte mit dem Neuen zu vertauschen, weil das nur ein Wechsel des Aberglaubens sein würde *).

Ganz dasselbe Verhältniß findet statt zwischen Katholizismus und Protestantismus, wenn man beide als Religionssysteme betrachtet. Jenes ist durch eine Menge erdichteter Glaubensartikel, durch Erhebung der sogenannten Heiligen zu einer Art von Untergöttern, die man auch sinnlich abbildet und zur Verehrung ausstellt, so wie durch Einführung eines pomphaften, mit Zerimonien überladnen, ganz sinnlichen Kultus, fast so irrazional als das Heidenthum ge-

*) Man muß hiebei auch nicht vergessen, daß manche alte Philosophen die Philosophie selbst, besonders die platonische, aus einer höheren Quelle, einer Offenbarung oder Eingebung, ableiteten, und daß dieß sogar die Meinung einiger gelehrter Kirchenväter war; weshalb sie auch Philosophie und Christenthum mit einander zu vereinbaren suchten. Und die geheimere Erkenntniß oder Gnosis, nach welcher die Gnostiker strebten, mag zum Theil ebenfalls auf dieser Voraussetzung beruhet haben. Da konnte denn ein gelehrter Heide wohl glauben, es sei nicht nöthig, erst sich taufen zu lassen, um zu solcher Erkenntniß zu gelangen.

worden; weshalb es auch Einige ein christliches Heidenthum genannt haben. Da aber das razionale Element des Christenthums in demselben doch immer noch sichtbar ist: so halten sich viele aufgeklärte Katholiken, die das in ihrer Kirche herrschende Verderben gar wohl einsehn und sehr schmerzlich fühlen, bloß an jenes, und suchen das Uebrige entweder umzudeuten oder nach und nach zu entfernen, indem sie eine allmähliche Reform ihrer Kirche erwarten und sich ebendeshalb nicht an die unsrige anschließen. Denn, sagen sie zu uns Protestanten, so sehr ihr euch auch der Vernunftmäßigkeit eures Glaubens rühmt, so ist doch in eurem ganzen Religionssystem und Kirchenwesen noch gar manches Irrazionale. Und hierin dürften sie nicht ganz Unrecht haben, wenn auch darum kein vernünftiger Protestant zugeben wird, daß man das Bessere wieder aufgeben und zum Schlechtern zurückkehren solle.

Hienach beantwortet sich nun auch die bekannte, vornehmlich in unsrer Zeit angeregte, Streitfrage, ob Luther ein Razionalist gewesen oder nicht. Die, welche bejahen, berufen sich auf eine Menge von Stellen in des Reformators Schriften, wo er die Vernunft bis in den Himmel erhebt und seine Gegner mit Waffen der Vernunft sehr glücklich bekämpft. Die, welche verneinen, berufen sich jedoch ebenfalls auf eine Menge von Stellen, wo er auf die Vernunft schilt und ihr gar keine Stimme in Glaubenssachen zugestehen will. Das ist aber aus der Geschichte seines Lebens und der von ihm begonnenen Reformazion sehr begreiflich. Im Kampfe mit den Römischkatholischen war ihm die Vernunft ein gar willkommner Gehülfe; denn da gab es viel Irrazionales zu bekämpfen. Aber es reformirten noch Andre neben ihm und diese gingen zum Theile noch weiter, als er selbst, der mit augustinischen Vorstellungen angefüllte Augustinermönch, zu gehen wagte. Diese andern Reformatoren brauchten nun auch gegen ihn die Waffen der Vernunft, besonders in dem bekannten und sehr betrübten Abend-

mahlsstreite. Das kam ihm sehr ungelegen. Daher
nun die Vernunft schweigen, und der Buchstabe der
(das Wörtlein ist) sollte mehr gelten, als alle Vern
gründe; man müsse, meint' er, hier nicht weiter klügel
deuteln wollen, weil die Sache ein unbegreifliches, ja
vernünftiges Geheimniß sei. So schien er wenigstens
Art von Superrazionalismus aufzustellen, ben
aber in der Hitze des Streites nicht, daß er wirklich i
sequent wurde und sich dem Irrazionalismus
Gegner, die eben so und noch konsequenter als er selbst
was er bestritt, für unbegreifliche und übervernünftige
heimnisse ausgaben, wieder näherte. Man kann und
dieß eingestehn, wenn man gerecht und billig sein will,
daß dadurch den anderweiten Verdiensten des großen
nes auch nur ein Titelchen entzogen würde.

Hieraus folgt nun im Allgemeinen: Wie es über
in der Menschenwelt weder eine absolute Vern
noch eine absolute Unvernunft giebt: so giebt es
kein philosophisches oder theologisches Religionssystem,
ches absolut razional oder absolut irrazional
Im Begriffe freilich sind Razionalismus und Irrazio
mus einander schlechthin entgegengesetzt; aber nicht
der Erfahrung. Da waltet nur bald das Eine bald
Andre vor. Man muß also stets auf die vorherrsc
Maxime, auf das überwiegende Streben sehn, das si
einem Systeme ankündigt, wenn man es richtig beurt
will. Einem Systeme, das seinem Grundcharakter
razional ist, wird also immer ein irrazionales Element
gemischt sein, welches ihm auch Widerspruch zuziehen
Gegner hervorrufen wird. Und eben so wird einem
steme, welches in der Hauptsache irrazional ist, stets
razionales Element beigemischt sein, welches ihm auch
fall erwerben und Freunde erwecken wird. Damit man
nicht etwa meine, als sei dieß mit einem geheimen V
halte gesagt: so will ich nur gleich hinzufügen, daß ich

dieser Regel weder mein eignes noch irgend ein fremdes System ausnehme. In diesem Sinne könnte man wohl auch den oberwähnten Satz zugeben: Was wirklich, ist auch vernünftig. Das heißt dann aber nur so viel: Es ist in ihm eine, wenn auch noch so kleine, Spur von Vernunft enthalten. — Doch es ist Zeit, einen andern Gegensatz zu erwägen, der nicht minder wichtig ist, als der bisher betrachtete.

Zweiter Abschnitt.

Naturalismus und Supernaturalismus.

Der Ausdruck **Naturalismus** ist einer der unbestimmtesten, die je erfunden worden, weil das Wort **Natur** selbst, wovon er abgeleitet, in so verschiednen Beziehungen gebraucht wird. Man braucht es bald in **materialer** Hinsicht, wo man einen Inbegriff von gegebnen Dingen, bald in **formaler**, wo man das Wesen eines Dinges darunter versteht. Mit dieser Unterscheidung ist aber die Unbestimmtheit noch nicht aufgehoben. Man spricht auch von einer **göttlichen** und **menschlichen**, einer **geistigen** und **körperlichen**, einer **vernünftigen** und **thierischen**, ja selbst von einer **sinnlichen** und **übersinnlichen** Natur, obwohl der letzte Ausdruck beinahe klingt wie **übernatürliche** Natur. Denn die sinnliche ist eben die, welche man auch schlechtweg Natur nennt. Weil nun aber die sinnliche Natur d. h. der Inbegriff von räumlichen und zeitlichen Dingen, die wir um uns her wahrnehmen und zu denen wir selbst mitgehören, schlechtweg Natur heißt: so ist man gewohnt, die Ausdrücke **Naturalismus** und **Naturalist** auf diese Natur zu bezichn.

Allein auch in dieser Beziehung giebt es wieder verschiedne Bedeutungen. Wenn z. B. ein Naturaliensammler oder Naturalienhändler ein **Naturalist** genannt wird: so ist sein **Naturalismus** nichts weiter als eine ganz unschuldige Beschäftigung mit Naturprodukten. Ein Naturalist dieser Art könnte in moralisch-religioser Hinsicht eben so gesinnt sein, wie ein Supernaturalist; gleichwie derjenige, welcher in der kaufmännischen Sprache ein Materialist genannt wird, in psychologischer Hinsicht ein so entschiedner Spiritualist sein könnte, daß er die ganze Körperwelt in Gedanken mit Gei-

stern bevölkerte und sogar seine Materialwaaren als beseelte Wesen betrachtete. — Eine andre Bedeutung bekommt jenes Wort, wenn ein Fecht- oder Tanzmeister denjenigen, welcher die Fecht- oder Tanzkunst ausübt, ohne sie regelmäßig erlernt zu haben, einen Naturalisten nennt. Der Meister in der Kunst verachtet zwar gewöhnlich einen solchen natürlichen Künstler; aber der Naturalismus desselben ist wieder etwas ganz Unschuldiges oder Tadelloses. Denn wer mag verlangen, daß alle Menschen regelmäßig fechten oder tanzen sollen! Auch kann ein Naturalist dieser Art nicht nur zuweilen den übertreffen oder besiegen, der die Kunst regelmäßig erlernt hat, sondern auch in moralisch-religioser Hinsicht wiederum ganz supernaturalistisch denken.

Wenn also der Naturalismus dem Supernaturalismus entgegengesetzt wird: so muß das Wort in einer ganz eigenthümlichen Bedeutung genommen werden und diese Bedeutung muß sich auf eine gewisse Ansicht von dem beziehn, was der Mensch in moralisch-religioser Hinsicht zu thun und zu lassen, zu glauben und zu hoffen hat.

In dieser Beziehung giebt es nun aber wieder einen doppelten Naturalismus oder zwei Arten des Naturalismus, die man sorgfältig unterscheiden muß, wenn man nicht die verschiedensten Dinge mit einander verwechseln und dann auch im Urtheile darüber fehlen und ungerecht gegen Andre werden will.

Es kann nämlich 1. einen Naturalismus geben, der gar nichts Höheres oder Uebersinnliches in und außer dem Menschen anerkennen will. Einem Naturalisten dieser Art ist die sinnliche Natur, das was er sehen, hören, riechen, schmecken und tasten kann, alles in allem. Er verwirft daher alle moralisch-religiosen Wahrheiten, von welchen Andre überzeugt sind, als leere Hirngespinnste, als Träume einer überspannten Phantasie oder als Erfindungen einer herrschsüchtigen Politik. Sittliche Gesetze, welche unbedingt ein gewisses Thun oder Lassen gebieten, erkennt er nicht an. Denn es giebt nach ihm keinen wesentlichen Unterschied des

Guten und des Bösen. Er unterscheidet nur Angenehmes und Unangenehmes, Nützliches und Schädliches, und begründet dadurch gewisse Klugheitsregeln, die man im Leben zu beobachten hat, um ruhig und glücklich zu leben, die sich aber auch nach Zeit, Ort und andern Umständen oder Lebensverhältnissen abändern, so daß man heute oder in dieser geselligen Verbindung thun kann, was man vielleicht morgen oder in jener geselligen Verbindung lassen muß. Eben so glaubt er, wenn er anders konsequent ist, weder an ein göttliches Wesen außer oder über der Natur, noch an eine ewige Fortdauer des Menschen als eines moralischen Wesens. Denn, sagt er, der Mensch ist eben nur ein physisches Wesen, ein Erzeugniß der Natur, die ihn leben und sterben lässt, gleich andern Naturprodukten. Die sogenannte Vernunft des Menschen ist nur ein verfeinerter Sinn; das sogenannte Gewissen nur etwas Erkünsteltes oder dem Menschen in der Gesellschaft Angebildetes; und so auch alles, was durch Vernunft und Gewissen dem Menschen als ein Höheres oder Uebersinnliches dargeboten werden soll, alle Moral und Religion. So spricht sich z. B. der ungenannte Verfasser der Schrift aus: Mes rêves ou l'art de ne pas m'ennuyer, der sogar das Land nachweist, wo man zuerst diese Thorheiten erfunden hat, nämlich: »Les régulateurs de l'Egypte, pour »compléter la civilisation, inventèrent la conscience,« also auch la morale et la religion.

Daß ein solcher Naturalismus nichts anders als Irrazionalismus sei, liegt am Tage. Er vernichtet in seiner strengen theoretischen Konsequenz die Vernunft selbst mit allen ihren auf das Uebersinnliche und Ewige sich beziehenden Ideen. Nur durch eine praktische Inkonsequenz, wie sie gar häufig bei den Menschen vorkommt, indem sie im Leben selbst ihre fehlerhaften Theorien oder Spekulazionen vergessen und dem Zuge eines bessern sittlichen Gefühls folgen, also das Gewissen, welches sie theoretisch verleugneten, dennoch praktisch wieder mit allen daraus hervorgehenden Foderungen und Folgerungen anerkennen — nur durch eine

solche Inkonsequenz kann jener Naturalismus dem Vorwurf entgehn, daß er Immoralismus und Irreligiosismus, daß er ein trostloser Materialismus und Atheismus sei.

Allein es giebt 2. noch einen ganz andern Naturalismus, der von jenem wesentlich verschieden ist. Dieser läſſt alle moralisch-religiosen Wahrheiten in ihrer vollen Kraft und Würde bestehn, wieferne sie nur wirkliche Wahrheiten sind. Er erkennt also zuerst eine Vernunft-Moral und Religion an, die auch eine natürliche heißt, wieferne sie in der vernünftigen Natur des Menschen begründet ist. Er läſſt aber auch zweitens eine positive oder Schrift-Moral und Religion zu, soweit sie nur irgend mit jener vereinbar, also der Vernunft nicht widerstreitend ist. Diesen Beisatz aber macht er darum, weil er an eine ursprüngliche Offenbarung Gottes (durch Gewissen oder Vernunft) glaubt und nicht zugeben kann, daß irgend eine zugekommene Offenbarung (durch Wort, Schrift und That) mit jener in Widerstreit gerathen könne, ohne ebendadurch sich selbst das Siegel der Unechtheit aufzudrücken, da nicht angenommen werden darf, daß Gott sich selbst widerspreche, wenn er sich den Menschen offenbare.

Dieser Naturalismus kann also auch Razionalismus genannt werden; denn er ist allerdings auf die Vernunft basirt, thut aber weder der Moral noch der Religion Abbruch. Vielmehr ist er beiden förderlich, weil ohne eine solche Basis sich durchaus kein haltbares und dauerhaftes System der Moral und der Religion erbauen läſſt. Denn was nicht mit der Vernunft zusammenhangt, was nicht in ihrem Boden wurzelt, um aus demselben fortwährend Nahrungssaft zu saugen, das kann sich auch nicht dauernd erhalten. Die Zeit zerstört es, weil es von keiner ewigen Idee getragen wird. Auch würde man hieran nicht gezweifelt, vielweniger Anstoß genommen haben, wenn nicht ein Umstand hinzugekommen wäre, der zu einem mit großer Heftigkeit geführten und doch nie zu entscheidenden Streite Anlaß gegeben.

Man warf nämlich die Frage auf, wie Gott sich eigentlich den Menschen geoffenbart habe, ob auf eine mittelbare und natürliche, oder auf eine unmittelbare und übernatürliche Weise. Die, welche das Letztere behaupteten, nannte man Supernaturalisten, diejenigen aber, welche das Erstere entweder wirklich behaupteten oder von welchen man doch voraussetzte, daß sie es behaupteten und behaupten müssten, nannte man Naturalisten. So bekam das Wort Naturalismus noch eine engere Bedeutung; es bedeutete nun die Behauptung, daß sich Gott den Menschen bloß mittelbar oder natürlich geoffenbart habe. Und dieser Behauptung trat dann der Supernaturalismus entgegen, welcher schlechterdings eine unmittelbare und übernatürliche Offenbarung foderte, und diese entweder als die einzige und ausschließliche ansahe oder sie jener an die Seite setzte, wo nicht gar vorzog, so daß man nach der Meinung einiger Supernaturalisten gar nicht einmal selig werden könnte, ohne eine solche Offenbarung anzunehmen. Die letztere Meinung zerfällt aber in sich selbst. Denn da die Supernaturalisten auch behaupten, daß Gott sich nur einigen Menschen auf eine unmittelbare und übernatürliche Weise geoffenbart habe: so würde aus jener Meinung folgen, daß Gott alle Menschen, denen er sich nicht so offenbarte — was ihm doch, menschlich zu reden, so leicht möglich war, da es ihm nicht mehr Mühe machen konnte, sich allen Menschen so zu offenbaren, als nur einigen — zur Verdammniß unabänderlich vorherbestimmt habe. Dieser Gedanke aber ist Gottes so unwürdig, er vernichtet alles, was Vernunft und Schrift von Gottes allgemeiner Vaterliebe lehren, so mit einem Schlage, daß die meisten Supernaturalisten ihn schon längst aufgegeben haben; wie er denn auch nur in einem sehr kleinen Bruchstücke der christlichen Kirche (bei den strengen Prädestinazianern) als wirklicher Lehrsatz aufgestellt worden.

Lassen wir also diese ungereimte Meinung einiger Supernaturalisten völlig aus dem Spiele: so dreht sich der ganze Streit eigentlich um die Frage nach dem Ursprunge

derjenigen Religion, welche vorzugsweise oder schlechtweg die geoffenbarte heißt. Diese Frage ist aber

1. bloß theoretisch oder spekulativ, wie alle Fragen, welche den Ursprung der Dinge betreffen. Sie kann wohl die Wissbegierde reizen; aber sie hat durchaus kein praktisches Interesse. Wie man auch darüber denke, es ist in praktischer Hinsicht völlig gleichgültig. Denn in praktischer Hinsicht kommt es nur darauf an, daß man den Willen Gottes thue, nicht daß man wisse, glaube oder meine, er werde uns auf diese oder jene Weise bekannt. »Lasset »uns die Hauptsumme aller Lehren hören: Fürchte Gott »und halte seine Gebote!« sagt das alte Testament (Pred. Sal. 12, 13). Und das neue Testament sagt (1. Joh. 2, 17): »Wer den Willen Gottes thut, der bleibet in Ewigkeit.« Ebendieß sagt die Vernunft. Hierüber kann also kein Zweifel sein. Wollte man aber einwenden, daß das Wissen, Glauben oder Meinen, der Wille Gottes werde dem Menschen auf unmittelbare oder übernatürliche Weise bekannt, auch das Thun des göttlichen Willens bewirke: so wäre das nur eine leere Ausflucht, der sogar die Erfahrung widerspricht. Denn es giebt unter den Supernaturalisten zwar eben so ehrenwerthe Männer, als unter ihren Gegnern, aber auch gar Viele, die den sinnlichen Lüsten, dem Ehrgeize, der Herrschbegierde, der Habsucht, ja selbst, gegen das Gebot der Liebe, der Unduldsamkeit, Härte und Grausamkeit ergeben sind, also nichts weniger als den Willen Gottes thun. Und doch hat Jesus ausdrücklich gesagt, daß nur diejenigen, welche den Willen Gottes thun, seine rechten Schüler seien, und daß man daher diese an ihren Früchten (nicht am Supernaturalismus) erkennen solle. — Aber jene Frage hat nicht nur kein praktisches Interesse; sie ist auch

2. ganz unbeantwortlich oder unentscheidbar. Man überlege doch nur, daß der Mensch von Gottes Wirksamkeit eigentlich nichts weiß und am wenigsten die Art und Weise derselben zu bestimmen vermag. Der Unterschied,

den wir zwischen mittelbarer und unmittelbarer Wirksamkeit machen, passt nur auf unsre beschränkte Wirksamkeit, indem wir bald selbst, bald mittels Andrer etwas hervorbringen. Wer wird denn aber diese Beschränktheit oder vielmehr diese von unsrer Beschränktheit abgezogne Unterscheidung auf Gott übertragen? Fragt also jemand, ob Gott alles unmittelbar, oder alles mittelbar, oder einiges unmittelbar, andres mittelbar wirke, so kann ihm gar keine andre Antwort gegeben werden, als: Non liquet — das wissen wir nicht. Eben so verhält es sich mit dem Unterschiede zwischen natürlicher und übernatürlicher Wirksamkeit, nur daß hier noch eine sehr große Unbescheidenheit hinzukommt, wenn jemand sich anmaßt zu bestimmen, wo das Natürliche aufhöre und das Uebernatürliche beginne. Wer in aller Welt kennt denn die gesammte Natur mit allen ihren Kräften und Gesetzen, daß er eine solche Gränze ziehen könnte? Schließt er aber: »Was ich unwissender Mensch aus den »mir bekannten Kräften und Gesetzen der Natur nicht er»klären oder begreifen kann, das ist nothwendiger Weise »übernatürlich,« so ist das ein so ungeheurer Sprung im Schließen, daß man beinah am Verstande dessen verzweifeln möchte, der ihn zu machen im Stande ist. Wollen wir uns also unsrer Schwäche bescheiden, wollen wir nicht die Gott schuldige Ehrfurcht aus den Augen setzen, so müssen wir auf die Frage, ob Gott natürlich oder übernatürlich (überhaupt oder in einem besondern Falle) wirke, wiederum dieselbe Antwort geben: Das wissen wir nicht. — Hiezu kommt aber

3. noch der Umstand, daß in der Menschenwelt das Natürliche immer eine gewisse Präsumzion für sich hat. Es gilt nämlich in allen Fällen der Grundsatz: Naturale praesumitur, donec probetur contrarium. So lange daher in einem gegebnen Falle das Gegentheil nicht erwiesen ist, muß immer vorausgesetzt werden, es sei etwas natürlicher Weise geschehen. Nun vermag aber kein menschlicher Geist das Gegentheil zu erweisen, weil er eben die Natur nur

dem kleinsten Theile nach kennt. Folglich hat der Supernaturalismus immer die Präsumzion gegen sich. Denn er leugnet das Natürliche ohne Beweis, da doch schon die gemeinste Logik sagt: Neganti incumbit probatio. Dem andern Theile den Beweis hier zuschieben, wäre um so unstatthafter, da dieser das Uebernatürliche keineswegs leugnet, sondern nur gesteht, er habe keine Kenntniß davon, und also von denen, welche eine solche Kenntniß zu besitzen meinen, jenen Beweis fodern muß, bevor er ihnen beistimmen kann.

Wollte man nun aber den Begriff des Supernaturalismus selbst ändern, wollte man darunter bloß den Glauben an das Uebersinnliche und Ewige, an Gott und göttliche Dinge, verstehn, weil diese allerdings etwas über die Natur Erhabnes sind: so hätte aller Streit auf einmal ein Ende. Denn diesen Glauben erkennt jeder vernünftige Mensch als gültig an. Alsdann könnte man auch ferner annehmen, daß sich dieser Glaube oder das moralisch-religiose Bewusstsein überhaupt unter Gottes Leitung in gewissen Menschen auf eine eigenthümliche Weise entwickelt und ausgebildet habe, so daß sie nun als göttliche Gesandte die Menschheit belehren oder zum Heile führen konnten. Und ebendieß würde man mit Recht als eine anderweite oder zugekommene Offenbarung Gottes betrachten. Diese könnte aber mit der ursprünglichen Offenbarung nicht in den geringsten Widerstreit kommen, sondern müsste vielmehr mit derselben im Einklange stehn. Ein solcher Supernaturalismus wäre demnach völlig razional, während jener, welcher das Uebernatürliche in einem Sinne nimmt, der sich durch Vernunft gar nicht rechtfertigen lässt, dem Vorwurfe, daß er irrazional sei, auf keine Weise entgehen kann. Dieß scheinen auch die Supernaturalisten dieser Art selbst gefühlt zu haben, indem sie ihrem Supernaturalismus den Razionalismus entgegensetzten. Sie wollten dadurch zu verstehen geben, daß ihr Supernaturalismus durch Vernunft

allerdings nicht gerechtfertigt werden könne, daß er jedoch dieser Rechtfertigung auch gar nicht bedürfe.

Da nun aber alles, was nicht durch sich selbst als wahr und gewiß einleuchtet, doch irgend einer Rechtfertigung bedarf, damit es nicht scheine, als wenn man etwas nur bittweise (precario) annehme oder, wie die Logiker sagen, erbettele: so kamen einige Supernaturalisten auf den sonderbaren Einfall, ihren Supernaturalismus durch die innere Erfahrung rechtfertigen zu wollen. Sie sagten nämlich: »Wir selbst haben schon oft übernatürliche Einwirkungen Gottes auf unser Gemüth erfahren; wir sind dadurch »erleuchtet, belehrt, getröstet, gestärkt, gebessert, überhaupt »ganz umgewandelt worden, und dadurch haben wir auch »die Gewissheit erlangt, daß Gott auf Andre, die vor uns »gelebt und uns diese oder jene Schriften hinterlassen haben, »eben so übernatürlich einwirkte; ja wir empfinden noch »täglich und stündlich dieselbe Einwirkung, wenn wir diese »Schriften lesen, indem sie uns auf eine Weise erbauen, wie »keine andre Schrift in der Welt.«

Mit Leuten, die so reden, lässt sich eigentlich gar nicht disputiren d. h. wissenschaftlich streiten. Denn sie entziehen sich dadurch jeder Untersuchung, jedem Räsonnement. Es lässt sich aber doch leicht Andern, die nicht so von sich selbst eingenommen sind, zeigen, daß jene, so wenig sie auch vom Schließen hören wollen, doch einen Schluß machen, nur leider einen falschen. Sie schließen nämlich von der **Stärke** und **Lebhaftigkeit** gewisser Vorstellungen, Bestrebungen oder Gefühle in ihrer Seele auf eine **übernatürliche Ursache** derselben außer ihrer Seele. Und das ist allemal ein grober Fehlschluß, eine fallacia causae non causae, wie es die Logik nennt, diese unerbittlich strenge und ebendarum allen, die es mit dem Denken nicht genau nehmen, so verhasste Wissenschaft. Man kann wohl eine Wirkung an sich selbst erfahren; denn die Wirkung ist eben das, was man erfährt d. h. anschaut oder empfindet, überhaupt wahrnimmt. Was aber die Ursache dieser Wirkung sei, ob sie

in oder außer der Seele, in oder über der Natur liege, das kann man nicht zugleich mit erfahren; das wird immer nur erschlossen. Schließt man nun, die Ursache müsse übernatürlich sein, weil man innerlich sehr stark und lebhaft bewegt sei: so ist das wieder ein gewaltiger Sprung im Schließen. Denn starke und lebhafte Gemüthsbewegungen können auch sehr natürliche Ursachen haben, wie alle Psychologen wissen! Deshalb verwarf auch der sel. Reinhard, auf den sich die neuern Supernaturalisten als auf einen tüchtigen Gewährsmann ihrer Denkart so gern berufen, der aber ein zu guter Psycholog und Logiker war, als daß er einen so handgreiflichen Fehlschluß hätte machen sollen — er verwarf diesen angeblichen Erfahrungsbeweis durchaus. Er hielt es sogar für gefährlich, wenn der Mensch übernatürliche Einwirkungen auf sich selbst erwarte oder zu erfahren meine. Das könne, meint' er, leicht zur Schwärmerei, zum Fanatismus, auch zum Dünkel und Hochmuth, zum sogenannten geistlichen Stolze führen. Und wir gestehn, daß wir hierin ganz seiner Meinung sind.

Bei dieser Gelegenheit aber wollen wir noch etwas anführen, was wir vorlängst in einer orientalischen Reisebeschreibung lasen, deren Titel uns leider entfallen ist. Darin erzählt ein Christ, der als Muselmann verkleidet im Oriente reiste, wie er einst des Abends in einem Caravanserai mit einem wirklichen Muselmanne zusammentraf. Dieser in seiner Art fromme Mann zog, nachdem er sein vorschriftmäßiges Abendgebet verrichtet hatte, ein Buch aus der Tasche und las darin mit sichtbarer Andacht und Erbauung. Nach Vollendung dieses Geschäfts ließ sich der Christ in ein Gespräch mit dem Muselmanne ein. Er fragte ihn, was er da gelesen habe. Es war eine Stelle im Koran. Der Muselmann rühmte nun den Inhalt dieser Stelle und des ganzen Korans, sagte, er fühle jedesmal, wenn er darin lese, die Kraft des göttlichen Wortes, es sei ihm zu Muthe, als wenn Allah selbst zu ihm spreche, er überzeuge sich dadurch immer mehr, daß Muhamed ein wahrhaft göttlicher

Prophet gewesen, und er begreife gar nicht, wie die Ungläubigen (worunter er insonderheit die Christen verstand) dieß leugnen könnten; das komme aber ebendaher, daß sie nicht im Koran läsen; denn wenn sie nur darin lesen wollten, so würden sie es so, wie er, an sich selbst erfahren, daß das lauter göttliche Worte, Worte des ewigen Lebens seien. — So steht es mit jenem angeblichen Beweise aus der innern Erfahrung. Man kann damit alles beweisen, was man eben glaubt.

Dritter Abschnitt.

Razionalismus und Supernaturalismus.

Aus dem Bisherigen erhellet wohl zur Genüge, daß zwischen Razionalismus und Supernaturalismus eigentlich kein direkter Gegensatz stattfindet, so sehr es auch neuerdings zur Gewohnheit geworden, beide einander entgegenzusetzen. Direkt oder unmittelbar steht dem Razionalismus nur der Irrazionalismus, und dem Supernaturalismus nur der Naturalismus entgegen. Soll also auch zwischen jenen beiden ein Gegensatz stattfinden, so kann derselbe nur indirekt oder mittelbar sein. Nämlich] der Razionalismus kann dem Supernaturalismus nur insofern entgegenstehn, als jener die Form des Naturalismus annimmt. Und eben so kann der Supernaturalismus dem Razionalismus nur insofern entgegenstehn, als jener die Gestalt des Irrazionalismus annimmt.

Daß nun dieß möglich sei, ist bereits gezeigt worden. Wir haben gesehn, daß es ebensowohl einen razionalen und irrazionalen Naturalismus, als einen razionalen und irrazionalen Supernaturalismus geben könne. Was der Leser für sich selbst wählen, wofür er sich entscheiden wolle, überlassen wir ganz ihm selbst. Denn wir sind weit entfernt, irgend einem Menschen unsre eigne Ansicht aufdringen zu wollen. Man lasse uns nur dieselbe Freiheit, so sind wir schon zufrieden.

Es wird jedoch nicht überflüssig sein, wenn wir hier noch zusehn, wie ein berühmter Mann, der zugleich Philosoph und Theolog war, und auf dessen Autorität so viele Supernaturalisten sich berufen, jenen Gegensatz aufgefasst und dargestellt hat. Es ist dieß um so nöthiger, da eben dieser

Mann es gewesen, welcher den Gegensatz zwar nicht zuerst bezeichnet, aber doch neuerdings wieder so zur Sprache gebracht hat, daß darüber von neuem mit großer Heftigkeit gestritten worden. Dieser Mann ist der schon früher beiläufig erwähnte D. Franz Volkmar Reinhard, zuerst Professor der Philosophie und Theologie in Wittenberg, zuletzt Oberhofprediger, Kirchen- und Oberkonsistorialrath in Dresden — ein Mann, gegen den ich noch immer die reinste Achtung, Liebe und Dankbarkeit hege; denn er war mir Lehrer, Gönner und Freund, und hatte besonders die bei Männern von Ansehn und Einfluß höchst seltne Tugend, daß er fremde Ueberzeugung achtete, und weder den Charakter und Werth Andrer nach ihren Meinungen beurtheilte, noch auch seine Dienstfertigkeit und Gefälligkeit gegen Andre nach der Einstimmung derselben mit seinen eignen Meinungen bemaß. Einen solchen Mann kann man nur durch ein freies Urtheil wahrhaft ehren; und so will ich auch hier das, was er über den Gegensatz zwischen Razionalismus und Supernaturalismus gesagt hat, rücksichtlos beurtheilen. Zuvörderst aber muß ich noch Folgendes über R.'s philosophische und theologische Denkart im Allgemeinen bemerken; denn ich habe wohl Gelegenheit gehabt, diese genauer als mancher Andre kennen zu lernen, da ich nicht nur seine Vorträge gehört und seine Schriften gelesen, sondern auch gar viel mit ihm disputirt, diskurirt und korrespondirt habe.

Als Philosoph war R. zu der Zeit, wo ich ihn zuerst hörte, Eklektiker mit einiger Vorliebe für die wolfische Philosophie. Da jedoch Kant den Dogmatismus und also auch den Eklektizismus, der nur ein verschleierter Dogmatismus ist, mit so starken Waffen bekämpfte, die kantische Philosophie aber R.'s Geiste nicht zusagte: so wandt' er sich auf die Seite des Skeptizismus, wohin ihn besonders der Angriff zog, welchen Schulze unter dem Namen Aenesidemus auf die kantisch-reinholdische Philosophie machte. Weil indessen R. zugleich ein christlicher Theolog war und ihm als solchem der Skeptizismus durchaus keine Befriedigung ge-

währen konnte: so warf er sich als Theolog dem Supernaturalismus in die Arme, um doch etwas zu haben, woran er sich halten könnte. Eine Inkonsequenz war das allerdings; denn ein konsequenter Skeptiker muß die Zurückhaltung des Beifalls auf alles Dogmatische beziehn. Der Supernaturalismus aber ist im höchsten Grade dogmatisch, da er die Bestimmungsgründe seines Urtheils aus einer Sphäre herabholt, welche nach dem eignen Geständnisse desselben über alle menschliche Vernunft hinausliegen soll. Der gute und sonst so scharfsichtige R. bemerkte aber diese Inkonsequenz um so weniger, da er übrigens dem freien Urtheile allen möglichen Spielraum gewährte und besonders der Schrifterklärung durchaus keine Fesseln angelegt wissen wollte. Die Schrifterklärung, sagt' er immer, müsse frei, durch keine Autorität gebunden sein. So konnt' er mit Hülfe der Kritik und Exegese gar manchen Anstoß für die Vernunft, die er immer in Ehren hielt, entfernen. Er konnte, da er überhaupt ein sehr gewandter Kopf und besonders ein sehr gewandter Disputator war, Jedem, der ihm etwas Irrazionales in dem supernaturalistisch-dogmatischen Systeme nachweisen wollte, durch die Erwiederung begegnen: »Das steht nicht in der Schrift; »also brauch' ich's auch nicht anzunehmen.« Und wenn man genau zusieht, so helfen sich auf dieselbe Art fast alle denkende und darum auch mit der Vernunft befreundete Supernaturalisten. Denn es lässt sich von keinem einzigen Satze des supernaturalistisch-dogmatischen Systems streng oder bis zur vollen Evidenz beweisen, daß er in der Schrift steht. Immer lässt sich bald über die wahre Lesart bei der Menge von Varianten, bald über die wahre Auslegung bei der Menge von Erklärungen, die bereits aufgestellt sind und noch von neuem aufgestellt werden, streiten *).

Hieraus folgt, daß es nur einen einzigen durchaus konsequenten Supernaturalismus giebt, und das ist

*) So sind z. B. alle angebliche Beweisstellen für die Trinität entweder kritisch oder exegetisch zweifelhaft.

der römisch-katholische. Dieser beschränkt sich nicht bloß auf die Schrift, wie der protestantische, und giebt auch deren Erklärung nicht frei; sondern er nimmt neben der Schrift auch noch an eine kirchliche Ueberlieferung, und eine kirchliche Uebersetzung der Schrift, und eine kirchliche Erklärung derselben, und eine fortwährende unmittelbare und übernatürliche Einwirkung des heiligen Geistes auf die Kirche und deren Oberhaupt, so daß diese gar nicht irren können, mithin jedes Kirchenglied sich, wenn ja noch ein zweifelhafter Fall übrig bliebe, dem Ausspruche derselben augenblicklich, und ohne erst mit der Vernunft zu Rathe zu sitzen, unterwerfen muß.

Sehet da, ihr protestantischen Supernaturalisten, das ist wahre, streng logische Konsequenz! Denn es folgt eins aus dem andern mit absoluter Nothwendigkeit, wenn man nur die erste Prämisse zugiebt, nämlich daß der Mensch mit seiner Vernunft den Weg des Heils nicht finden könne, sondern daß er dazu eines untrüglichen Führers von außen bedürfe. Die Konsequenz, deren ihr euch rühmt, ist gar keine, ist die größte Inkonsequenz. Denn die Schrift, auf die ihr immer euch beruft, ist kein untrüglicher Wegweiser zum Himmel, weil sie so vielerlei Auslegungen zulässt, daß nicht nur die verschiednen christlichen Kirchen und Religionsparteien, sondern auch die einzelen Schriftgelehrten, selbst die supernaturalistischen, über den Sinn derselben nicht einig sind, und auch zuverlässig nie darüber einig sein werden. Es war daher, von Seiten der Konsequenz betrachtet, gar kein so übler Einfall, welchen nach dem Berichte des ungenannten Verfassers der Schrift: Die leipziger Disputazion (S. 55) der sel. Burscher hatte, seine Auslegung der heiligen Schrift zur einzig gültigen und allein seligmachenden zu erheben. Denn da hätten wir in der protestantischen Kirche doch auch etwas Untrügliches und könnten es denen, die von uns laufen, um jenseit Ruhe und Gewissheit zu suchen, darbieten, damit sie bei uns blieben. Auch könnten wir dann den verschmitzten Proselytenmachern, die uns den Mangel des Untrüglichen gar bitter vorwerfen und den-

selben gar schlau zu ihrem Vortheile zu benutzen verstehn, auf einmal das Maul stopfen und sagen: »Sehet da den »frommen und getreuen Knecht Gottes, den Doktor und »Prälaten Burscher! Der hat's uns gesagt, wie wir die »Schrift auslegen und was wir also nach der Schrift glau»ben sollen. Das ist unser Papst und seine Schriften sind »unsre zweite Bibel, wodurch die erste für uns allererst klar »und brauchbar geworden!«

Doch lassen wir diesen stolzen Prälaten, der sich vielleicht nicht gescheuet hätte, das Papstthum der protestantischen Kirche anzunehmen, und kehren zu unsrem bescheidnen Reinhard zurück. Der lässt sich in den Geständnissen, seine Predigten und seine Bildung zum Prediger betreffend (Br. 9. S. 95) also vernehmen: »Einheit der Prinzipien und folgerechtes Denken in der Re»ligion findet nur statt, wenn man sich entweder ganz an »die Vernunft oder ganz an die Schrift hält; wirk»lich konsequent ist nur der Razionalist und der Su»pernaturalist. Bei jenem nämlich entscheidet die Ver»nunft allein; was diese nicht fassen und billigen kann, kann »auch kein Theil seiner Ueberzeugung werden; die Schrift »ist ihm nicht mehr, als jedes andre menschliche Buch; er »lässt sie nur gelten, wo sie übereinstimmend mit seiner Mei»nung (?) ist, und zwar nicht als Entscheidungsgrund, son»dern bloß als eine Erläuterung, daß auch Andre so gedacht »und geglaubt haben. — Dem Supernaturalisten aber ist »in Sachen der Religion und des Glaubens die Schrift, was »dem Razionalisten die Vernunft ist; er bedient sich zwar »dieser, um die Ansprüche zu prüfen, welche die Schrift »macht, und die Gründe für ihren höhern Ursprung zu beur»theilen; allein sobald dieß geschehen ist, sobald er sich über»zeugt hat, die Schrift enthalte einen von Gott herrührenden »Unterricht, so entscheidet sie von nun an in Sachen der Re»ligion Alles; die Vernunft hat bloß das Geschäft, die »Schrift zu erklären und den Sinn derselben zu erforschen. »Führt dieses auf Lehren, die ihr fremd sind, auf die sie nie

»gefallen sein würde und für die sie keinen Beweis kennt:
»so ist sie keineswegs berechtigt, diese Lehren, wenn sie nur
»nichts an sich Widersprechendes enthalten, zu misbilligen;
»sie muß vielmehr einen Unterricht Gottes in denselben aner-
»kennen und sich dem Ansehn Gottes unterwerfen. Man
»wird aber inkonsequent und verliert ein ausreichendes, Al-
»les bestimmendes, und die ganze Erkenntniß regelndes Prin-
»zip, sobald man einen Mittelweg einschlagen, sobald man
»die Vernunft und die Schrift nicht subordiniren, sondern
»koordiniren will.«

Ueber diese Stelle ließe sich ein sehr langer Kommentar schreiben. Ich begnüge mich mit folgenden Bemerkungen:

1. Was R. vom Razionalisten sagt, bezeichnet dessen Ansicht oder Denkart keineswegs mit wissenschaftlicher Bestimmtheit, sine ira et studio; es ist vielmehr gesagt, um den Razionalisten neben dem Supernaturalisten in Schatten zu stellen; und, was das Schlimmste ist, es passt zum Theil auch auf den Supernaturalisten. Luther war ohne Zweifel Supernaturalist. Und doch erlaubt' er sich, den Brief des Apostels Jakob einen strohernen (epistolam stramineam) zu nennen, weil nach seiner Meinung darin die Werke zu sehr gepriesen werden und der Glaube zu wenig, weil also dieser Brief, auf den sich auch die Katholiken fleißig gegen den Reformator beriefen, der lutherischen Meinung von dem Verhältnisse des Glaubens und der Werke zu einander und von ihrem gegenseitigen Werthe nicht angemessen war. Folglich »ließ er (Luther) die Schrift nur gelten, wo sie »übereinstimmend mit seiner Meinung war.« Wenn nun dieß nach R.'s Darstellung ein charakteristisches Merkmal des Razionalisten sein soll, so wäre ja der Reformator ein ganz entschiedner Razionalist gewesen; wofür ihn auch wirklich Manche (obwohl mit Unrecht) erklärt haben. Man merke aber wohl, daß hier R. das zweideutige Wort Meinung (statt Idee oder Prinzip der Vernunft) absichtlich gebraucht hat, um zu verstehn zu geben, der Razionalist sei ein bloßer Meinungsmann und wolle auch Alles nach sei-

nen Meinungen kritisiren. Er hat aber nicht bedacht, daß ein Supernaturalist eben so gut seine Meinungen haben und daher in denselben Fehler fallen kann.

2. Was die von R. so sehr gerühmte Konsequenz des Supernaturalismus betrifft, so entspricht derselben keineswegs das, was hier von ihm oder vielmehr vom Anhänger desselben, dem Supernaturalisten, ausgesagt wird. »Er bedient »sich« — heißt es — »der Vernunft, um die Ansprüche »zu prüfen, welche die Schrift macht.« Wie? und damit stellte sich der Supernaturalist nicht über die Schrift? Wenn das nicht heißt, die Schrift der Vernunft subordiniren, so ist schwer zu begreifen, was dieser Ausdruck sonst bedeuten soll. Wer die Ansprüche prüft, die Jemand macht, steht als prüfender Beurtheiler allemal über demselben, und kann ihn daher nach Befund der Umstände auch mit seinen Ansprüchen zurückweisen. So steht die Obrigkeit einer Stadt über dem, der Ansprüche auf das Bürgerrecht in dieser Stadt macht und sie von der Obrigkeit prüfen läßt, möcht' er auch sonst von noch so vornehmer Geburt sein. Er muß sich doch in diesem Punkte der Obrigkeit unterwerfen, und bleibt ihr selbst noch dann unterworfen, wenn sie seine Ansprüche gültig befunden und ihm denselben zufolge das Bürgerrecht ertheilt hat. Ferner: »Die Vernunft »hat das Geschäft, die Schrift zu erklären und den »Sinn derselben zu erforschen.« Das ist aber ein sehr bedenkliches Geschäft, wobei die Schrift wieder eine untergeordnete Rolle spielt. Denn jede Schrift, die nicht durch sich selbst klar ist, sondern ihre Klarheit erst von einem Erklärer erwartet, steht insofern unter dem Erklärer und ist allemal in Gefahr, daß ihr wahrer Sinn verkannt werde. Wenn nun Menschen reden oder schreiben, so hat es mit dieser Gefahr nicht viel zu bedeuten. Denn es steht da immer nur der Mensch dem Menschen gegenüber. Wenn man aber annimmt, daß Gott geredet, daß man ein göttliches Wort vor sich habe, welches den Menschen zu seinem Heile führen soll: wer darf sich da zum Erklärer desselben aufwerfen?

Meint denn der Erklärer, daß er klarer, also besser reden könne, als Gott? Und wenn er es nicht kann, ist da nicht zu befürchten, daß er das göttliche Wort falsch erkläre, folglich den Menschen zu seinem Unheile führe? Bedürft' es da nicht wenigstens einer authentischen Erklärung, wenn überhaupt irgend einer? Und wer anders könnte sie (nach dem bekannten Grundsatze: Jeder ist der beste Ausleger seiner Worte) dann geben als Gott selbst? Darum eben sagt die katholische Kirche, eine inspirirte Schrift bedürfe auch einer inspirirten Auslegung, damit man deren Sinn nicht verfehle; und sie hat vollkommen Recht hierin. Indem also R. als Supernaturalist der Vernunft die Befugniß zuspricht, theils die Ansprüche der heiligen Schrift zu prüfen, theils den Sinn derselben zu erklären, unterwirft er offenbar die Schrift der Vernunft, wird also inkonsequent. Und derselben Inkonsequenz machen sich alle Supernaturalisten schuldig, welche R.'s Grundsätzen hierin folgen. Denn R. wollte, daß die Erklärung eben so frei sein sollte, als die Prüfung, weil er wohl einsahe, daß eine unfreie gar keine wäre. Daran denken aber viele seiner Nachbeter gar nicht. Sie haben vielmehr eine Prüfung im Sinne, bei der man das Resultat der Prüfung schon im Prospekte hat, also kein andres Ergebniß erhält, als was schon gegeben ist. Und eben so denken sie nur an eine solche Erklärung, bei der man das Resultat der Erklärung schon im Prospekte hat, mithin wiederum kein andres Ergebniß findet, als was man eben finden wollte. Das heißt aber weder prüfen noch erklären. Denn da muß man mit unbefangenem Gemüth erwarten, was sich ergeben wird, und sich dieses Ergebniß gefallen lassen, es möge beschaffen sein, wie es wolle. — Allein die Inkonsequenz geht noch weiter. Man erwäge nur das Folgende:

3. Die Vernunft, sagt der würdige R. im Namen des Supernaturalismus, »ist keineswegs berechtigt, diese« — in der Schrift gefundnen — »Lehren, wenn sie nur nichts »an sich Widersprechendes enthalten, zu misbilli-

»gen.« Hieraus folgt natürlich und nothwendig, daß die Vernunft zu einer solchen Misbilligung allerdings berechtigt wäre, falls jene Lehren etwas an sich Widersprechendes enthielten. Dann steht ja aber die Vernunft wieder über der Schrift. Denn sie billigt und misbilligt deren Lehren nach ihren eignen Gesetzen; sie ist wenigstens dazu berechtigt; und wenn sie das Recht dazu hat, so darf sie es auch ausüben. Da lob' ich mir diejenigen Supernaturalisten, welche sagen: Credo, quia, oder wenigstens, quamquam absurdum est. Das ist doch noch konsequent. Man kann sich ja dann immer noch mit der Ausrede helfen: »Was uns Menschen un»gereimt scheint, ist es vielleicht nicht in den Augen Gottes. »Darum nehm' ich meine Vernunft unter den Gehorsam des »Glaubens gefangen, und kümmere mich nicht weiter, was »auch die Gesetze des Denkens sagen mögen. Diese sind ja »doch nur menschliche Gesetze und müssen daher den göttli»chen (der Foderung, dieses oder jenes zu glauben) weichen.«

4. Am meisten aber hat sich der gute R. vergessen, als er die letzten Worte schrieb: »Man wird aber inkonse»quent ꝛc. sobald man einen Mittelweg einschlagen, »sobald man die Vernunft und die Schrift nicht subor»diniren, sondern koordiniren will.« Denn er hat im Vorhergehenden selbst einen solchen Mittelweg eingeschlagen; und was das Allerschlimmste für seine Theorie ist, er hat Vernunft und Schrift nicht bloß koordinirt, sondern er hat wirklich diese jener subordinirt, weil jene befugt sein soll, a. die Ansprüche dieser zu prüfen, b. den Sinn derselben zu erklären, und c. sogar solche Lehren derselben zu verwerfen, die sie für ungereimt hält. Mehr kann in der That kein Razionalist in der Welt verlangen; ich wenigstens verlange gar nicht mehr, als was hier von einem der berühmtesten und angesehensten Supernaturalisten zugestanden wird. Ja ich würde mich schon mit a und b begnügen, weil ich a priori überzeugt bin, daß in einer Schrift, deren Ansprüche auf Göttlichkeit gültig befunden und deren Sinn richtig erklärt worden, gar nichts Ungereim-

tes vorkommen kann. Soll also das, was hier R. als Su
pernaturalismus bezeichnet, der wirkliche und wahrhaftig
Supernaturalismus sein — und Hr. D. Hahn versichert a
S. 24 seiner Streitschrift, indem er R.'s Worte billiger
anführt und sie der Ewigkeit würdig (aeternitate dign.
nennt — so bin ich ein ganz vollkommner Supernaturalis
Ich gestehe aber offenherzig, daß ich mich durch diese gan
unerwartete Entdeckung selbst überrascht fühle.

Schlussbemerkung.

Seit undenklichen Zeiten haben die Gelehrten (besonders die Philosophen und die Theologen, die bei allem Hader doch immer nicht von einander lassen können, gleich manchen Eheleuten, die sich alle Tage zanken, des Abends aber stets wieder versöhnen) die Unart angenommen, einander mit gewissen Sektennamen zu bezeichnen und diese Namen im möglich schlimmsten Sinne zu brauchen. Jeder wollte dadurch dem Andern, wo nicht geradezu wehethun, doch ein Klebefleckchen (levis notae maculam) anhängen, um die öffentliche Meinung dem Gegner zu entziehn und sich selbst zuzuwenden. So hat man es auch mit den Namen Razionalist und Supernaturalist gemacht. Du bist, sagte dieser zu jenem, ein Razionalist, also auch ein Naturalist, also auch ein Atheist. Und du, erwiederte jener, bist ein Supernaturalist, also auch ein Irrazionalist; womit es denn freilich sein Bewenden haben musste, weil in den Augen des Razionalisten gar nichts Schlimmeres gedacht werden kann, als ein Irrazionalist zu sein.

Liebe Freunde! ich dächte, wir ließen von nun an diese Unart fahren, vertrügen und liebten uns als Menschen und als Christen, wenn wir auch als Philosophen und Theologen die Wahrheit auf verschiednem Wege suchen. Da nun aber die Menschen nicht gern von ihren Unarten lassen, da insonderheit die jüngern Gelehrten immer wieder in die Fußtapfen, also auch in die Fehltritte, der ältern treten: so fragt es sich, was zu thun sei, wenn man von seinem Gegner mit gehässigen Sektennamen belegt wird. Hierauf antwort' ich: Man muß sie verachten oder, wie der Franzos sagt, braviren. Nennt mich z. B. Jemand einen Razionalisten, in der Meinung, mir etwas recht Schlimmes nachzusagen, so sag'

ich: »Wohl, das bin ich; denn ich ehre die Vernunft über Alles.« Nennt er mich aber einen Naturalisten, so sag' ich: »Das gilt mir gleich, weil ich nicht weiß, welche Na»tur du im Sinne hast, die göttliche, die sich mir in der »Vernunft ursprünglich geoffenbart hat, oder die menschliche, »die jener Ebenbild ist, oder sonst eine.« Nennt er mich endlich gar einen Atheisten, so sag' ich: »Das ist lä»cherlich, weil ungereimt; denn wer die Vernunft im Men»schen ehrt, der muß noch vielmehr Gott, die Urvernunft, »ehren, also auch an Gott glauben.« — Ich mache mir also aus allen diesen Namen, wenn sie auch Spitz- oder Schimpfnamen sein sollen, eben so wenig, als wenn man mich in Mainz einen Meinungspräfekten und in Würzburg einen Großinquisitor von Deutschland nennt, da ich nie weder nach einer Meinungspräfektur noch nach einem Großinquisitoriate gestrebt habe *).

»Allein solche Namen können doch gefährlich werden!« — Sonst wohl, als man noch die Ketzer verbrannte. Seit aber diese sogenannte Glaubenshandlung (auto da fé) aus der Mode gekommen, hat es mit jenen Namen nicht mehr viel zu bedeuten. Man ist nämlich so klug geworden, einzusehn, daß man eine Lehre nur verfolgen darf, um ihr recht viel Anhänger zu verschaffen. Die Supernaturalisten mögen es also nur versuchen, den Razionalismus mit Gewalt zu vertilgen! Sie werden bald sehen, wie er um sich greifen und wie selbst die noch Schwankenden sich bald für ihn entscheiden werden. Denn ein sehr richtiges Gefühl sagt jedem Menschen von gesundem Verstande, daß, wer in Sachen des Glaubens Gewalt braucht, allemal Unrecht hat.

*) So hat mich nämlich ein sog. Christian Mensch und ein Hr. Lorenz Wolf, beide eifrige Katholiken, bezeichnet.

XX.

Was sollten jetzt die protestantischen Katholiken in Deutschland thun?

(Erschien zuerst: Leipzig, 1827. 8.)

Unstreitig giebt es jetzt mitten im Schooße der römisch-katholischen Kirche eine Menge von Gliedern, welche mit ihrer Kirche zerfallen sind und sich daher mehr oder weniger zum Protestantismus hinneigen. Man kann sie also wohl protestantische Katholiken nennen, ohne durch diese Wortverbindung sich eines Widerspruchs im Beisatze schuldig zu machen. Denn der Beisatz protestantisch geht hier auf die innere Denkart oder Gesinnung; das Hauptwort Katholik aber bezieht sich auf die äußere Gesellschaftlichkeit in religioser Hinsicht. So lange nun Jemand im äußern Verbande mit der römisch-katholischen Kirche bleibt, muß er freilich ein Katholik heißen. Wenn er sich aber dabei mehr oder weniger zu den Grundsätzen oder Ansichten der protestantischen Kirche hinneigt, wird man ihn nicht unschicklich einen protestantischen Katholiken nennen.

Solche protestantische Katholiken mag es auch wohl außer Deutschland genug geben. Aber in Deutschland giebt es deren gewiß mehr als irgendwo. Der Grund davon ist leicht einzusehn. Die deutschen Katholiken waren von jeher nicht so recht von Herzen römisch-katholisch, wegen einer alten Abneigung oder Eifersucht zwischen Deutschen und Welschen. Daher protestirten schon lange vor Luther und den übrigen Reformatoren deutsche Priester und Laien, Fürsten und Unterthanen, gegen die Anmaßungen, Unbillen und Irrsale der römischen Kurie. So ist aus der Kirchengeschichte männiglich bekannt, wie hartnäckig sich die deutschen Priester der von Rom aus gebotnen Einführung des priesterlichen Zölibats widersetzten. Eben so bekannt sind die Bemühungen vieler deutscher Fürsten um eine dringend nothwendig erachtete Reformazion der Kirche in Haupt und Gliedern. Und was Luther und seine Mitarbeiter im sechzehnten Jahrhunderte begannen, hatten Huß und Hierony-

mus von Prag schon im funfzehnten nicht ohne großen Beifall versucht. Der Scheiterhaufe aber, der ihre Bemühungen durch Rauch und Flammen erstickte, mehrte nur den alten Haß der Deutschen gegen die Römlinge, so daß Luther und seine Kampfsgenossen um so leichteres Spiel hatten.

Als nun im sechzehnten Jahrhunderte die Reformazion endlich vollbracht war, die man früher vergeblich versucht hatte: da trennte sich zwar die eine Hälfte der Deutschen, welche nach der Vorschrift des in sein altes Ansehn wiederhergestellten Evangeliums Gott im Geist und in der Wahrheit anbeten wollte, kirchlich von der andern, welche noch an den römischen Menschensatzungen und Misbräuchen hangen blieb. Aber beide Theile blieben doch immer politisch und geographisch verbunden. Wie der gesellige Umgang und Lebensverkehr unter ihnen fortdauerte, vermittelt durch gemeinsame Sprache und Sitte und durch wechselseitiges Interesse: so auch der mündliche und schriftliche Austausch der Gedanken und Empfindungen. Dieser Austausch ward aber natürlich um so inniger und lebhafter, je mehr im Verlaufe der Zeiten die Spannung nachließ, welche durch die Trennung anfangs bewirkt war; je mehr man sich in das Unvermeidliche ergeben und in die neue Ordnung der Dinge finden lernte; je mehr endlich die anziehende Kraft der Geschlechterliebe, die schon so viele Dissonanzen in der Menschenwelt aufgelöst hat, auch hier als vermittelndes Prinzip eintrat und Katholiken mit Protestanten in gemischten Ehen auf das Engste verband.

Seit der Zeit sahe man nicht nur häufig protestantische Bücher in katholischen Händen, sondern auch protestantische Kinder und Jünglinge in katholischen Schulen, und eben so katholische in protestantischen. Das jugendliche Gemüth ist aber in solchen Verhältnissen noch unbefangener als das Gemüth der Erwachsenen, und nimmt ebendarum das Fremdartige leichter in sich auf. Wenn daher auch durch solche Verhältnisse mancher junge Protestant der katholischen Kirche zugeführt worden: so fragt es sich gar sehr, ob nicht durch

ebendieselben Verhältnisse weit mehr junge Katholiken, wo nicht der protestantischen Kirche gewonnen, doch mit protestantischen Ideen und Gefühlen dergestalt befruchtet worden, daß sie dem Wesen nach eher für Protestanten als für Katholiken gelten können.

Endlich darf auch bei Aufzählung der Ursachen, welche den Geist des Protestantismus in der katholischen Kirche verbreitet haben, der Einfluß der in unsrer Zeit gestifteten Bibelgesellschaften nicht vergessen werden. Mag man jenseit das Bibellesen noch so sehr verbieten oder auch nur beschränken und erschweren. Es ist doch eine unleugbare Thatsache, daß in Deutschland besonders, wo Katholiken und Protestanten so häufig gemischt unter einander wohnen, die Bibel auch von jenen jetzt mehr gelesen wird als sonst. Da fällt denn allmählich eine Schuppe nach der andern von den Augen. Da lernt man einsehen, daß das ursprüngliche Christenthum ein ganz andres war, als das römisch-katholische, daß dieses nicht nur viel Jüdisches, sondern auch viel Heidnisches, nicht nur viel Unbiblisches und Unchristliches, sondern auch viel Immoralisches und Irreligioses in sich aufgenommen hat, und daß dahin vornehmlich Alles gehört, was jenseit von der Statthalterschaft und Untrüglichkeit des Papstes, von der Anbetung oder, wie man's lieber nennt, der Verehrung und der Fürsprache der Heiligen, von Fegefeuer und Seelenmessen, von Ablaß und Indulgenzen, und von allem dem, was auf bloße Werkheiligkeit führt, gelehrt wird.

Darf man sich nun noch wundern, wenn es jetzt mitten im Schooße der katholischen Kirche Deutschlands so viele dem Protestantismus befreundete Katholiken giebt? Und darf es befremden, wenn eben darum die Frage aufgeworfen wird:

Was sollten jetzt die protestantischen Katholiken in Deutschland thun?

Zu dieser Frage veranlasst aber den Verfasser noch ein ganz besondrer Umstand. Vor kurzem erhielt er nämlich

eine Zuschrift von einem eben so hoch erleuchteten als hoch gestellten Mitgliede der katholischen Kirche Deutschlands. Darin hieß es unter andern: »Daß ich katholisch bin, da»für kann ich nichts; allein dafür, daß ich es noch bin. Ich »würde mich schon getrennt haben, wenn ich nicht beinahe »die Gewissheit hätte, daß eine deutsch-katholische Kir»che entstehen wird, da die Eingeweihten von den römischen »Grundsätzen schon abgefallen sind; und da möcht' ich gern »mitwirken.« — Aehnliche Aeußerungen sind dem Verfasser auch in andern Zuschriften, selbst von Geistlichen der katholischen Kirche, zugekommen. Es muß also doch wahr sein, daß »die Eingeweihten von den römischen Grundsätzen »schon abgefallen sind.« Und dieser Eingeweihten können nicht Wenige sein, wenn der Verfasser den Versicherungen derer trauen darf, die mit Katholiken in noch genauern Verbindungen stehn, als er selbst.

Es ist aber diesen Versicherungen um so mehr zu trauen, wenn man zugleich erwägt, was für Schriften mitten im katholischen Deutschlande jetzt erscheinen, mit welcher Freimüthigkeit hier Hauptdogmen der katholischen Kirche in ihrer Nichtigkeit dargestellt, dort Mängel und Misbräuche im Kultus und in der Disziplin gerügt werden, ja wie sogar einzele katholische Gemeinen mit ihren Pfarrern und Patronen vereinigt, entweder sich ganz von der katholischen Kirche trennen oder doch auf bedeutende Verbesserungen in derselben antragen, weil sie ihr moralisch-religioses Bedürfniß in dieser Kirche, wie sie eben jetzt beschaffen ist, nicht mehr befriedigt fühlen. (S. die Schriften von Carové über die alleinseligmachende Kirche. — Die römisch-katholische Kirche im Verhältnisse zu Wissenschaft, Recht, Kunst, Wohlthätigkeit, Reformazion und Geschichte. — Was heißt römisch-katholische Kirche? — ferner die Schrift eines ungenannten, aber wohlbekannten, katholischen Geistlichen über die katholische Kirche Schlesiens, und andre Schriften über die dadurch veranlassten Bewegungen — nicht zu vergessen die Stunden der Andacht, die in der katholischen Kirche so viel

Beifall gefunden, und gewiß katholisches Ursprungs sind, wenigstens dem größern Theile nach *).

Wenn nun dem wirklich so ist, wie es sich aus dem Bisherigen ergiebt, so tritt die obige Frage um so gewichtiger hervor. Die erste Antwort aber auf dieselbe wäre nach dem vorhin erwähnten Briefe diese:

Es soll eine deutsch-katholische Kirche gebildet werden.

Eine solche Kirche müsste wohl auch einen besondern Oberbischof oder Primas an ihrer Spitze haben, der unabhängig von dem Papste zu Rom, als dem bisher allgemein anerkannten Oberhaupte der (westlichen oder lateinischen) katholischen Kirche, die nöthigen Verbesserungen in der deutsch-katholischen Kirche machen könnte. Denn bliebe jener von diesem abhängig, so würde dieser nimmer seine Zustimmung zu dergleichen Verbesserungen geben, sondern sich vielmehr denselben mit aller seiner Macht widersetzen. Das infallible, irrefragable und irreformable Rom stellt ja viel lieber den Jesuitenorden wieder her, als daß es irgend eine Lehre zurücknehmen, irgend einen Gebrauch abschaffen, irgend etwas von seiner strengen Zucht nachlassen sollte, wenn es nicht muß. Sollte aber gar keine Verbesserung in der deutsch-katholischen Kirche gemacht werden, sollte in Lehre und Gottesdienst und Kirchenzucht Alles beim Alten bleiben: so verlohnt' es sich ja gar nicht der Mühe, eine solche Kirche zu stiften.

*) Wenn auch an den Stunden der Andacht Protestanten mitgearbeitet haben, so ist es schon eine höchst merkwürdige Erscheinung, daß Katholiken und Protestanten gemeinschaftlich ein solches Werk ausarbeiteten, und daß ein solches Werk bei Katholiken und Protestanten so viel Beifall finden konnte. Es beweist dieß ganz offenbar, daß in Deutschland Katholiken und Protestanten einander viel näher stehn, als man in Rom wohl glauben mag. [Hätte der Verf. diese Schrift etwas später abgefasst, so hätt' er auch noch die neuesten, in Schlesien und Baden erschienenen Schriften über Kultus und Zölibat anführen können].

Kan thäte dann viel besser, römisch-katholisch zu bleiben.

Wenn wir nun den Sinn obiger Antwort richtig gefasst haben, so entsteht die neue Frage:

Wer soll die deutsch-katholische Kirche stiften?

Die »Eingeweihten« allein gewiß nicht. Denn wie groß man auch die Zahl derselben denken möge — immer und überall waren die Eingeweihten nur die bei weitem kleinere Zahl, verglichen mit der Menge der Uneingeweihten. Jene würden sich also wohl von der römisch-katholischen Kirche lossagen können; aber durch diese Lossagung, die nur etwas Negatives ist, käme noch keine deutsch-katholische Kirche, die doch ein positives Institut werden soll, zu Stande. Ja selbst wenn die Eingeweihten die Mehrzahl ausmachten — was doch der Natur der Sache nach gar nicht der Fall sein kann — so würden sie ohne Zutritt der weltlichen Macht immer noch keine deutsch-katholische Kirche stiften können. Denn jene Macht müsste ja das neue Oberhaupt dieser Kirche für alle deutsche Katholiken, die jener Macht untergeben sind, anerkennen, damit es überall hin ungehindert wirken könnte.

Wenn nun ganz Deutschland von Einem Fürsten regiert würde, wenn dieser Fürst zwar bisher ein Glied der römisch-katholischen Kirche gewesen wäre, aber doch zu jenen Eingeweihten gehörte, und wenn er auch zugleich mit der hohen Einsicht eine hohe Kraft, einen guten und festen Willen vereinigte: so möchte die Sache nicht so gar schwierig sein. Die Uneingeweihten folgen leicht den Eingeweihten, wenn diese auch die weltliche Macht, das Ansehn eines wegen seiner Weisheit, seiner Tugend und Charakterstärke hochverehrten Fürsten auf ihrer Seite haben.

Aber in unsrem lieben deutschen Vaterlande sind bekanntlich die Sachen ganz anders gestaltet. Da giebt nicht Einen, sondern viele regierende Fürsten und auch fr Städte, die sich selbst regieren. Die Regierenden aber kennen sich theils zur katholischen, theils zur protestantis Kirche, und zwar größtentheils zu dieser.

Daß nun diese protestantischen Regierungen an der Stiftung einer deutsch-katholischen Kirche unmittelbaren Antheil nehmen sollten, lässt sich weder hoffen noch wünschen. Ihre Theilnahme würde als unbefugte Einmischung in fremde Angelegenheiten erscheinen und die Sache nur verdächtig machen. Gerechtigkeit, Billigkeit, Klugheit, Zartgefühl — Alles würde sie bestimmen, sich als leidende, wenn auch innerlich theilnehmende und äußerlich nicht widerstrebende, Zuschauer dabei zu verhalten. So wenigstens im Anfange. Denn nachher, wenn von der Stellung eines neuen deutsch-katholischen Oberbischofs in Bezug auf die katholischen Unterthanen protestantischer Regierungen die Rede wäre, würden diese Regierungen doch eine entscheidende Stimme haben müssen. Indessen wollen wir hierauf noch keine Rücksicht nehmen, sondern erst zusehn, was die katholischen Regierungen, als die zunächst bei der Sache betheiligten, etwa thun möchten oder könnten.

Vor allen Dingen ist klar, daß nichts aus der Sache werden könnte, wenn nicht alle deutsch-katholische Regierungen in Ansehung derselben eines Sinnes wären. Denn wenn auch nur ein einziger katholischer Regent glaubte, der Romanismus gehöre wesentlich zum Katholizismus, man könne also kein echt-katholischer Christ sein, ohne ein römisch-katholischer zu sein, man falle demnach durch Lossagung vom Römerthume aus der Gemeinschaft der Gläubigen, aus der alleinseligmachenden Kirche, man setze folglich dadurch sein und der Seinigen Seelenheil aufs Spiel: so könnte jener Regent schon um des Gewissens willen nicht seine Zustimmung zu einer solchen Neuerung in seiner Kirche geben — einer Neuerung, die, wenn sie in andern Ländern nachgeahmt würde, am Ende gar zur Auflösung der ganzen römisch-katholischen Kirche führen müsste. Und zwingen wird man doch einen solchen Regenten nicht wollen, daß er seine Zustimmung gebe? Oder, wenn man auch wollte, wird man das Recht und die Macht dazu haben?

Ueberdieß könnte sich's wohl fügen, daß selbst diejeni-

gen katholischen Regierungen Deutschlands, welche nicht so so sehr am Römerthume hingen, Bedenken trügen, auf eine solche Neuerung einzugehn; und zwar aus mehr als einem nicht unwichtigen Grunde.

1. könnten sie denken: »Wie wir mit dem alten rö»mischen Oberbischof daran sind, wissen wir, aber nicht, wie »wir mit dem neuen deutschen daran sein werden. Jener »steht uns fern; wir haben Mittel gefunden, ihm doch man»che Bewilligung abzudringen; seine Macht und sein Ansehn »sind uns nicht mehr gefährlich. Dieser hingegen würde uns »zu nahe stehn; er würde vielleicht, wie alles Neue oder »Junge, aufstrebend sein, besonders wenn er auf sein altes »Muster in früherer Zeit, wo das Papstthum auch noch jung »war, hinblickte; seine Macht und sein Ansehn könnte wohl »uns noch gefährlicher werden. Wir wollen daher nichts von »einem neuen Oberbischof in Deutschland wissen!« — Diesem Bedenken könnten sich dann auch wohl manche protestantische Regierungen Deutschlands anschließen, die sicherlich einen fernen Papst noch weniger als einen nahen zu fürchten haben, weil es ja ganz und gar von ihrem Willen abhangt, ob und wie weit sie sich in sogenannten Konkordaten mit ihm einlassen wollen.

2. könnten jene denken: »Alle Neuerungen, beson»ders die, welche zugleich kirchlich und politisch, sind gefähr»lich. Man weiß nicht, was da heraus kommt. Am Ende »könnte eine neue, noch ärgere Revoluzion entstehn, nachdem »eine frühere, die schon arg genug war, kaum gedämpft ist. »Lassen wir es also lieber beim Alten!« — Und gewiß würden auch diesem, nicht minder wichtigen, Bedenken manche protestantische Regierungen sich hingeben. Denn die Zeit ist noch zu nahe, wo sie unter den Streichen der französischen Revoluzion gelitten haben.

Wären aber auch weder die katholischen noch die protestantischen Regierungen Deutschlands so bedenklicher oder ängstlicher Natur: so würde sich doch noch manches Problem erheben, das schwer zu lösen sein oder dessen Lösung zu man-

chem Zwiespalt Anlaß geben dürfte. Wie viel Gewalt soll der neue Oberbischof über die deutsch-katholische Kirche erhalten? In welchem Lande, an welchem Orte soll er seinen Stuhl aufschlagen? Wie soll er dotirt werden? Wer soll ihn erwählen? Sollen auch die protestantischen Fürsten, welche katholische Unterthanen haben — und welcher von ihnen hat nicht wenigstens Einige! — an der Wahl theilnehmen? Und endlich, wer soll der erste Mann sein, den man mit einer so hohen Würde bekleide? — »Ist kein Dalberg da?« rief einst der kaiserliche Herold aus, wenn der neugekrönte deutsche Kaiser seinen ersten Reichsritter schlagen wollte. So möchte man nun auch in jener Beziehung fragen. Als nämlich Deutschland noch einen Karl Theodor Anton Maria Reichsfreiherrn von und zu Dalberg hatte, der schon Erzbischof und Fürst Primas war: da wär' es wohl leicht gewesen, in seiner Person alle Stimmen zu vereinigen, um ihn als Oberbischof an die Spitze einer neu zu stiftenden deutsch-katholischen Kirche zu stellen. Denn er war von allen Parteien, selbst von den Protestanten, wegen seiner Gelehrsamkeit, seiner Milde und seiner Duldsamkeit geehrt und geliebt. Aber wo ist jetzt im katholischen Deutschland ein Geistlicher, der so allgemeiner Verehrung und Liebe sich erfreuete? Selbst ein Wessenberg, sonst ein trefflicher und hochverehrter Mann, darf sich hierin nicht mit jenem messen, weil er als angeblicher Verfasser oder wenigstens Beförderer der Stunden der Andacht bei Vielen seiner Glaubensgenossen im Geruche der Ketzerei steht. Und doch käm' es gerade bei der ersten Einrichtung einer deutsch-katholischen Kirche darauf an, daß der erste Vorsteher derselben ein Mann wäre, nicht bloß ausgezeichnet an Kopf und Herz, sondern auch auf gleiche Weise von Allen geehrt und geliebt, von Allen als der Würdigste unter den Würdigen anerkannt.

Fassen wir nun alles Bisherige zusammen, so ergiebt sich das leidige Resultat, daß an die Stiftung einer besondern deutsch-katholischen Kirche nicht nur vor der Hand, son-

dern noch lange lange nicht zu denken, ja daß sie bei der heutigen Verfassung Deutschlands ein völlig unausführbares Projekt ist. Erst müsste Deutschland durch eine politische Revoluzion unter Einen katholischen Herrscher kommen, der das Projekt sich aneignete und es ausführen sowohl könnte als wollte. Eine solche Revoluzion aber wird kein Vernünftiger wünschen, viel weniger Hand dazu bieten. Auch sind weder in noch außer Deutschland die vorläufigen Bedingungen gegeben, welche ein so großes Ereigniß ankündigten oder fürchten ließen.

Allein gesetzt, ich irrte mich in dieser Ansicht von der Lage der Sachen — gesetzt, es wäre nicht nur möglich, sondern sogar wahrscheinlich, daß man ohne irgend eine politische Bewegung eine deutsch-katholische Kirche stiften könnte — was würde wohl damit für die protestantischen Katholiken Deutschlands gewonnen sein?

Behielte diese Kirche das ganze hierarchische System mit allen seinen Folgerungen und Umgebungen bei: so wäre eigentlich gar nichts gewonnen, als ein neues Oberhaupt, welches dann, wie der katholische Bischof von Utrecht mit allen seinen Anhängern von dem Papste in den Kirchenbann gethan, nichts weiter als eine neue schismatische Partei in der katholischen Kirche bilden würde.

Verwürfe man aber jenes hierarchische System und machte man in Folge dieser Verwerfung auch noch anderweite Verbesserungen in Lehre, Gottesdienst und Kirchenzucht: so entstände eine neue reformirte oder protestantische Kirche, den in und außer Deutschland schon vorhandnen mehr oder weniger ähnlich. Damit wäre dann auch weiter nichts bewirkt, als ein neues Bruchstück der christlichen Gesammtkirche, wodurch der kirchliche Zwiespalt überhaupt nur noch vermehrt würde.

Vielleicht könnte jedoch Jemand einwenden, man müsse diesen Zwiespalt nicht scheuen, wenn dadurch ein höherer Zweck erreicht, eine höhere Stufe der Vollkommenheit errungen werde. Das ließe sich wohl hören, wenn es sich nur

erwarten ließe. Wie bei allen solchen Reformen würde man gar vieles Alte, wenn auch an sich Verwerfliche, beibehalten, theils aus Mangel an Einsicht, theils aus Schonung der Schwachen, theils aus Furcht vor stärkern Bewegungen. Man würde also immer erst da anfangen müssen, wo die bisher bestandenen reformirten oder protestantischen Kirchen schon gewesen sind. Und wer kann wissen, ob nicht die neue deutsch-katholische Kirche dadurch, daß ein Theil weiter ginge, als der andre, selbst wieder in mehre Parteien zerfiele, wie die protestantische, so daß der Zwiespalt immer ärger und ärger würde?

Gewiß das wollen die protestantischen Katholiken in Deutschland eben so wenig, als die Protestanten selbst. Wenn sie es nun aber nicht wollen, so kehrt auch die obige Frage von neuem zurück:

Was sollten jetzt die protestantischen Katholiken in Deutschland thun?

Hierauf könnte nun Jemand, sei es wohlmeinend oder übelmeinend, folgende zweite Antwort geben:

Sie sollen bleiben, wie und was sie eben sind.

Allein auch diese Antwort kann nicht befriedigen. Es ist immer als ein großes Unheil zu betrachten, wenn eine Kirche eine Menge von Gliedern in ihrem Schooße trägt, die nur äußerlich zu ihr gehören, innerlich aber schon von ihr abgefallen sind. Es entsteht dadurch eine Spannung, eine Disharmonie in der Gesellschaft, die zu nichts Gutem führen kann; und zwar um so weniger, wenn jene Menge sich nicht vermindern kann, sondern immerfort wachsen muß. Und das ist hier offenbar der Fall.

Die römisch-katholische Kirche oder, richtiger zu sagen, Hierarchie und die an ihrer Spitze stehende römische Kurie mag thun, was sie will: so kann und wird sie nicht den protestantischen Geist und dessen Wachsthum in ihrer Kirche hemmen. Verhält sie sich ganz passiv, so versteht sich das

von selbst. Denn der protestantische Geist, man mag ihn nun für gut oder bös halten, hat eine sich nach allen Seiten hin ausbreitende oder, wie man jenseit sagt, ansteckende Kraft. Wirkt man ihm also nicht entgegen, thut man, als ignorirte man dessen Fortschritte: so wird er ganz ungehindert fortschreiten. Wirkt man ihm aber entgegen — und das ist allerdings die Partie, welche die römische Kurie ergriffen hat, wie die Herstellung des gleich ursprünglich gegen den Protestantismus gerichteten Jesuitenordens und andere Thatsachen, besonders die neuerlich so eifrig betriebene Proselytenmacherei, beweisen — so macht man das Uebel, wenn es ein solches ist, nur noch ärger. Denn man fodert nun den protestantischen Geist förmlich zum Kampfe heraus; und bei diesem Kampfe muß die römische Kurie um so mehr verlieren, da jener Geist nicht bloß mit den Waffen der Philosophie, der Sprachkunde, der Geschichte, überhaupt der weltlichen Gelehrsamkeit, sondern auch mit einer noch weit mächtigern Waffe, der Bibel, gegen sie kämpft.

So lange demnach die römische Kurie nicht vermag, den Händen der Protestanten diese Waffen zu entwinden; so lange sie nicht vermag, die Glieder ihrer Kirche außer alle Berührung, allen mündlichen und schriftlichen, kommerzialen und literarischen Lebensverkehr mit den Protestanten zu setzen; so lange sie insonderheit nicht vermag, allen ihr Angehörigen, Geistlichen und Laien, die Bibel ganz und gar zu entreißen — und wie oder wann vermöchte sie dieß, besonders in Deutschland? — so lange wird sie sich mitsammt den Jesuiten und sonstigen Kampfgenossen vergeblich abmühen, den protestantischen Geist in ihrer Kirche zu dämpfen. Sie wird ihn immer nur zu einem noch kräftigern Aufschwunge reizen.

Für die protestantischen Katholiken selbst aber ist in diesem Amphibienleben auch kein Heil und Segen. Wer in moralisch-religioser Hinsicht ein Andres mit dem Munde, ein Andres mit dem Herzen bekennt, befindet sich in einem sehr gefährlichen Zustande. Alle Duplizität verderbt früher oder

später den Charakter; ja sie ist schon selbst etwas Sündhaftes. Man kann daher nicht schnell genug aus einer Lage sich retten, wo man genöthigt ist, etwas Andres zu scheinen, als man ist. Denn dieß führt am Ende zur Heuchelei, zu einem Spiele mit dem Heiligen, dergleichen man nicht treiben soll. Und so ergiebt sich denn von selbst die dritte Antwort auf obige Frage, nämlich:

Die protestantischen Katholiken sollen nicht bleiben, wie und was sie eben sind; vielmehr sollen sie aufhören, zweideutige Katholiken zu sein und entschiedne Protestanten werden.

Hier hör' ich aber sogleich eine Stimme mir von jenseit entgegenschallen, fragend: »Wie? du, der du als öffent»licher Ankläger gegen die Proselytenmacher aufgetreten bist, »wirst nun selbst ein Proselytenmacher?« — Darauf antwort' ich: Mit nichten! Denn

1. fällt es mir nicht ein, irgend einen wahrhaften Katholiken in seinem Glauben irre zu machen und zu meiner Partei herüber zu ziehn oder, wie man das zu nennen pflegt, zu bekehren. Ich hab' es nur mit protestantischen Katholiken zu thun, also mit solchen, die schon mit ihrer Kirche zerfallen sind und dem Geiste nach der meinigen angehören. Wie ich also zu einem katholischen Protestanten, wenn ich einen solchen fände, sagen würde: Verlaß die Kirche, der du nicht mehr geistig angehörst und wende dich offen zur katholischen! *) — so sag' ich ganz dasselbe zu jedem protestantischen Katholiken. Und zwar sag' ich es, weil ich selbst so handeln würde, wenn ich mich in einer ähnlichen Lage be-

*) Auf diese Weise hab' ich Hrn. Beckedorf gerathen, sich lieber ganz in die katholische Kirche aufnehmen zu lassen, da er ihr einmal seit mehr als zehn Jahren der Gesinnung nach zugewandt gewesen. Er ist auch diesem Rathe gefolgt, und ich lobe ihn darum. Denn nun ist er, was er war, und scheint nicht mehr, was er nicht war.

fände. Ich würde entschieden Katholik werden, wenn mich der Geist zum Katholizismus, oder Protestant, wenn er mich zum Protestantismus zöge, dafern meine Wahl nicht schon längst getroffen wäre. Wer eine solche Handlungsweise Proselytenmacherei nennt, weiß nicht, was er will. Und wenn eine Kirche ihren wahren Vortheil oder besser ihren eigentlichen Zweck versteht: so muß sie selbst wünschen, daß jedermann so handle. Denn die, welche einen geheimen Hang zu einer andern Kirche haben, thun der Kirche, der sie äußerlich noch angehören, weit mehr Schaden, als deren erklärteste Gegner. Es würde überhaupt viel besser um das Wohl der Menschheit stehn, wenn Alle dieselbe Handlungsweise befolgten. Der Falschheit und Halbheit mit allen ihren unseligen Folgen wäre dann auf einmal ein Ziel gesetzt. — Aber ich brauche auch

2. keines von allen den Mitteln, deren sich die Proselytenmacher so gern bedienen, um die Schwachheit oder Einfalt zu berücken. Es sind nicht geheime Zuflüsterungen und trügliche Sophismen, wie der sogenannte Sicherheitsbeweis: »Es ist sichrer, in der katholischen Kirche zu leben, als in »der protestantischen, weil diese gesteht, daß man auch in »jener selig werden könne, jene aber behauptet, daß außer »ihr kein Heil zu finden, daß sie die alleinseligmachende »sei« — gleichsam als wenn das Behaupten auch schon ein Rechthaben wäre; als wenn es nicht ungereimt wäre, die Seligkeit vom bloßen Leben in dieser oder jener Kirche abhängig zu machen; als wenn nicht die heilige Schrift, ja Petrus selbst, den die römische Kirche den Apostelfürsten und ihren Stifter nennt, das Gegentheil behauptete, indem er (Apostelgesch. 10, 35) sagt: »In allerlei Volk, wer »Gott fürchtet und Recht thut, der ist ihm angenehm;« und als wenn endlich nicht schon die Behauptung selbst: »Bei »uns allein wird man selig, ihr andern werdet allesammt »verdammt, wenn ihr auch mit uns an Christum glaubt,« im höchsten Grade verdammlich wäre, weil sie im höchsten Grade anmaßend, hochmüthig und lieblos ist. So wenig

ich nun solche Blendwerke brauche, eben so wenig ist es Geld und Gut oder Ehre oder Gewalt, wodurch ich jemanden bestechen oder bedrohen möchte, um ihn zu gewinnen; sondern ich brauche nur zur Belehrung Andrer die öffentliche Rede, die freie Schrift, die jedem Andern auch zu Gebote steht und die ich daher einer eben so öffentlichen und freien Prüfung von Seiten Andrer unterwerfe. Es fallen aber nur jene schändlichen Mittel unter den Begriff der Proselytenmacherei. Und darum verabscheu' ich dieselbe eben so sehr, als unser Heiland, der (Matth. 23, 15) sein Wehe darüber ausruft; und ebendarum werd' ich sie so lange bekämpfen, als noch ein Tropfen Bluts in meinen Adern fließt. Wer nun aber doch, selbst nach dieser offnen und bestimmten Erklärung, mich noch einen Proselytenmacher schilt, wie ein ungenannter Katholik im westphälischen Anzeiger — denn sich zu nennen hat er nicht gewagt, sondern es bequemer gefunden, im Dunkeln zu schmähen — der weiß entweder nicht, was er spricht, oder ist ein tückischer Mensch, mit dem ich nichts weiter zu thun haben mag *).

Allein ich glaube noch eine andre Stimme zu vernehmen, die es ehrlicher meint und wahrscheinlich von einem jener Männer selbst herrührt, die ich protestantische Katholiken genannt habe. »Wie kannst du uns auffodern, entschiedne »Protestanten zu werden, da ihr selbst keine mehr seid — »denn ihr seid ja so uneins unter einander, daß man gar »nicht mehr weiß, wer heutzutage noch ein echter Protestant »ist — und da besonders sogenannte Razionalisten und Su»pernaturalisten in eurer Kirche dergestallt rumoren, daß »schier das ganze Gebäude einzustürzen droht?« — Darauf antwort' ich wiederum zweierlei:

*) Man vergleiche einen Aufsatz im Hesperus (Nr. 244. vom 11. Oktober 1827) unterzeichnet von H. und datirt aus Mannheim, worin von der Proselytenmacherei, wie sie jetzt am Rheine und selbst in Bonn betrieben wird, recht erbauliche Dinge zu lesen sind. Wer noch nicht wissen sollte, was eigentlich Proselytenmacherei sei, könnt' es schon hieraus lernen, wenn er auch meine früheren darauf bezüglichen Schriften nicht zur Hand nähme.

1. Wenn du, wie die Meisten deiner bisherigen Glaubensgenossen, unter entschiednen Protestanten Menschen verstehst, die ganz so, wie die Protestanten des sechzehnten oder siebzehnten Jahrhunderts, denken und sprechen: so habt ihr ganz Recht zu sagen, daß wir keine mehr sind. Aber dann werdet ihr uns auch erlauben zu sagen, daß ihr Katholiken allzumal keine entschiedne Katholiken, ja nicht einmal entschiedne Christen mehr seid; denn ihr denkt und sprecht ebenfalls nicht ganz so, wie die Christen des ersten oder zweiten oder der nächst folgenden Jahrhunderte. Es liegt tief in der menschlichen Natur ein Prinzip der Veränderlichkeit in Ansichten, Meinungen, Denkarten und Sprechweisen. Mag daraus immerhin Irrthum und Streit hervorgehn. Es muß doch auch zu Etwas gut sein, sonst würd' es Gott nicht in die menschliche Natur gelegt haben. Der Zweck ist aber offenbar kein andrer, als die Menschen nach und nach vom Schlechtern zum Bessern, vom Unvollkommnern zum Vollkommnern zu führen. Darum ist denn auch alle Macht in der Welt nicht im Stande, jenes Prinzip zu ersticken oder auszurotten. Man häufe Vorschrift auf Vorschrift, Verbot auf Verbot, Kerker auf Kerker, Scheiterhaufen auf Scheiterhaufen — es ist alles umsonst! Man wird nie mehr als eine scheinbare Einheit des Glaubens erzwingen. Könnte man nur überall den Menschen in's Herz sehen, so würde man auch überall, wenn gleich hier mehr dort weniger wegen zufälliger Umstände, dieselbe Verschiedenheit in Ansehung des Glaubens wahrnehmen. So giebt es vielleicht nicht zwei Menschen auf der Erde, die sich vom göttlichen Wesen eine und dieselbe Vorstellung machen, obgleich ihre Vorstellungen davon nicht überall so weit auseinander liegen, wie die des Monotheisten und des Polytheisten, des Fetichisten und des Pantheisten, des Feueranbeters und des Anbeters eines Püsterich oder Vitzliputzli. Daher ist auch das römisch-katholische Kirchengebet um Ausrottung aller Ketzerei (d. h. aller, von der römisch-katholischen Vorstellungsart abweichenden, Vorstellungsarten in Glaubenssachen) eigentlich ungereimt,

weil unerhörbar. Denn wenn es erhört werden sollte, so müsste Gott alle Menschen zu bloßen Glaubensmaschinen machen oder, was eben so viel heißt, die Menschheit in ihnen vertilgen; was offenbar dem heiligen Willen Gottes widerstreitet, indem alsdann der Mensch auch nicht als ein vernünftiges und freies Wesen Gott verehren (im Geist und in der Wahrheit anbeten) und dessen Willen vollziehen könnte. Sollte ein Gebet der Art einen vernünftigen Sinn haben, so müsst' es ganz anders lauten. Der Betende dürfte nicht mit der hochmüthigen Anmaßung vor Gott erscheinen, als wenn er schon und allein im vollen Besitze der Wahrheit, Andre aber nur im Irrthume befangen wäre. Er müsste sich selbst und seine Kirche mit einschließen und so Gott um Befreiung vom Irrthume durch Beförderung der Erkenntniß der Wahrheit bitten. — Das ist es nun auch, worauf das ganze Streben der protestantischen Kirche gerichtet ist. Denn sie bildet sich nichts weniger ein, als daß sie, frei von allem Irrthume, schon die reine und volle Wahrheit erkannt habe. Darum hat sie ein für allemal den Grundsatz der freien Forschung und Prüfung auch in Glaubenssachen angenommen; darum weiß sie nichts von irgend einem religiosen Zwange, indem sie denselben vielmehr für irreligios erklärt, weil er der göttlichen Ordnung oder, was eben so viel heißt, der christlichen Freiheit und Liebe widerstrebt; darum will und kann sie nicht wollen, daß ihre Glieder an irgend eine positive, auf ewige Zeiten unabänderliche, Glaubensnorm gebunden werden, weil sie verständig genug ist, einzusehn, daß es doch nicht möglich sein würde, diese Glaubensnorm in alle Gemüther eingehn zu lassen; darum endlich giebt sie nicht bloß das Lesen, sondern auch das Erklären und Beurtheilen der heiligen Schriften ihren Gliedern frei, weil sie wohl begreift, daß das Lesen nach einer vorgeschriebenen Erklärung und Beurtheilung des Gelesenen gar kein wahrhaftes Lesen, sondern ein ganz nutzloses Ableiern und Nachplärren sein würde. Daß in einer Kirche dieser Art mehr Zwiespalt in Glaubenssachen herrscht, als anderwärts, liegt in der Natur

der Sache. Daß aber der Zwiespalt auch in eurer Kirche trotz allen strengen Maßregeln zur Erhaltung der Glaubenseinheit nicht fehlt, beweisen ja die Streitigkeiten, die von Zeit zu Zeit zwischen verschiednen Mönchsorden und Parteien geführt worden. Man denke nur z. B. an die, eigentlich noch immer nicht beigelegten, Streitigkeiten über den Jansenismus, den Molinismus, die vier Artikel der gallikanischen Kirche u. d. g. — Was aber

2. insonderheit den Kampf zwischen den sogenannten Razionalisten und Supernaturalisten anlangt: so irret ihr gar sehr, wenn ihr meint, daß dadurch das Fundament unsrer Kirche untergraben würde. Wäre das der Fall, so müsste ja das Gebäude eurer Kirche auch den Einsturz drohen. Denn ihr habt so gut, wie wir, eure Razionalisten, die wieder von den Supernaturalisten bekämpft werden, so wie diese von jenen. Oder meint ihr etwa, daß diejenigen unter euch, welche sich einen sogenannten reinen Katholizismus, der himmelweit von dem römischen verschieden ist, nach gewissen philosophischen Ansichten oder Systemen gebildet haben, nicht auch razionalistisch denken? Enthält die berühmte Schrift eures unlängst verstorbnen Cajetan von Weiler, »der Geist des ältesten Katholizismus« (Sulzbach, 1824. 8.) etwas andres, als einen razionalisirten Katholizismus? Solcher Razionalisten könnt' ich euch noch mehr auch unter den lebenden Philosophen und Theologen eurer Kirche nennen, wenn ich nicht befürchten müsste, ihnen Ungelegenheiten zu machen, und es daher für Pflicht hielte, ihre Namen lieber zu verschweigen *). — Uebrigens ist auch

*) So eben erhalt' ich von einem bejahrten katholischen Geistlichen, der mitten in einer katholischen Provinz Deutschlands lebt, einen Brief, worin er mir wegen meines wissenschaftlichen Gutachtens in Sachen des Razionalismus und des Supernaturalismus, das bekanntlich durchaus razionalistisch ist, seinen Beifall in Ausdrücken zu erkennen giebt, die zu schmeichelhaft für mich sind, als daß ich sie hier abdrucken lassen dürfte. Das aber darf ich sagen, daß er hinzufügt: »Bei meinen Freunden,

dieser Kampf gar nicht von solcher Bedeutung, als Manche aus besondrem Interesse gern glauben machen möchten. Er betrifft ja nur die Theorie vom Ursprunge der geoffenbarten Religion und hat auf die Praxis wenig oder keinen Einfluß. Wir gestehn ja doch Alle, daß der Mensch den Willen Gottes thun soll, und daß nur der, welcher Gottes Willen thut, Gott wohlgefällig ist, mag dieser Wille dem Menschen ursprünglich so oder anders bekannt geworden sein. Folglich kann auch dieser Zwiespalt, der überhaupt mehr philosophisch als theologisch ist, niemanden abhalten, aus einem halben Protestanten ein ganzer zu werden.

Es liegt aber noch ein ganz besondres Motiv dazu in den Zeitumständen. Dieses Motiv hat niemand besser ausgesprochen, als der geistreiche und gemüthvolle Graf Christian Ernst von Benzel-Sternau in dem Briefe, den er an zwei protestantische Geistliche in Frankfurt am Main, Kirchner und Friedrich, schrieb, um ihnen bekannt zu machen, daß er, der auch lange Zeit ein protestantischer Katholik war, nunmehr entschlossen sei, als entschiedner Protestant sich in die protestantische Kirche aufnehmen zu lassen.

»denen ich das Gutachten zum Lesen schickte, machte es den nämlichen erfreulichen Eindruck.« — Nennen kann ich freilich diesen Ehrenmann auch nicht; denn es würde ihm gar schlecht ergehn. Damit jedoch kein falscher Verdacht auf jemanden falle, so versichre ich bei allen Heiligen, daß dieser Ehrenmann nicht jener Wolf von Kleinrinderfeld ist, der ein berühmtes königliches Schreiben so kräftig widerlegt und mich selbst durch drei gedruckte Briefe von meinen schrecklichen Irrthümern so glücklich geheilt hat, daß ich aus Dankbarkeit als wahrscheinlich künftiger Papst — denn Großinquisitor von Deutschland bin ich schon nach jenes Wolf's Erklärung — ihn wegen seiner hohen Verdienste um die katholische Kirche und besonders wegen seiner tapfern Bekämpfung der protestantischen hiemit zum Ritter vom goldnen Sporn ernenne, so wie ich ihn früher bereits zum Kardinal in petto ernannt habe. S. den Aufsatz: »Große Promozion« in der Leipz. Lit. Zeit. 1826. Nr. 319.

»Seit ich wahrhaft denke« — heißt es in diesem merkwürdigen Schreiben — »war ich Christ nur durch und für das »menschensatzungsfreie Evangelium, den Gegenstand meiner »Liebe, Erwägung und Verehrung. Hieraus folgt von selbst, »daß ich dem Wesen nach schon längst den Katholizismus »verließ. Die innigste Ueberzeugung von der Wahrheit und »Heiligkeit des Wortes: »»Der Gerechte wird seines Glau»bens leben,«« ließ mich um so weniger Werth auf die auch »förmliche Lossagung von der römischen Kirche legen, je kla»rer, wechselseitig verträglicher, gemeinschaftlich der echten »Christengesinnung nachstrebender die Zeit überhaupt, zumal »aber in Deutschland, war und immer mehr wurde, welche »meine Jünglings- und Mannesjahre enthielt. Jetzt indeß, »da ich mit dem Schlusse des sechzigsten Jahres an der »Pforte des Alters stehe, ändert sich mit unsäglicher Schnel»ligkeit die Gestaltung der Zeit und des Strebens; es sind »die alten Feinde des evangelischen Lichts und »des echt christlichen Heilandsgeistes von Neuem »auferstanden; die Glaubensspannung nimmt täglich zu, »der Glaubenskampf dürfte kaum ausbleiben. In solchen »Verhältnissen ist jeder Biedermann schuldig, »seinem innern Glaubensbekenntnisse auch das »äußere beizufügen, seine Gewissensfreiheit zu »schützen, der erkannten Wahrheit Zeugniß zu »geben und für sie streitbar zu werden. Aus die»sen Gründen hab' ich den förmlichen Austritt aus der ka»tholischen Kirche beschlossen, und richte meine Bitte an Sie, »mich auch äußerlich in die evangelische Kirche, deren Geist »und Lehre ich seit mehr als vierzig Jahren kenne, bestätige, »ehre, liebe und befolge, baldmöglichst aufnehmen zu wollen. »Meinen Ansichten, Beweggründen, Entschlüssen und Bitten »schließt sich mein Bruder, mein ältester Freund und Le»bensgenosse, Graf Gottfried von Benzel-Sternau, »andurch an ꝛc.«

Diesen beiden wackern Männern ist auch bereits ein

würdiger katholischer Geistlicher in Frankfurt am Main, Joseph Fell, gefolgt, wie diesen Dreien selbst der Freiherr von Gemmingen und der Pfarrer Henhöfer mit dem größten Theile ihrer Ortsgemeine, der Fürst Konstantin von Salm, der Professor Michael Fischer (früher in Landshut, jetzt in Hof) und Andre mehr vorangegangen sind.

So gehet denn hin, ihr protestantischen Katholiken, und thuet desgleichen! Lasset euch nur nicht von jenen Gleichgültigen bethören, die da sagen: »Es ist völlig einerlei, zu welcher Kirche man gehöre.« Denn das ist nicht wahr. Unwissenheit und Irrthum können freilich nicht zugerechnet werden, wieferne sie unverschuldet sind. Wer aber das Wahre und Gute bereits erkannt hat, der ist auch verpflichtet, demselben Zeugniß zu geben vor Gott und aller Welt, damit sich dessen Erkenntniß immer mehr verbreite. Auch ist dieß das einzige Mittel, jenen »alten Feinden des evange»lischen Lichts und des echt christlichen Heilands»geistes,« von welchen der treffliche Benzel-Sternau redet, kräftig entgegen zu wirken. Denn sie vertrauen nur auf die Menge und freuen sich in ihrem tückischen Gemüthe, daß es so Viele giebt, die bald aus Gleichgültigkeit, bald aus Furcht, bald aus andern noch schlimmern Gründen, sich nicht öffentlich vom Falschen und Bösen lossagen wollen und ebendadurch dessen Herrschaft verewigen. Schwanket also nicht länger, ihr, die ihr durch Gottes Gnade das Bessere schon erkannt habt! Denn nicht umsonst ließ euch Gott diese Gnade angedeihen. Ihr solltet sie benutzen zu eurem und eurer Brüder Heile. Gott wird daher einst Rechenschaft von euch fodern ob des anvertrauten Pfundes. Er wird fragen, wie ihr es angewandt, ob ihr es in die Erde vergraben, oder damit gewuchert habt — ob ihr euer Licht leuchten ließet vor den Leuten, oder es unter den Scheffel verstecktet.

Wär' es euch aber auch nur um Beruhigung des eignen Geistes zu thun, so dürftet ihr auch dann nicht länger schwanken. Auch dann müßtet ihr euch ganz mit denen ver-

einigen, welchen ihr geistig schon so nahe steht. Denn wahrlich, wahrlich, ich sage euch:

Euer Geist wird hienieden seinen Ruhepunkt nicht finden, wenn ihr nicht mit Entschlossenheit den kirchlichen Rubikon überschreitet!

XXI.

Fragen,

betreffend

den Kampf zwischen der katholischen und der protestantischen Kirche.

Nebst einem theologischen Gutachten.

(Erschien zuerst in Bran's Minerva. 1828. Januar. Nr. 5.)

Vorwort zu dieser neuen Ausgabe.

Der nachfolgende Aufsatz steht mit dem vorhergehenden in so genauer Verbindung, daß beide nicht von einander getrennt werden konnten; wie sie denn auch in der Zeit bald auf einander folgten. Da jedoch der ursprüngliche Aufsatz wegen seiner Kürze einiges Misverständniß erregte: so hat ihn der Verfasser jetzt ausführlicher bearbeitet oder vielmehr, wenigstens von vorn herein, ganz umgearbeitet. Auch hat er als Zusatz eine Art von Gutachten oder Responsum der theologischen Fakultät in Leipzig beigefügt, das zwar schon anderwärts, obwohl nicht durch mich, in Druck gegeben und dadurch zu einem öffentlichen Aktenstücke geworden ist, aber hier nicht fehlen durfte, weil es in genauer Verbindung mit meiner Schrift steht. — Uebrigens hat zwar auch ein Jurist (Hr. Prof. Elvers in seiner »Allgem. jurist. Zeitung«) sich auf Entscheidung der drei ersten Fragen eingelassen und sie gegen mich entschieden, indem er sogar die alten Reichsgesetze und kaiserlichen Wahlkapitulazionen als eine Art schwerer Artillerie in's Treffen geführt hat. Allein derselbe ist bereits von einem andern (obwohl ungenannten) Juristen in Bran's Minerva (1828. Jul. Nr. 3.) so zurecht gewiesen worden, daß ich mich der Mühe einer Widerlegung seiner Rechtsgründe wohl überheben kann. Die Aufsätze der beiden Juristen hier mit abdrucken zu lassen, hab' ich nicht gewagt, ob es gleich manchem Leser vielleicht angenehm gewesen wäre, mitten unter theologischen Kämpfen auch einem juristischen zuzuschauen. Ein böswilliger Leser hätte aber doch sagen können, daß die Aufnahme zweier juristischen Aufsätze von fremder Hand in eine Sammlung theologischer Schriften von mir selbst nicht nur ein Hors d'oeuvre, sondern auch ein widerrechtlicher Nachdruck sei. Und solches Verbrechens mocht' ich mich um keinen Preis schuldig machen.

Die Fragen, welche hier theils dem juristischen theils dem größern Publikum zur Beantwortung vorliegen, scheinen mir von großer Bedeutung. Es hangt von der richtigen Beantwortung derselben nicht bloß das Interesse der einen oder der andern streitenden Partei, sondern selbst das Wohl der Menschheit ab. Denn es ist der Menschheit gar sehr daran gelegen, daß die Wahrheit in jeder Beziehung an's Licht gebracht und eben so das Recht durchaus gehandhabt, mithin auch niemand an seinem Rechte, die Wahrheit zu sagen, so weit er sie erkannt, auf irgend eine Weise verkürzt werde. Zuvörderst muß ich aber den Status causae et controversiae gehörig darstellen.

Durch ein königlich-sächsisches Mandat vom 16. Februar 1807 wurde bestimmt, daß hinfüro im gesammten Königreiche Sachsen die Ausübung des römisch-katholischen Gottesdienstes der Ausübung des Gottesdienstes der augsburgischen Konfessions-Verwandten gänzlich gleichgestellt werden, und die Unterthanen beider Konfessionen gleiche bürgerliche und politische Rechte ohne Einschränkung genießen sollten. Wider diese Bestimmung an sich war nicht das Mindeste einzuwenden, obwohl die ursprüngliche Quelle, aus welcher sie hervorging, nämlich der zu jener Zeit allgebietende Wille Napoleon's, nicht sehr rein und die ebendadurch herbeigeführte Hinwegsetzung über allen verfassungsmäßigen Beirath der Landstände in einer so wichtigen Sache nicht zu billigen war *). Die Stände würden ja doch gern

*) In Großbritannien sind die Katholiken nur mit Bewilligung des Parlements emanzipirt worden, ganz so, wie es der dortigen Verfassung gemäß war.

eingewilligt haben, da durch jene Bestimmung nur einer unabweislichen Foderung der Vernunft Genüge geschahe; und gewiß hat auch jeder echte Protestant in Sachsen seinen katholischen Brüdern diese Gleichstellung von Herzen gegönnt.

Zwar war es den Freunden der religiosen Duldung auffallend, daß in jenem Mandate nur den Römisch-Katholischen, und nicht den übrigen Religionsparteien, dieselbe Gleichstellung in Bezug auf die Ausübung ihres Gottesdienstes und den Genuß der bürgerlichen und politischen Rechte bewilligt wurde. Es kündigte sich dadurch eine offenbare Parteilichkeit für die Römisch-Katholischen an; es war dieß ein offenbarer Beweis, daß man nicht aus Achtung gegen eine Foderung der Vernunft, sondern aus besondrer Zuneigung zu einer bestimmten Partei eine neue gesetzliche Bestimmung gemacht hatte. Indessen ward diesem Mangel des Gesetzes bald nachher durch Vermittelung der Landstände wenigstens in Ansehung der Reformirten und, wenn ich nicht irre, auch der Griechisch-Katholischen abgeholfen, so daß jetzt im Königreiche Sachsen alle vier Hauptparteien der christlichen Kirche einander gleichgestellt sind. Nur die Juden entbehren noch das, was ihnen von Gott und Rechts wegen zukommt, und was man ihnen auch schon anderwärts ohne allen Nachtheil bewilligt hat *). Denn wie könnt' es je wahren Nachtheil bringen, wenn man gegen alle Menschen gerecht handelt?

Es geschahe aber späterhin noch etwas ganz Andres, was niemand erwartet, noch auch nur geahnet hatte. Es ward nämlich ein apostolischer Vikar d. h. ein Stellvertreter des Papstes (Lieutenant du Pape ou Vicepape) also ein päpstlicher Beamter, als die oberste geistliche Behörde für die römisch-katholischen Glaubensgenossen im Königreiche Sachsen angestellt. Man fragte natürlich, was denn ein Stellvertreter des Papstes für die verhältnissmäßig

*) Z. B. in Nordamerika, in den Niederlanden und selbst in Frankreich.

nur geringe Zahl der Katholiken (etwa 30,000 zu jener Zeit) in einem sonst durchaus protestantischen Lande solle, da doch andre protestantische Länder, in welchen selbst Millionen von Katholiken sind, wie Preußen und die Niederlande, ja sogar ganz oder der Mehrzahl nach katholische Länder, wie Oestreich und Frankreich, keinen solchen Stellvertreter des Papstes, sondern nur einen päpstlichen Gesandten (Nunzius oder Legaten) in ihrer Mitte haben?

Wer nun aus der Geschichte wusste, daß die Päpste von jeher durch alle nur mögliche (auch schlechte und ungerechte, arglistige und gewaltsame) Mittel ihre Herrschaft auszubreiten gesucht haben, der konnte nicht anders glauben, als daß dieser päpstliche Stellvertreter ebenfalls keine andre Bestimmung und keinen andern Wunsch habe, als jene Herrschaft im Königreiche Sachsen möglichst auszubreiten, d. h. möglichst viel Proselyten zu machen. Auch wollen Einige bemerkt haben, daß seit der Zeit das Proselytenmachen wirklich eifriger und umfassender als je unter uns betrieben wurde; was jedoch vielleicht nur zufällig war, vielleicht aber auch nicht. Denn ich mag hierüber jetzt nichts weiter sagen. Man vergleiche indeß den obigen Aufsatz (Nr. XVII): Die geistlichen Umtriebe und Umgriffe im Königreiche Sachsen und in dessen Nachbarschaft.

Allein noch bedenklicher wurde die Sache, als zu Anfange des vorigen Jahres auch ein römisch-katholisches Konsistorium für das Königreich Sachsen errichtet, und diese inländische, den protestantischen geistlichen Oberbehörden gleichgestellte, kirchlich-politische Behörde dem apostolischen Vikare (der als solcher, ungeachtet des von ihm abzulegenden Unterthanen- und Diensteides, doch immer zugleich ein auswärtiger Beamter bleibt, da er seine Instrukzion als Stellvertreter des Papstes nur vom Papste selbst empfangen und von diesem bekanntlich auch von jeder anderweiten, dem päpstlichen Interesse widerstreitenden, Verbindlichkeit wieder dispensirt werden kann) untergeordnet wurde. Denn sogleich der 1. §. des in dieser Beziehung

erlassenen königlich-sächsischen Mandats vom 19. Februar 1827 sagt ausdrücklich:

»Das apostolische Vicariat allhier ist die oberste »geistliche Behörde für die römisch-katholischen Glau- »bensgenossen in den vier Kreisen, und hat, nebst »dem ihm untergeordneten katholischen »Consistorium, die geistlichen Angelegenheiten »und die geistliche Gerichtsbarkeit in Beziehung »auf sie eben so zu verwalten, wie solches von »dem evangelischen Kirchenrathe, respective in »Subordination von den evangelischen wirklichen »Geheimen Räthen, und den unter demselben stehen- »den Consistorien, hinsichtlich der Evangelischen ge- »schiehet.«

Nach §. 4. aber soll dieses Konsistorium aus drei geistlichen (mit Einschluß des Präses nach §. 7.) und zwei weltlichen Beisitzern, nebst einem Sekretar und einigen Expedienten, bestehen; nach §. 5. soll der apostolische Vikar diese Mitglieder des Konsistoriums jedesmal in Vorschlag bringen, damit ihnen bei nicht vorhandnen Bedenken die landesherrliche Bestätigung ertheilt werde; nach §. 7. sollen alle Mitglieder des Konsistoriums, mit Einschluß des Präses, in Dienstsachen unter dem Vikare (der also eigentlich, wenn er auch dieses Prädikat nicht führt, der wahre Chef oder Oberpräsident des Kollegiums ist) stehen; wie denn auch §. 11. sagt, daß dieses Konsistorium in Verfassungssachen und in den bei demselben zu verhandelnden rein geistlichen Sachen, so wie in den von der Kognizion der weltlichen Gerichtshöfe zu eximirenden Personal-Rechtssachen der katholischen Geistlichen, »ausschließ- »lich dem apostolischen Vicariate subordinirt« sein solle; ja nach §. 13. bis 15. soll, wenn etwa gegen die Erkenntnisse und Bescheide des Konsistoriums in denjenigen

Rechtssachen, über welche der apostolische Vikar nach §. 11. in letzter Instanz zu entscheiden hat, appellirt würde, als höchste Appellazionsinstanz ein besondres Vikariatsgericht niedergesetzt werden, in welchem derselbe apostolische Vikar, gegen dessen Entscheidungen appellirt worden, den Vorsitz führen und wieder ein Votum decisivum haben soll.

Man sieht also hieraus, daß der apostolische Vikar oder päpstliche Stellvertreter eigentlich Alles in Allem ist. Er ist Oberpräsident des Konsistoriums und Oberpräsident des Vikariatsgerichts, und hier ist er zugleich der Oberrichter in eigner Sache; denn er präsidirt und entscheidet auch dann, wann gegen seine frühern Entscheidungen appellirt worden. Schwerlich existirt in irgend einem Staate der christlich-zivilisirten Welt eine so anomalisch organisirte Behörde, bei welcher zuletzt alles in die Hände eines einzigen, zugleich inländischen und ausländischen, Beamten gegeben wäre. Dieser Beamte müsste wohl kein schwacher Sterblicher, sondern ein Gott sein, wenn er seine Machtvollkommenheit nicht, sei es wissentlich oder unwissentlich, misbrauchen sollte.

Darf man sich nun wundern, wenn die Errichtung einer solchen neuen Behörde vielfache Besorgnisse bei allen Protestanten des Königreiches Sachsen und selbst des Auslandes erregte? Darf es übel genommen werden, wenn man befürchtete, diese Behörde möchte bald um sich greifen und eine feindselige Richtung besonders gegen diejenigen Protestanten nehmen, welche sich etwa verpflichtet fühlen dürften, für ihre eigne Kirche gegen die katholische zu schreiben, da jene von dieser seit Herstellung des Jesuitenordens immer stärker bedrohet wird?

Diese Besorgnisse und Befürchtungen zeigten sich auch bald als sehr gegründet. Schon am 17. April 1826 (wo das römisch-katholische Konsistorium zwar noch nicht gesetzlich bestand, das apostolische Vikariat aber bereits mit dessen Errichtung beschäftigt, wenigstens der Entwurf dazu gemacht war) erging an die Universität Leipzig ein allerhöchstes Re-

skript, kraft dessen in Druckschriften alle ungebürliche Aeußerungen gegen die Lehren der katholischen Kirche und alle Anzüglichkeiten gegen den katholischen Religionstheil vermieden werden sollten.

Auf welche Veranlassung dieses Reskript ergangen war, brauche ich wohl keinem Leser, der nur ein Körnchen Salz hat, zu sagen. Man darf ja nur erwägen, wer von der Beschränkung der Presse den meisten, wer den wenigsten Vortheil hat, wo die schlechtesten Gründe und die unbeholfensten Federn, wo die besten Gründe und die gewandtesten Federn sind, um über die eigentliche Quelle jener Vorschrift sogleich in's Klare zu kommen *). Zwar war die Vorschrift sehr

---

*) Wie unbeholfen im Schreiben, ja wie unwissend in den ersten Elementen desselben manche katholische Geistliche seien, davon giebt der in den „Schlesischen Provinzialblättern“ (1827. St. 12. S. 554) abgedruckte Brief eines solchen den schlagendsten Beweis. Er lautet, buchstäblich abgedruckt, so: „Dem Professor „Herrn Büsching zu Breslau mache ich wissend, daß die verlangte „Berichtigung auf den scandaleusen Art. ihres Prov. Blattes im „Monath Martii 1826 pag. 229. aller Erinnerung ungeachtet „noch nicht erschienen, die Sie entweder nicht wollen oder nicht „dörfen inseriren. Beedes ein Merckmahl ihrer hochgepriesenen „Toleranz! Der frivole Scribler jenes Articuls, der sich in den „anonymischen Wolfpelz verkrochen — hat einen ganzen Geistl. „Stand beschimpfet seinen Mecönaten und Zeloten ins Horn ge„blasen, daß Sie erlangt was Sie längst gewünschen. Der Geistl. „Stand ist aus der Schlesischen Güter-Eigenthümlichkeit, durch „eine Gewalt aus seinem wohlerworbenen Eigenthume verdrängt, „welches seit einem halben Säculo der Eckstein des Hasses und „des Neides war. Proficiat! Allein der Schreiber hat vor seine „Verläumbdung des Geistl. Standes und vor die Empfehlung der „Pflaumen- und Hopfen-Anlagen nicht ein Diploma nicht einmahl „ein Ordensband erworben. Wie die Arbeit so der Lohn! Es „geht ihm wie dem Professor Krug in Leipzig, der sich in der „Anhalt-Cötenschen Convertiten Sache durch die untergeschobenen „Falschen Briefe so linkisch benommen, daß er keine goldene Dose „und nicht einmahl den gehoften öffentlichen Dank erhalten. So„gar die hohe Bundes-Versammlung hat seine eingereichte Klage „gegen die Proselytenmacherei, zu deren Beweise er aus dem 16.

unbestimmt. Denn was sind **ungebürliche Aeußerungen gegen die Lehren der katholischen Kirche und Anzüglichkeiten gegen den katholischen Religionstheil?** Kein Mensch in der Welt vermag das zu sagen, wenn er nicht willkürlich definiren will. Ist es z. B. eine ungebürliche Aeußerung oder eine Anzüglichkeit, mit unsern alten Theologen zu sagen, der Papst sei der Antichrist, die Transsubstanziazion eine Fabel, der Bilderdienst ein Götzendienst, der Reliquien- und Ablaßkram ein heilloser Misbrauch des Heiligen? Und wenn das ungebürlich und anzüglich sein soll, so wird es auch das sein, wenn jemand behauptet, eine Reformazion der Kirche sei wegen des großen Verderbens in Haupt und Gliedern dringend nothwendig gewesen, und folglich auch noch jetzt da nothwendig, wo keine Reformazion stattgefunden. Wo soll das hinaus? Am Ende wird man gar nicht mehr die Vorzüge der protestantischen Kirche darstellen dürfen, weil dieß (nach dem nothwendigen Gesetze unsers Geistes, immer auf die Gegensätze, Wahres und Falsches, Gutes und Schlechtes, zugleich zu reflektiren) gar nicht möglich ist, ohne die katholische Kirche in Schatten zu stellen, und weil dann dieß sogleich für ungebürlich oder anzüglich gelten würde *).

»Säculo« — sollte heißen, aus dem Anfange des 18. — »aus »seiner Lügenfabrick« — wer ist hier wohl der Lügner? — »her- »vorgesucht, keine Belohnung erhalten« — die NB. ausdrücklich verbeten wurde — »und der Krug beinahe« — sollte heißen, noch nicht, worüber man sich eben ärgert — »den Henkel verlohren. »So strafet sich die Lüge gemeiniglich selbst« — ja wohl! — »und die Wahrheit sieget.« — Ganz gewiß! — »Unser Ver- »läumder hingegen muß bei verstopften Herzen dennoch hören, daß »der gehaßte Geistliche Stand in allen Ländern wieder zu Ehren »gelange, und bei der drückenden Noth tausende von Hülfsbedürf- »tigen ausruffen

»Unter dem Krumstabe war doch noch gut leben!!

»Dixi.

»Silesius Coenobita.«

*) Diese Unbestimmtheit ist auch Ursache, daß die Vorschrift von den Zensoren nicht erfüllt worden. Selbst beim besten Willen konnten

Allein diese Unbestimmtheit der Vorschrift war dem andern Theile eben recht; sie war das herrlichste Mittel zum vorgesetzten Zwecke. Man hatte nun doch einen Punkt, wo man den Hebel ansetzen konnte, ein archimedisches »Gieb mir wo ich stehe!« Man konnte nun doch hoffen, jedem unbequemen protestantischen Schriftsteller der Heimath — und da in Leipzig viel auswärtige Schriftsteller drucken und verlegen lassen, das Reskript aber zugleich eine Weisung für die hiesigen Zensoren in Ansehung der antikatholischen Druckschriften enthielt — auch manchem protestantischen Schriftsteller der Fremde, dem weder durch Gründe, noch durch Bestechungen, noch durch Drohungen, noch durch irgend ein andres Mittel beizukommen war, durch die Zensursperre einen Riegel vorzuschieben. Und wenn etwa doch ein Einheimischer den Riegel wegzuschieben wagte, so konnte man wenigstens über verletzte Vorschrift klagen und sich dadurch sogar das Ansehn eines Bedrängten geben, dem die weltliche Macht beistehen müsse. Ich ahnete daher gleich nichts Gutes, als mir jene Vorschrift mitgetheilt wurde. Ich sahe voraus, daß das am Horizonte sich zusammenziehende Ungewitter bald heraufsteigen und in mein kleines Hüttchen einschlagen würde. — Und siehe da! meine Ahnung hat mich nicht betrogen.

Vor einiger Zeit gab ich nämlich eine Schrift unter dem Titel heraus:

»Was sollten jetzt die protestantischen Katho-

---

sie dieselbe nicht erfüllen. Ad impossibilia autem nemo obligatus est. Kam etwas vor, worauf die Vorschrift sich zu beziehen schien: so entstand jedesmal Zweifel, ob denn das auch wirklich ungebürlich oder anzüglich sei. Und nun ging es nach dem bekannten Grundsatze: Quod dubitas, ne feceris! Man strich nicht, weil man nicht wusste, ob man streichen sollte. Es ist aber ebenfalls ein Gebot der Moral, daß Vorgesetzte ihre Untergebnen nicht durch unbestimmte Vorschriften in Versuchung führen oder das Gewissen derselben nicht beängstigen sollen. Sagt man, es müsse sich jeder an sein Gefühl halten, so hebt man die Vorschrift wieder auf. Denn das Gefühl der Individuen ist gar zu veränderlich und schwankend.

»liken in Deutschland thun? Eine kirchlich-»politische Frage, beantwortet rc. Leipzig bei »Kollmann. 1827. 8.«

Die Schrift war nach dem Gesetze mit theologischer Zensur gedruckt. Ich war also wohl gegen eine unmittelbare Klage gedeckt; aber nicht gegen eine mittelbare. Es erschien daher wieder ein allerhöchstes Reskript an die Universität d. d. Dresden am 23. November 1827, dessen Anfang so lautet:

»Das katholisch-geistliche Consistorium allhier hat bei »Unsrem Oberconsistorium darüber, daß von einigen »protestantischen Censur-Behörden auf die in den »unter dem 17. April des vorigen Jahres ergan-»genen Verfügungen enthaltene Vorschrift, nach »welcher in Druckschriften alle ungebürliche Aeu-»ßerungen gegen die Lehren der katholischen »Kirche und alle Anzüglichkeiten gegen den »katholischen Religionstheil vermieden wer-»den sollten, keine Rücksicht genommen werde, Be-»schwerde geführt, zu Begründung dieser Beschwerde »namentlich auf die neuerlich herausgekommene »Schrift des Professors Krug in Leipzig unter dem »Titel: Was sollten jetzt die protestantischen Katho-»liken in Deutschland thun? welche in mehrern »Stellen die katholische Kirche sammt ihren »Einrichtungen als abergläubisch und ab-»surd darzustellen suche — sich bezogen, und dar-»auf angetragen, daß die betreffenden Censur-Be-»hörden, namentlich aber die Leipziger, zur genauern »Beobachtung ihrer Pflichten hierunter angewiesen »werden möchten.«

Im Verfolge des Reskripts wird dann namentlich S. 5. meiner Schrift als eine solche Stelle bezeichnet, welche der oberwähnten Vorschrift nicht gemäß sei, weil darin »von »dem römisch-katholischen Christenthum unter andern, daß »selbiges viel Unchristliches, Immoralisches und Ir»religiöses enthalte, geäußert wird.« — Es war nämlich darin gesagt worden,

»daß das ursprüngliche Christenthum ein ganz an»dres war, als das römisch-katholische, daß dieses »nicht nur viel Jüdisches, sondern auch viel »Heidnisches, nicht nur viel Unbiblisches und »Unchristliches, sondern auch viel Immorali»sches und Irreligioses in sich aufgenommen »hat, und daß dahin vornehmlich gehört, was jen»seit von der Statthalterschaft und Untrüglichkeit »des Papstes, von der Anbetung oder, wie man's »lieber nennt, der Verehrung und der Fürsprache »der Heiligen, von Fegefeuer und Seelenmessen, von »Ablaß und Indulgenzen, und von allem dem, was »auf bloße Werkheiligkeit führt, gelehrt wird.«

Wenn nun aber

1) das, was ich hier gesagt habe, in älteren sowohl als neuern Zeiten schon von vielen einsichtsvollen und wohlgesinnten Katholiken selbst gesagt worden, die man freilich nachher als Ketzer verdammte oder gar, wo möglich, verbrannte, weil man keine besseren Gründe zur Widerlegung aussindig machen konnte; wenn

2) insonderheit die Reformatoren der christlichen Kirche im sechszehnten Jahrhunderte dasselbe nicht bloß gesagt, sondern auch auf das Bündigste bewiesen, und ihnen ebendarum Millionen Christen Beifall gegeben haben; wenn endlich

3) selbst die symbolischen Bücher der protestantischen Kirche dieselben Lehren und Gebräuche, welche ich in obiger

Stelle anführe, und noch gar manches Andre, dessen ich nicht gedacht, als unbiblisch, unchristlich, immoralisch und irreligios verurtheilt haben *): so fragt es sich,

I. ob nicht auch jetzt noch jeder protestantische Schriftsteller das Recht habe, der Lehre seiner Kirche gemäß ebendasselbe zu sagen, selbst in dem Falle, wenn alles, was die katholische Kirche bisher gelehrt, vorgeschrieben, angerathen und gethan hat — bis auf die grauenvolle Bartholomäusnacht herab, wegen welcher man in Rom ein gotteslästerliches Te Deum sang, während ganz Europa vom tiefsten Entsetzen ergriffen war — biblisch, christlich, moralisch und religios wäre, was denn doch wohl kein Mensch von gesundem Verstande behaupten wird?

II. ob es nicht eine unerträgliche Anmaßung von Seiten eines römisch-katholischen Konsistoriums sei, wenn es mit-

*) In einer Stelle unsrer symbolischen Bücher heißt es sogar: „Ut „non possumus ipsum diabolum ceu dominum et deum „adorare, ita non possumus ipsius apostolum, Ponti„ficem romanum seu Antichristum, in suo illo imperio „pro capite aut domino agnoscere. Mentiri enim, inno„centem sanguinem fundere, corpora et animas in „aeternum exitium praecipitare, haec sunt ponti„ficii regni propria.“ — Vid. Concordia pia et unamini consensu repetita confessio fidei et doctrinae Electorum, Principum et Ordinum imperii, atque eorundem Theologorum, qui augustanam confessionem amplectuntur. Lips. 1756. 8. pag. 795. Hier erklären also die der augsburgischen Konfession zugethanen Kurfürsten, Fürsten und Stände des Reichs sammt deren Theologen den Papst geradezu für einen Apostel des Teufels und für den Antichrist, und betrachten das Lügen, das Vergießen unschuldiges Blutes, und das Stürzen der Leiber und der Seelen in das ewige Verderben, als Dinge, die dem ganzen päpstlichen Reiche, also der katholischen Kirche, die ja eben dieses Reich ist, eigenthümlich seien. Das sind denn doch wohl Dinge, die Niemand biblisch, christlich, moralisch und religios nennen wird! — Ob das wahr sei, was in dieser Stelle gesagt wird, darauf kommt es hier gar nicht an. Genug, es steht in unsern symbolischen Büchern geschrieben, und keine Macht der Welt kann es wieder ungeschrieben machen.

ten in einem protestantischen Lande einen protestantischen Schriftsteller dieses Landes wegen solcher, der Lehre seiner Kirche gemäßer, Aeußerungen in Anspruch nehmen und dadurch die einst so theuer erkaufte und jetzt der protestantischen Kirche und allen Gliedern derselben nach göttlichem und menschlichem Gesetze zustehende Freiheit des öffentlichen Urtheils in Glaubens- und Kirchensachen offenbar schmälern will?

III. ob nicht eine Klage oder Beschwerde der Art, wie die gegen mich erhobene, von Rechts wegen angebrachter Maßen abzuweisen wäre? Denn man bedenke nur Folgendes. Ich spreche in der oben angezognen Stelle offenbar bloß von einzelen Lehren und Gebräuchen der katholischen Kirche, mithin keineswegs so allgemein oder im Ganzen, wie das katholische Konsistorium sagt, daß ich oder meine Schrift »die katholische Kirche sammt ihren Ein»richtungen als abergläubisch und absurd darzustel»len suche.« Eine andre Stelle aber, außer jener, wo dieß angebliche Verbrechen der beleidigten Kirchenmajestät begangen sein soll, ist mir nicht angezeigt worden. Auch kann ich keine andre finden, obgleich in der Anklage von »mehreren Stellen« nach einer bekannten Redefigur, Hyperbel genannt, gesprochen wird. Also ist jene Stelle entweder die einzige oder doch die hauptsächlichste Beweisstelle, welche das eigentliche Corpus delicti enthalten soll. Aber eben daraus folgt ganz sonnenklar, daß die Klage völlig ungegründet ist. Hätt' ich das gewollt, wessen ich beschuldigt worden, so hätt' ich ungefähr so sprechen müssen:

»Alles, was die katholische Kirche von Anbeginn »bis auf den heutigen Tag gelehrt, gefodert und »gethan hat, ist unbiblisch, unchristlich, immoralisch »und irreligios;«

oder wie sich einst die hochwürdige theologische Fakultät in Tübingen noch kräftiger ausgesprochen hat:

»Daß in allen Beziehungen, in der Lehre, dem

»Cultus, dem Regimente, die evangelische und
»die katholische Kirche sich zu einander verhielten,
»wie Wahres und Falsches, Glaube und Aberglaube,
»Gottesdienst und Götzendienst, edle Freiheit und
»schmachvolle Knechtschaft *).«

Unstreitig hatte die Fakultät das Recht dieß zu sagen, wenn sie es für wahr hielt. Unstreitig hätt' ich es auch gehabt, wenn ich eben das für wahr gehalten hätte. Aber ich hab' es nicht gesagt, weil ich es nicht für durchaus wahr halte. Es ist wenigstens übertrieben. Man muß sich aber solcher Uebertreibung enthalten, wenn man nicht ungerecht im Urtheile werden will. — Haben demnach meine Ankläger den großen und gewaltigen Unterschied zwischen dem Allgemeinen oder Ganzen und den Einzelheiten oder Theilen wirklich nicht bemerkt: so thut es mir leid um ihren Verstand. Haben sie ihn aber — was Gott verhüte! — absichtlich übersehn, um nur überhaupt eine Anklage herauszubringen oder sie, wo möglich, noch schwerer zu machen: so thut es mir noch mehr leid um ihr Herz. Denn alsdann wären sie nicht bloß (bona fide) irrende, sondern (mala fide) falsche Ankläger.

Ich bitte nun sachkundige Rechtsgelehrte um ihr Urtheil über diese Sache, da vielleicht manchem Leser bloß philosophische Gründe, wie ich sie allein geben könnte, nicht hinreichend zur Entscheidung jener drei Fragen scheinen möchten. Ich erbitte mir aber dieses Urtheil darum öffentlich, weil die Sache nicht bloß mich, sondern die ganze protestantische Kirche, selbst außer dem Königreiche Sachsen, angeht. Denn die über mich erhobene Klage ist nichts anders, als ein Versuch, der, wenn er gelänge, natürlich zu weitern Vorschritten führen würde. Man streckt die Fühlhörner aus, um nur zu erkunden, ob und wie weit man den protestantischen Schriftstel-

*) S. Allgemeine Kirchenzeitung. 1827. Nr. 189. wo noch mehr dergleichen zu lesen.

lern, selbst in protestantischen Ländern, den Mund verschließen könne. Die Jesuitenschulen, die wir jetzt schon ziemlich nahe (selbst auf deutschem Boden) haben, werden dann mit der Zeit schon auch kommen. Darum heißt es auch hier: Principiis obsta!

Vielleicht werden gutmüthige, mit dem Weltlaufe unbekannte Leser sagen, ich ginge in meinen Besorgnissen zu weit; es sei doch wohl nichts so Schlimmes zu befürchten. Solchen Lesern geb' ich Folgendes zu bedenken. Böhmen war sonst fast ganz protestantisch; jetzt ist es beinahe ganz katholisch, bloß durch die Operazionen der Jesuiten, welche anfangs mit List, dann mit Gewalt ihre Zwecke durchzusetzen wussten. Im heutigen Frankreich leugnete man anfangs bestimmt und dreist das Dasein der Jesuiten, und verspottete sogar diejenigen, welche, wie man sagte, davon träumten. Allein der Traum ging nur zu bald in Erfüllung. Nach und nach gestand man das Dasein der Jesuiten, erst mit halben Worten, dann ganz offen. Jetzt haben sie schon eine Menge von Kollegien und Schulen in Frankreich, ungeachtet das Gesetz sie ausdrücklich verbannt. Und wie gewaltsam treten sie nun dort schon auf! Ein öffentliches Blatt, das sonst sehr zahm und duldsam ist — Leipz. (polit.) Zeit. vom 15. Dezember 1827 — berichtet aus Frankreich: »Die »Jesuiten haben kürzlich das Collegium in Perpignan in Be»sitz genommen. Das Erste, was der neue Director, Abbé »Gallay, beim Antritte seines Amtes that, war, daß er die »in der Zeichenschule aufgestellten Gypsmodelle zerstören ließ, »wie z. B. Antinous, Adonis, den Gladiator, Apollo von Bel»vedere, Herkules u. s. w.« — Herrliche Aussicht für die bildenden Künste in Frankreich! Und noch herrlichere Aussicht für die zu bildende Jugend! Doch wozu bedarf auch diese der Bildung? Sie lernt genug, wenn sie den Jesuiten glauben und gehorchen lernt! *)

*) Die Jesuitenschulen in Frankreich sind freilich bald nachher geschlossen worden. Wer kann aber bei der dortigen Beweglichkeit der Dinge und der Personen dafür stehen, daß sie nicht wieder geöff-

Indessen braucht man die Thatsachen gar nicht so weit aus der Fremde herzuholen, um Gefahr zu wittern. Es liegen deren genug vor unsern Augen, zu unsern Füßen. Vor zwanzig Jahren hätte Niemand unter uns es auch nur für möglich gehalten, daß wir in Sachsen ein päpstliches Vikariat und ein römisch-katholisches Konsistorium mit so ausgedehnten Befugnissen haben würden. Und doch hat es sich gemacht! Und wie weit ist es schon vorgeschritten! Im J. 1807 schätzte man sich glücklich, nur gleiche Rechte mit uns in kirchlicher und bürgerlicher Hinsicht zu erhalten. Im J. 1827 will man uns schon wehren, öffentlich zu sagen, was unsre symbolischen Bücher auch sagen, daß sich in der katholischen Kirche viel Unbiblisches, Unchristliches, Immoralisches und Irreligioses finde. Ja das päpstliche Vikariat denkt bereits an die Aufhebung der Universität Leipzig, der jetzt noch einzigen protestantischen Hochschule im Königreiche Sachsen. Denn der Herr Vikar hat sich nicht gescheut, einem sehr ehrenwerthen Mitgliede dieser Universität gerade in's Gesicht zu sagen, daß er dieselbe für überflüssig halte, indem ja die jungen Sachsen anderswo (vermuthlich in Prag oder Wien) studiren könnten.

O wackerer Luther, kehre zurück und vertheidige mit deiner Donnerstimme die bedrohten Rechte der von dir gegestifteten Kirche! Und wenn das nicht helfen will, so komm du, Heiliger des Evangeliums, wieder vom Himmel herab und vertreibe mit derselben Geißel, mit welcher du einst die Käufer und Verkäufer aus deinem Tempel verjagtest, auch die, welche sich deine Statthalter nennen, ob sie gleich deine Kirche von Grund aus verderbt haben! — —

Ich habe aber noch drei Fragen auf dem Herzen, die ich nicht an Rechtsgelehrte, sondern an das größere Publikum richten will. Auch will ich sie gleich selbst kurzweg be-

---

net werden? In der benachbarten Schweiz, so wie in den benachbarten sardinischen und spanischen Staaten, bestehen sie ja noch immer.

antworten, weil dazu gar keine juristische Kenntniß, sondern nur ein ganz klein wenig gesunder Menschenverstand gehört; woran es aber doch hin und wieder zu fehlen scheint. Mögen Andre sie dann noch besser beantworten!

I. Ist der heutige Streit zwischen Katholiken und Protestanten gefährlich? — Antwort: Nein, nicht im allermindesten, weil er nichts als ein Streit mit Worten (wenn gleich kein bloßer Wortstreit, d. h. nicht um bloße Worte, sondern um gewichtige Sachen) ist. Ich setze aber bei dieser Antwort voraus, daß sich keine dem Streite fremde Autorität, mithin auch keine weltliche Macht, in den Streit mische. Denn dadurch könnt' er allerdings gefährlich werden. Sobald sich nämlich eine fremde Autorität in den Streit über Glaubens- und Kirchensachen mischt, so hört er auf, eine freie Diskussion der Geister zu sein; denn es knüpfen sich nun weltliche Interessen daran. Dann entsteht aber augenblicklich der Verdacht, oder vielmehr es ist unvermeidlich, daß die eine Partei begünstigt, die andre bedrückt werde. Da es nun in der Welt keine ärgere und unerträglichere Tyrannei giebt, als die in Glaubens- und Kirchensachen, weil sie das Gewissen des Menschen, mithin sein Innerstes und Heiligstes antastet: so empört jene Einmischung nothwendiger Weise die Gemüther. Von dieser innern Empörung aber kann es unter gewissen Umständen leicht zur äußern kommen. — Auch ist jener Streit gar nichts Neues. Er geht weit über die Zeit der Reformazion hinaus, wie jeder Kenner der Kirchengeschichte weiß. Er brach nur um diese Zeit aus bekannten Ursachen stärker hervor, und wurde hauptsächlich durch Einmischung der weltlichen Macht so bösartig. Mit dieser Stärke kann er nicht wieder hervorbrechen, weil jene Ursachen verschwunden sind. Daß jetzt etwas lebhafter gestritten wird, als vor 20 bis 30 Jahren, kommt eigentlich vom Reformazionsjubelfeste her, wo dießeit und jenseit einige Stimmen, theils vor Freude, theils vor Aerger, zu laut wurden. Nach und nach aber wird man sich schon beruhigen; man wird des Kampfes müde werden, bis ihn viel-

leicht ein neues Jubelfest wieder anfacht. Nur vergesse man das Eine nicht, daß sich keine fremde Autorität in den Streit mischen darf, wenn man wünscht, daß die Gemüther sich bald beruhigen sollen. Alle Gebote und Verbote helfen dazu gar nichts; sie machen den Kampf nur hitziger, weil sie Oel in's Feuer gießen *).

II. Warum rufen denn so viele Katholiken bei ihrem Streite mit den Protestanten den weltlichen Arm, ja wohl gar das weltliche Schwert zu Hülfe? — Antwort: Weil sie kein gutes Gewissen haben und sich aus eigner Kraft nicht helfen können. Zwar sollte man glauben, eine Kirche, welche behauptet, daß nicht bloß Gott und der zur Rechten Gottes sitzende Sohn sie schütze, sondern daß auch der heilige Geist den Oberbischof dieser Kirche sammt der ganzen Klerisei immerfort in alle Wahrheit leite, und daß noch überdieß die Jungfrau Maria sammt einer Unzahl von Heiligen sie mit ihren Fürbitten unterstütze — eine Kirche, welche behauptet, daß noch täglich zur Bestätigung ihrer Göttlichkeit eine Menge von Wundern durch Kleriker und Laien, Fürsten und Bauern geschehen — eine Kirche endlich, welche behauptet, die Versicherung zu haben, daß selbst die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen werden — eine solche Kirche, sollte man glauben, werde sich schämen, vom weltlichen Arme Hülfe zu erbetteln gegen eine Handvoll Protestanten, die gegen sie ankämpfen, oder gar gegen einen armseligen Professor der Philosophie, der weiter nichts hat, als einen schwachen Gänsekiel und ein wenig Dinte dazu, um seine (wie man jenseit sagt, ganz nichtigen und grundlosen — also auch wohl leicht zu widerlegenden?) Gedanken zu Papiere zu bringen. Und doch thut man es! Das beweist also sonnenklar, daß man jenseit seinen eignen Behauptungen und an-

*) So hat das katholische Konsistorium nun selbst die gegenwärtige Schrift in's Dasein gerufen. Hätt' es die frühere ignorirt — was unstreitig die klügste Partie war, die man nur ergreifen konnte — so wär' ich nimmer darauf gefallen, die gegenwärtige zu schreiben.

geblichen Versicherungen nicht traut, daß man fürchtet, das morsche Gebäu der Hierarchie möchte, gleich dem eben so morschen Türkenreiche, über kurz oder lang zusammenstürzen, wenn es der weltliche Arm nicht noch hielte.

III. Warum verbitten die Protestanten allen weltlichen Beistand in ihrem Streite mit den Katholiken? — Antwort: Weil sie desselben gar nicht bedürfen, und weil sie meinen, ihre Sache schlecht zu machen, wenn sie darum ansuchten. Zwar sind sie offenbar körperlich in der Minorität; aber geistig sind sie eben so offenbar in der Majorität. Denn sie stehen höher in der allgemeinen Bildung; ihre Gründe sind die bessern und gewichtigern; und, was die Hauptsache ist, die Gebildetsten unter den Katholiken selbst stehen geistig schon auf ihrer Seite. Darum verlangen die Protestanten von der weltlichen Macht weiter nichts, als ungehinderte Mittheilung, freie Diskussion. Ja sie würden selbst den Jesuiten, ihren heftigsten Antagonisten, freien Zutritt unter sich gestatten, wenn nur diese Jesuiten, wohl wissend, was ihnen am meisten schade, nicht überall, wo sie sich einnisten, die Mittheilung zu hemmen, die Freiheit der Diskussion aufzuheben suchten. So bewirkten sie in Frankreich während des letzten Zensurzwanges, der nun nach dem natürlichen Gesetze des Weltlaufes eine um so zügellosere Presse hervorgerufen hat, daß in keinem öffentlichen Blatte vom Jesuitismus auch nur die Rede sein durfte, damit sie nämlich ihr heilloses Spiel desto ungestörter im Dunkeln treiben konnten. Darum müssen wir freilich überall, wo keine freie Presse gesetzlich und gesichert besteht, wo furchtsame oder gar den Jesuiten befreundete Zensoren jedes antijesuitische Wort streichen können, gegen die Zulassung der Jesuiten auf das Feierlichste und Stärkste protestiren; müssen die Fürsten warnen, den Jesuiten ihr Ohr jemal zu leihen, weil diese Mönche, wenn sie nur das Volk erst in ihrer Gewalt haben, bald auch die Fürsten selbst in ihre Gewalt bekommen und dann des weltlichen Armes und Schwertes sich bedienen werden, um ihren Gegnern den Mund auf ewig zu schlie-

zen *). Sonst aber fodert ein echter Protestant nichts von der weltlichen Macht; denn er bedarf nur des freien Wortes. Jedes andere Mittel, seine Lehre auszubreiten oder seine Kirche zu verstärken, verschmäht er als seiner unwürdig, als entehrend die gute Sache, für die er kämpft. Ja er denkt noch immer, wie sein großer Glaubens-Ahnherr Luther:

Ist's Menschenwerk, so wird's vergehn;
Ist's Gotteswerk, so wird's bestehn!

Uebrigens will ich doch aus besondrer Großmuth — denn verdient haben sie es nicht um mich — selbst meinen Anklägern noch einen guten, wenigstens gutgemeinten Rath geben. Mögen sie sich wohl hüten, öfter mit so nichtigen und zugleich so gehässigen Anklagen hervorzutreten! Gewiß ist ihnen nicht unbekannt, daß die Errichtung eines römisch-katholischen Konsistoriums, als einer ganz neuen Behörde im Königreiche Sachsen, großen Anstoß erregte, noch größeren, als die frühere Anstellung eines päpstlichen Stellvertreters immitten eines protestantischen Landes. Sollte daher das neu errichtete Konsistorium, unter der Leitung dieses Stellvertreters als seines Oberpräsidenten, noch mehr solche Beweise seiner inquisitorischen Wirksamkeit geben, besonders in Bezug auf das, was im Königreiche Sachsen gedruckt wird: so wird es sich durch Bestätigung aller der bösen Ahnungen, die man bei dessen Errichtung hatte, nicht nur sehr unbeliebt im ganzen Lande machen — was es freilich nicht sehr

---

*) Ein ungenannter französischer Schriftsteller sagt sehr richtig: »L'ultramontanisme est de sa nature envahisseur. Laissez-lui faire un pas, ce pas deviendra bientôt celui d'un géant. Comme un serpent, il ne rampe que pour élever bientôt la tête. De simple doctrine qu'il était d'abord, il devient bientôt puissance, et cette puissance ne peut s'établir que sur la ruine de toutes les autres.« — Wie hat sich seit 1807 die Za der Katholiken und der katholischen Kirchen und Schulen bei u vermehrt, ungeachtet das Königreich Sachsen um die Hälfte k ner geworden!

hoch anschlagen dürfte, wenn es sich nur in Rom beliebt machen kann — sondern es würde auch, wenn dergleichen Anklagen Erfolg haben sollten, für den literarischen Verkehr unsres Landes — diese bedeutende Quelle des Wohlstandes, namentlich für Leipzig, dessen anderweiter Messverkehr ohnehin schon merklich gesunken ist — eine sehr gefährliche Stellung annehmen.

Zwar würde darum überhaupt nichts ungedruckt bleiben, was Protestanten über die katholische Kirche zu schreiben sich veranlasst sähen. Man kann ja auswärts drucken lassen und braucht sich nicht zu nennen. Allein der kommerziale Vortheil davon würde den königlich-sächsischen Buchdruckern und Buchhändlern, nebst vielen andern Nebengewerben, die mit diesen wieder in Verbindung stehn, entgehen und in's Ausland wandern. Ja der ganze deutsche Buchhandel, der schon einmal seinen Stapelplatz wechselte, weil er in Frankfurt belästigt und in Leipzig begünstigt wurde, möchte vielleicht dann wieder eine neue Freistätte suchen. Und daran würd' es ihm in Deutschland wahrlich nicht fehlen. Schon hat man Nürnberg, weil es den süddeutschen Buchhändlern gelegner ist, dazu in Vorschlag gebracht; und die freisinnige königlich-baiersche Regierung würde gern dazu die Hand bieten *). Was möchte wohl dann aus Leipzig werden? Ein Landstädtchen mit einer Universität, die dadurch ebenfalls ihren Lebensquell verkümmert sehen würde **).

*) Auch von Naumburg ist gesagt worden, daß die königlich-preussische Regierung den Buchhandel dahin zu ziehen suche.

**) Bekanntlich haben in Leipzig nicht wenige Buchhändler ihre Komtoirs und ihre Niederlagen in den Universitätsgebäuden, aus deren Solarien ein großer Theil der Besoldungen der Professoren fließt. Die unbesoldeten Privatdozenten aber, ohne deren Mitwirkung keine Universität blühen kann, weil das alte Blut immer durch junges erfrischt und ersetzt werden muß, leben großentheils von literarischen Arbeiten (mit Einschluß der oft nicht unbedeutenden Korrekturen in großen Druckereien) da Vorlesungen hier nicht viel eintragen. Der Vortheil endlich für alle hiesige Gelehrte, die litera-

Was mich selbst persönlich betrifft, so bin ich in dieser Hinsicht ganz unbesorgt. Denn was auch geschehe, ich bin, Gott sei Dank! in der Lage, für den kleinen Rest meiner Tage überall mein Brod zu finden, da ich nur wenig nothwendige Bedürfnisse habe und daher mit Wenigem eben so gut haushalten kann, als mit Vielem. Es sollte mir aber doch um der Ehre meines Vaterlandes willen leid thun, wenn ich demselben wegen neuer Belästigung den Rücken kehren müsste. Denn ich habe für dieses mir so theure Vaterland nun schon über ein Vierteljahrhundert mit der größten Anstrengung gearbeitet und möchte daher auch gern in demselben meine Laufbahn vollenden, wenn es nur mit Ehren geschehen kann.

Doch zu jenem Aeußersten wird es nicht kommen. Ich vertraue vor allem auf Gott und meine gerechte Sache. Denn wiewohl ich weiß, daß ich ein armer schwacher sündhafter Sterblicher bin und daher nicht mit dem Heiligen des Evangeliums fragen darf: »Welcher unter euch kann mich einer Sünde zeihen?« so darf ich doch dreist die andre Frage thun: »Hab' ich recht geredet, was schlägest du mich?« Daß ich nämlich recht geredet, als ich sagte, der Katholizismus enthalte viel Unbiblisches, Unchristliches, Immoralisches und Irreligioses, das weiß ich so gewiß, als ich lebe, und will es auch einst vor dem höchsten aller Richterstühle verantworten. Daß ich aber auch jetzt, indem ich alles dieß zum Besten meiner Kirche und selbst zum Wohle meines Vaterlandes öffentlich zur Sprache bringe, kein Unrecht thue, weiß ich eben so gewiß; man müsste denn Alles, was Diesem oder Jenem misfällt, für Unrecht erklären — eine Erklärung, die bis jetzt wenigstens weder ein Logiker noch ein Jurist aufzustellen gewagt hat.

Doch ich vertraue nicht bloß auf Gott und meine

rischen Novitäten gleich auf dem Platze zu haben, sei es zum Kauf oder zur Ansicht, ist eben so hoch anzuschlagen, als der Besitz einer zahlreichen Bibliothek. Diesen Vortheil kann jedoch nur ein Ort gewähren, welcher der Sitz eines großen literarischen Verkehrs ist.

gerechte Sache. Ich vertraue auch auf die Gerechtigkeit meines Königs, welcher bei der jüngst empfangenen Huldigung die Rechte aller seiner Unterthanen — auch der andersgläubigen, die wahrhaftig nicht die schlechtesten sind — unparteiisch zu schützen versprochen hat und gewiß sein königliches Wort halten wird. Ich vertraue auf die Weisheit seiner Minister und geheimen Räthe, welche nicht zugeben werden, daß man durch Beschränkung der Preßfreiheit den Ruhm und den Wohlstand des Landes zugleich untergrabe, und daß die Nachwelt sage, dieß sei unter ihrer Mitwirkung geschehen. Ich vertraue auf die Kraft der Stände des Landes, welche wohl Mittel finden werden, eine junge Behörde, die nach der Weise der Jugend etwas aufstrebend und anmaßend ist, in den Gränzen des Rechts und der Ordnung zu halten. Ja ich vertraue endlich auch auf die Macht der Vernunft überhaupt, welche heutzutage schon so groß ist, daß kein menschliches Beginnen von Dauer und Bestand sein kann, wenn es sich nicht auf die ewigen Gesetze der Wahrheit und der Tugend gründet. Aber um dieses Vertrauens willen, so groß es auch ist, darf ich doch die Hände nicht in den Schooß legen oder schweigen, wenn ich das heilige Recht des freien und öffentlichen Urtheils über Glaubens- und Kirchensachen, wie es von den Begründern der protestantischen Kirche, von den denselben zugewandten Kurfürsten, Fürsten und Ständen des Reichs sammt deren Theologen, errungen und uns überliefert worden, hier oder dort bedroht sehe. Vielmehr ist es auch ein ewiges Gesetz der Vernunft, daß man nach Kräften zur Erhaltung des Guten mitwirken, und daß man überhaupt im Dienste der Vernunft thätig sein solle, so lang' es Tag ist, damit die Nacht nicht komme und uns als träge Schläfer überrasche.

Anhang.

Bericht der theologischen Fakultät an den hohen Kirchenrath in Dresden.

Allerdurchlauchtigster 2c.

Ew. K. M. haben Sich durch einige von dem katholischen Consistorium bei Allerhöchstdero Kirchenrathe eingereichte Bemerkungen über die Censur der von dem Professor Krug unlängst herausgegebenen Schrift: »Was sollten jetzt die protestantischen Katholiken in Deutschland thun?« welcher allerdings der dermalige Dechant unserer Facultät das Imprimatur ertheilt hat, bewogen gefunden, uns die genauere Befolgung der unter dem 17. April des vorigen Jahres erlassenen Allerhöchsten Verordnung durch die Universität einschärfen zu lassen.

Je mehr wir es stets für Pflicht gehalten haben, mit freymüthiger Vertheidigung und Verbreitung wahrhafter evangelischer Ueberzeugung die christliche Liebe und Milde zu vereinigen, desto weniger dürfen wir unterlassen, Folgendes ehrerbietigst vorzustellen.

Wir alle nämlich sind überzeugt, daß durch das der genannten Schrift ertheilte Imprimatur unserer Pflicht und jener Allerhöchsten Verordnung nicht entgegen gehandelt worden sey, da es einestheils in dem Befugnisse der evangelischen Kirche liegt, die Gründe ihrer Trennung von der römisch-katholischen fortwährend immermehr zur Erkenntniß zu bringen, anderntheils aber die Tendenz jener Verordnung, welcher wir schon um christlicher Liebe willen nachzukommen uns verpflichtet achten, unmöglich dahin gerichtet seyn kann, den Mitgliedern unsrer Kirche zu wehren, ihr Urtheil über das, wodurch andere Kirchen von der unsrigen sich unters

den, auszusprechen. So unangenehm dieses Urtheil auch klingen möge, so kann es, um des Gewissens willen, nicht gedämpft werden, wenn es frey von Verunglimpfungen ist, und nicht in der Form des heiligen Ernstes ermangelt, der nur die Wahrheit an den Tag zu bringen, nicht aber zu erbittern und zu kränken, die Absicht hat. Unsere Kirche hat keine andere Waffen, als das Wort Gottes, in der heiligen Schrift geoffenbaret; auf diesem beruht sie, mit diesem müsste sie fallen; sie ist daher verpflichtet, das, was sie dem Worte Gottes gemäß erachtet, jederzeit und unter allen Umständen öffentlich zu bekennen, eingedenk der Antwort, welche der Heiland gegeben: »Habe ich Unrecht geredet, so beweise es!« Daher halten wir einmüthig dafür, daß die in der genannten Schrift S. 5. befindliche Stelle, welche dem katholischen Consistorio besonders anstößig gewesen ist, von der Censur nicht habe gestrichen werden können, da sie nichts Anders enthält, als was unsere symbolischen Bücher wiederholt sagen, und was gesagt werden muß, wenn die protestantische Kirche ihre Trennung von der katholischen rechtfertigen will. Der Professor Krug nämlich hat keineswegs behauptet, daß der Katholicismus überhaupt durchaus unbiblisch, unchristlich, unmoralisch und irreligiös sey, sondern er hat nur gesagt, daß viel Unbiblisches, Unchristliches, Immoralisches und Irreligiöses in dem römisch-katholischen Christenthume gefunden werde, mit namentlicher Erwähnung der Statthalterschaft und Untrüglichkeit des Papstes, der Anbetung der Heiligen, des Fegfeuers und der Seelenmesse, des Ablasses und der Indulgenzen. Alle diese Dinge aber werden von allen Protestanten dafür, wofür der Professor Krug sie erklärt hat, gehalten, und in den symbolischen Büchern dafür erklärt; und weit milder noch hat genannter Schriftsteller sich ausgedrückt, als oftmals geschehen, wie z. B. in einem gedruckten Bedenken der theol. Facultät in Tübingen, wo gesagt wird, daß in allen Beziehungen, in der Lehre, dem Cultus, und dem Kirchenregimente die evangelische und die katholische Kirche gegen einander sich verhielten, wie Wahres und Falsches, Glaube und

Aberglaube, Gottesdienst und Götzendienst, edle Freiheit und schmachvolle Knechtschaft. Unstreitig aber gehört es zu den Befugnissen unserer Kirche, daß ihre Mitglieder, was die symbolischen Bücher lehren, ungehindert aussprechen, und sie dürften hieran um so weniger zu behindern seyn, da man jenseits, auch in der neuesten Zeit, nicht aufgehört hat, den Gegensatz scharf und deutlich auszusprechen. So lange die römisch-katholische Kirche kein Bedenken trägt, die selbst von katholischen Fürsten verworfene Bulle in coena Domini beizubehalten und mittelst derselben unsere Kirche für ketzerisch und alle Mitglieder derselben für ewig verdammlich zu erklären, so lange muß unsere Kirche das Recht haben, zu sagen, daß sie solche Grundsätze für immoralisch, unchristlich und irreligiös halte. Denn wenn dieß auch, wie jede Wahrheit, dem Gegner unangenehm ist, so ist es doch nicht unsere Schuld, daß wir es sagen müssen; und niemand kann es aufrichtiger, als wir bedauern, daß Männer, die den Beruf haben, die göttliche Wahrheit, welche unsere Kirche in der heiligen Schrift findet, ohne Ansehn der Person zu bekennen, durch Angriffe von Außen noch immer genöthigt werden, auch das Unangenehmste zu sagen. Von Beleidigungen der Personen, von bloßer Erbitterung und von Störung der Duldung und Liebe zwischen den Christen selbst, welche sich zu verschiedenen Kirchen halten, kann hier, wie es uns scheint, zum mindesten eben so wenig die Rede seyn, als wenn in einem Lande, dessen Einwohner, der absoluten Mehrzahl nach, der evangelischen Kirche zugethan sind, von Seiten des Papstes, öffentlich allen Gläubigen Ablaß angeboten und denselben dabey zur Pflicht gemacht wird, für Ausrottung der Ketzereyen, das ist im Sinne der römisch-katholischen Kirche, für Ausrottung de[r] evangelischen Kirche zu beten. In einem solchen Falle schei[nt] selbst die Liebe nicht mehr das Stillschweigen zu fordern, [d]agegen die Ehrfurcht gegen die eigne Kirche offnes Beken[nt]niß der Wahrheit zu gebieten. Denn die Liebe besteht [nur] in der Wahrheit.

Zu diesen höhern Rücksichten, welche dem Censor [...]

gestatteten, der mehr erwähnten Schrift das Imprimatur zu verweigern, kommt noch die untergeordnete auf den Zustand des Buchhandels in Leipzig. Je strenger die Censur in Leipzig verfährt, desto häufiger wird geschehen, was jetzt schon oft genug geschehen ist, daß nämlich, was hier nicht gedruckt werden darf, in ausländischen Städten gedruckt, und dadurch der Erwerb der hiesigen Buchdrucker, welche dermalen eine Genossenschaft von vierhundert Menschen ausmachen, verhindert wird. Und sollte den hiesigen Buchhändlern, auswärts gedruckte Sachen zu debitiren, untersagt werden, so würde dadurch der Ruin des leipziger Buchhandels selbst herbeygeführt werden. Auch aus diesem Grunde glauben wir Allerhöchstdieselben ehrfurchtsvoll bitten zu müssen, das katholische Consistorium belehren zu lassen, daß die Rücksicht auf das ihm Mißfällige unmöglich die Richtschnur der leipziger Censoren seyn könne, da unvermeidlich nicht nur auf dem Gebiete der protestantischen Theologie, sondern auch auf dem Felde der Geschichte, der Philosophie und der Rechtsgelehrsamkeit, jedes Jahr viele Bücher erscheinen, an denen katholische Dogmatiker oder römische Kanonisten Anstoß nehmen können.

In dieser freymüthigen Rechtfertigung werden Ew. K. M. nichts weiter zu erblicken geruhen, als den Ausdruck unseres schuldigsten Vertrauens auf Allerhöchstdero Gerechtigkeit, welche sicher die evangelische Kirche in der Ausübung verfassungsmäßiger Rechte nicht behindern lassen wird, und der ungeheuchelten, tiefen Ehrfurcht, womit wir stets verharren ꝛc.

D. Tzschirner, Dec. D. Tittmann, Sen.
D. Winzer. D. Illgen.

Leipzig, den 28. Dec. 1827.

XXII.

Tzschirner's Denkmal.

Oder

rze Charakteristik Tzschirner's

als

Gelehrten, Kanzelredners und Menschen.

(Erschien zuerst: Leipzig, 1828. 8.)

Vorwort.

Die geneigten Leser dieses kleinen, dem Freunde vom Freunde im ersten Augenblicke des Schmerzes ob bittrer Trennung gesetzten, literarischen Denkmals bitt' ich zur Bestätigung des hier Gesagten zu vergleichen: »Tzschirner's letzte »Worte, an heiliger Stätte gesprochen am 2. Febr. 1828.« (Leipzig bei Gerhard Fleischer.) Denn es sind köstliche Worte, diese letzten, gesprochen über das gewichtige Thema: »Die Theilnahme an den menschlichen Dingen, »welche bleibt, auch wenn die Lebenslust und die »Weltliebe vergeht.« Es beweisen zugleich diese Worte, mehr als alles, was ich sagen könnte, daß die Liebe, welche der Unvergessliche »in treuem Herzen zu bewahren« uns ermahnte, jene »fromme Liebe, welche mensch-»lich Theil nimmt an allen menschlichen Dingen »und ahnend hinaufschaut zu der ewigen Liebe,« sein eignes Herz noch ganz durchglühte, als schon die kalte Hand des Todes dieses Herz zu berühren drohte. Ach, warum musste das so früh geschehen!

Wer übrigens mehr von diesem wackern Theologen wissen will, der vergleiche folgende Schriften:

1. D. Heinrich Gottlieb Tzschirner. Kurzer Abriß seines Lebens und Wirkens. Von H. L. Pölitz. Leipzig, 1828. 8.
2. Mittheilungen aus des vollendeten Superintend. Dr. H. G. Tzschirner letzten Amts- und Leidensjahren. Von Dr. J. D. Goldhorn. Leipzig, 1828. 8.
3. Memoria Henrici Theophili Tzschirneri. Auct. J. A. H. Tittmanno. Lipsiae, 1828. 4.

Wenn ich in einem der schmerzlichsten Augenblicke meines Lebens die Feder ergreife, um meinem so eben entschlafenen Freunde, meinem theuren Tschirner, ein kleines schriftliches Denkmal zu setzen: so thu' ich dieß nicht in der Absicht, den Ruhm seines Namens zu erhöhen oder sein Andenken bei der Nachwelt zu erhalten. Dafür hat mein Freund selbst schon sattsam gesorgt durch Wort und durch That. Nicht nur in Sachsen und in ganz Deutschland wird sein Name mit Ehren genannt; auch Frankreich und England kennen ihn bereits durch Uebertragung einiger von seinen Schriften in die Sprachen jener Länder. Und daß ihn selbst der Norden von Europa kennt, des ist Zeuge der Schmuck, mit welchem der edle Dänenkönig aus völlig freier Anerkennung des fremden Verdienstes die Brust des deutschen Biedermannes zierte *).

Bloß ein Bedürfniß des Herzens ist es, was mir die Feder in die Hand giebt. Seit langer Zeit war der Entschlafene mein innigster, mein bester Freund. Schon in Wittenberg lernten wir einander kennen, achten und lieben. Als er sich dort im J. 1800 bei der zu jener Zeit noch blühenden Universität als Privatlehrer auf dem philosophischen Katheder habilitirte, musst' ich als Adjunkt der philosophischen Fakultät ihm von Amts wegen opponiren. Dieser gelehrte Kampf, dessen Gegenstand der Apostel Paulus war, in welchem der Verewigte den kräftigsten und freimüthigsten Bekenner des Christenthums verehrte — weshalb er auch seinem einzigen Sohne denselben Namen zur glücklichen Vorbedeu-

*) Nicht lange vor seinem Tode bekam er noch den Danebrog-Orden, und ich war zufällig der Erste, der ihm davon Kunde brachte. Er freuete sich darüber um so mehr, je weniger er diese Auszeichnung geahnet oder erwartet hatte.

tung gab — dieser Kampf, sag' ich, war das erste Band, welches uns auf unsre ganze Lebenszeit verknüpfte. Denn friedlich und freundlich lebten und lehrten wir fortan zusammen. Zwar schien uns nicht lange nachher das Schicksal weit von einander wegführen zu wollen, indem er im J. 1801 nach seiner Vaterstadt Mitweyda in Sachsen als Prediger berufen wurde, während ich um dieselbe Zeit zuerst einem Rufe nach Frankfurt an der Oder und bald darauf einem andern nach dem äußersten Norden von Deutschland folgte. Allein das Schicksal führte uns doch wieder zusammen. Denn im J. 1809 begegneten wir einander ganz unerwartet in Leipzig, wohin er als Professor der Theologie, ich als Professor der Philosophie berufen worden. Seit der Zeit lebten wir in ununterbrochener Vertraulichkeit, im offensten Umtausche der Gedanken und Entwürfe, von gleicher Ansicht ausgehend, nach gleichem Ziele hinstrebend, er oft meinen Eifer mäßigend, ich eben so oft seine Bedenklichkeiten zerstreuend. Auch machten wir mehre Reisen mit einander — ein Lebensverkehr, mehr als jeder andre geeignet, die Herzen aufzuschließen und einander zu nähern, weil da der Geist, befreit von heimischen Fesseln, sich so gern der unbefangensten Mittheitheilung hingiebt. Kurz, ich darf wohl sagen: Wir waren, trotz mancher Eigenthümlichkeit des äußern und innern Gepräges, ein Herz und eine Seele.

Sollt' es mir nun nicht vergönnt sein, jetzt, nachdem ein so schönes Band für diese Welt aufgelöst worden, ein öffentliches Wort über meinen Freund zu sagen, um dem gepressten Herzen Luft zu machen? Nichts kann ja den Schmerz ob des Hintritts unsrer Freunde — den herbesten, den das menschliche Herz nur fühlen mag — besser, wo nicht stillen, doch besänftigen, als die lebhafte Vergegenwärtigung ihrer Persönlichkeit, die unsrem Herzen so wohlthuende Erinnerung an das, was die Abgeschiednen waren, was sie uns selbst sowohl als der Welt waren.

Doch will ich meine Leser jetzt nicht weiter mit dem behelligen, was Tzschirner mir gewesen. Denn wie

schmerzlich auch der Verlust eines so theilnehmenden Freundes, eines so treuen Kampfgenossen, als ich hienieden nicht wieder finden kann, sein mag — meine Klagen darüber würden doch nur von denen mitempfunden und gewürdigt werden können, welche dem Abgeschiednen-gleichfalls näher standen.

Was aber Tzschirner der Welt gewesen, was die gelehrte Welt an Tzschirner dem Gelehrten, was die christliche Welt an Tzschirner dem Kanzelredner, und was die Menschenwelt überhaupt an Tzschirner dem Menschen gehabt und verloren — das will ich jetzt sagen, so weit ich's vermag. Was ich jedoch hier nur in wenigen und schwachen Zügen andeuten kann, das möge künftig eine geübtere Feder ausführlicher und kräftiger darstellen.

Fassen wir zuerst den Gelehrten in's Auge, so war unser Tzschirner ein Mann, der nicht nur umfassende Kenntnisse, sondern auch einen ungemeinen Scharfsinn, ein sehr feines und richtiges Urtheil hatte. Mit dem Geiste der Alten vertraut — unter welchen Plato ihn noch in seinen letzten Lebenstagen vorzugsweise beschäftigte — waren ihm auch die neuen Geister nicht fremd. Im Gebiete der Theologie einheimisch — weil er sich vorzugsweise dem Beruf eines öffentlichen Religionslehrers geweihet hatte — war er auch dessen kundig, was Philologie, Geschichte und Philosophie ihm zur Aufhellung jenes an vielen Stellen noch so dunkeln Gebiets der Gelehrsamkeit darboten. Daher war auch seine theologische Denkart im edelsten Sinne des Wort' aufgeklärt. Er hatte Glauben; aber sein Glaube war we der blind noch schwärmerisch; denn sein heller Geist dur schaute die Truggestalten des Wahns und wusste sehr g daß Einbildung und Herrschsucht gar oft den Menschen ßen Aberglauben statt des echten Glaubens aufgebürdet ben. Er kannte wohl die Schranken der menschlichen nunft; aber darum floh er diese nicht als ein gefähr Irrlicht; vielmehr war sie ihm eine sehr willkommene rerin auf dem großen Gebiete der Erkenntniß, auch der

logischen, die doch immer eine menschliche bleibt, so lange sie ihren Sitz im menschlichen Geiste hat, mag ihre Quelle sein, welche sie wolle. »Warum sollt' ich« — sagt' er oft zu mir im vertraulichen Gespräche — »warum sollt' ich der »Vernunft nicht vertrauen, auch in göttlichen Dingen, da »Gott selbst sie mir gegeben hat? Ich würde ja nicht ein»mal die leiseste Ahnung vom Göttlichen haben, wenn nicht »meine Vernunft selbst göttlicher Abkunft wäre.« — Darum hatt' er auch die Maxime, der Gelehrte dürfe sich als Mann der Wissenschaft durchaus an keine äußere Autorität binden, dürfe weder bei seinen stillen Forschungen noch bei seinen öffentlichen Mittheilungen erst fragen, was hier oder dort gelte, hier oder dort beliebt sei. »Was wäre« — sagt' er eben»falls — »unsre protestantische Kirche, wenn Luther und »Zwingli, wenn Melanchthon und Calvin nach einer »andern Maxime hätten handeln, wenn sie, bevor sie ihre »Schriften bekannt machten und Hand an das Werk der »Reformazion legten, hätten fragen wollen, was dem Papste »und dem Kaiser, den geistlichen und den weltlichen Macht»habern, wahr oder falsch, gut oder bös zu sein schien? Ja »wo wäre überhaupt das Christenthum, welches den Juden »ein Aergerniß und den Heiden eine Thorheit war, wenn »die ersten Verkündiger desselben sich nach den Urtheilen ei»nes Hohenpriesters Kaiphas und eines Landpflegers Pon»tius Pilatus hätten richten wollen? Wir alle wären »dann noch heute Juden oder Heiden, oder wohl gar Tür»ken.« So dachte unser Tzschirner als gelehrter Theolog. Und ob er gleich als solcher weder ein neues System aufgestellt noch eine neue Schule gestiftet, so hat er doch durch Verbreitung jener theologischen Denkart in den weiten Kreisen seiner kirchlichen, akademischen und literarischen Wirksamkeit der guten Sache unendlich genützt. Freilich ward er auch (gleich seinem Vorgänger, dem ehrwürdigen Rosenmüller) eben dieser Denkart wegen von Manchem misliebig angesehn. Das ist aber das gemeinsame Loos aller edleren Naturen, und kann daher weder dem Verdienste noch dem

Ruhme unsers Tzschirner's den geringsten Abbruch thun. Im Gegentheile wird sein Name bei dem einsichtsvolleren und wohlgesinnteren Theile der Mit- und Nachwelt ebendeswegen nur um so mehr in Ehren gehalten werden.

Wenn Tzschirner schon als Gelehrter in dem Fache, das er vor allen andern zur Bearbeitung erwählt hatte, einen ausgezeichneten Rang behauptete: so stand er doch vielleicht als Kanzelredner noch höher. Ergriffen von der hohen Würde seines Berufs, der ihm anvertrauten christlichen Gemeine Worte des ewigen Lebens zu verkündigen, sprach er nie ohne Begeisterung von der Kanzel zum Volke herab. Es war ihm ein Ernst damit, das Volk zu belehren und zu erbauen, und zwar sowohl Gebildete als Ungebildete. In Allen wollt' er nicht bloß den Verstand aufhellen, sondern auch das Gemüth bewegen und den Willen lenken. Darum verschmäht' er auch nicht die Kunst der Beredsamkeit; vielmehr liebte und übte er sie im vollen Maße. Denn er war nicht der Meinung Jener, welche, sei's aus Unvermögen oder aus Trägheit, behaupten, man entweihe die Religion, wenn man die Wahrheiten derselben nicht in der schlichten Sprache des gemeinen Lebens, sondern in gewählteren Ausdrücken und in kunstreich abgerundeten Sätzen vortrage. Dagegen verschmähte unser Tzschirner allerdings jene zweideutigen Kunstgriffe, mit welchen Viele von denen, so zum Volke reden, ihre Zuhörer zu bestechen suchen. Er häufte nicht Bilder auf Bilder, vor welchen der Gedanke nicht zum Worte kommen kann; er schwelgte nicht in unaussprechlichen Gefühlen, welche das Herz nur matt und welk machen, während sie den Kopf umnebeln; er ging nicht darauf aus, durch Weckung trüber Erinnnerungen den Augen seiner Zuhörer einen Strom von Thränen zu entlocken, welche alles wieder wegschwemmen, was den Ohren derselben anvertraut worden, um es als Wort des Lebens mit nach Hause zu nehmen und in That zu verwandeln. Männlich und keusch war die Beredsamkeit unsers entschlafenen Lehrers; sie vereinigte Kraft mit Schönheit, Würde mit An-

muth, Wärme mit Licht. Und wenn es der misgünstigen Natur, die nun einmal nichts Vollkommnes in der Menschenwelt empor kommen lässt, gefallen hätte, diesem ausgezeichneten Kanzelredner ein besseres Organ zu geben oder wenigstens von demselben jene krankhafte Anlage zu entfernen, deren Entwickelung so früh den Mund auf ewig verstummen machte, welchem so oft in gediegner Rede die herrlichsten Worte des Lebens entströmt waren: so möchte den immer dicht gedrängten und mit gespannter Aufmerksamkeit lauschenden Zuhörern schwerlich etwas zu wünschen übrig geblieben sein. — Wenn ich jedoch hier nur den geistlichen Redner in Erwähnung gezogen habe, so wolle man nicht glauben, als hätte unser Tzschirner nicht auch in andern Lebensverhältnissen seine rednerische Kunst entfaltet. Ja ich bin überzeugt, daß er auch als politischer Redner in jeder, der öffentlichen Rede zugänglichen, Volks- oder Ständeversammlung die Aufmerksamkeit des Publikums nicht minder würde gefesselt haben, wenn sich ihm nur Gelegenheit dazu dargeboten hätte. Zeugen dessen sind nicht nur die von ihm auf Anlaß bedeutender Weltbegebenheiten gehaltenen Kanzelreden, die man im besten Sinne des Worts politische Predigten nennen könnte, sondern auch die zwar kleine, aber gehaltreiche, auch schon besonders gedruckte Rede, welche Tzschirner gegen Ende des vorigen Jahres auf dem großen Saale des hiesigen Rathhauses als Repräsentant des geistlichen Standes bei jener großen Feierlichkeit hielt, wo der neue König von Sachsen die Erbhuldigung von den getreuen Ständen des leipziger Kreises annahm. Zwar erregten einige Stellen dieser Rede Anstoß, wohl aber nur aus dem Grunde, weil man bei uns an das freiere Wort der öffentlichen Rede noch nicht so wie anderwärts gewöhnt ist. In England oder Frankreich hätte gewiß kein Mensch etwas Anstößiges darin gefunden. Wenn aber auch mein Freund wirklich dabei gefehlt hätte, so halt' ich es für meine Pflicht zu gestehen, daß ein Theil der Schuld auf mich selbst zurückfällt. Er theilte mir nämlich die Rede mit, bevor er sie hielt, und fragte

mich, ob wohl etwas Anstößiges oder wenigstens Auffallendes darin enthalten sei; er wollte sie in diesem Falle ändern. Ich aber sagte zu ihm: »Freund, halten Sie die Rede in »Gottes Namen, wie sie ist! Sie können den König nicht »mehr ehren, als wenn Sie frei und offen, wie dem Manne »der Mann es schuldig ist, die Wahrheit sagen. Auch ist »der König selbst viel zu erhaben über kleinliche Rücksichten, »als daß Ihn dieß befremden könnte. Wollten Sie ändern, »so würden Sie die ursprüngliche Frische und Kraft der »Rede vertilgen; die zweite Lesart würde matter, folglich »schlechter sein, als die erste. Lassen Sie also alles unverändert!« — Und er folgte meinem Rathe. Ich wünschte nur, daß die Rede auch so unverändert, wie sie gehalten, hätte abgedruckt werden dürfen. Man würde sich dann bei kälterem Blute bald überzeugt haben, daß sie durchaus nichts Unziemliches, vielweniger etwas Böses enthielt.

Was hilft aber alle Kunst des Redners und alle Wissenschaft des Gelehrten, wenn nicht der Mensch, der sie besitzt, noch einen höhern Adel in sich trägt, wenn ihm nicht jene höhere Kunst und Wissenschaft des Lebens beiwohnt, die wir mit verschiednen Namen bald Tugend, bald Weisheit, bald Frömmigkeit, bald Liebe nennen? Das wusste unser Tzschirner wohl. Sein hochverehrter Paulus hatt' es ihm ja schon gesagt, als er, noch ein Jüngling, die Schriften dieses großen Apostels mit unablässigem Eifer las. »Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete, und »hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz und »eine klingende Schelle. Und wenn ich weißagen könnte, »und wüsste alle Geheimnisse und alle Erkenntniß, und hätte »allen Glauben, also daß ich Berge versetzte, und hätte der »Liebe nicht, so wäre ich nichts.« Das hatte sich Tzschirner tief in's Herz geprägt. Darum ward er nicht bloß ein achtungswerther, sondern auch ein liebenswürdiger Mensch. Denn die Liebe im erhabensten und umfassendsten Sinne des Worts erfüllte sein ganzes großes Gemüth. Er war erfüllt von Liebe zu Gott — denn oft schwang er sich auf mit

seinen Gedanken zum ewigen Vater der Geister und betete ihn an, nicht mit eitlen Worten und Kniebeugungen, wie die Frömmelei es will, sondern im Geiste und in der Wahrheit, wie das Evangelium es heischt. Er war erfüllt von Liebe zur Wahrheit — denn er wusste, daß es ohne diese auch keine wahrhafte Liebe zur Tugend giebt und daß es vor allen Andern die Pflicht des Lehrers, zumal des Religionslehrers, ist, ohne Furcht vor Menschen und ohne alles Ansehen der Person, frei und offen die Wahrheit zu sagen, so weit man sie selbst erkannt hat. Er war endlich auch erfüllt von Liebe zu den Menschen — denn er nahm herzlichen Antheil an allen Angelegenheiten der Menschheit, war mild im Urtheile über Fehlende, hülfreich gegen Bedürftige, freundlich gegen Jedermann, auch den Niedrigsten im Volke, frei von allem geistlichen Stolze oder pfäffischem Wesen, und heiter im geselligen Umgange, so lange ihm nicht ein leidender Körper den Genuß dieser Würze des Lebens verkümmerte. Wohl könnt' ich in dieser Beziehung noch vieles sagen, um das Bild des zu früh Heimgegangnen zu vollenden, könnte noch sagen, wie er stets ein liebevoller Gatte, ein zärtlicher Vater, ein redlicher Freund, ein wohlwollender Amtsgenosse war. Doch ich breche ab, um nicht Wunden aufzureißen, die noch nicht einmal verblutet haben. Ich gedenke also nur noch jener heiligen Worte, welche den besten Trost für uns alle enthalten, die wir den Verlust eines so trefflichen Mannes betrauern:

»Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben, »von nun an! Ja der Geist spricht, daß sie ruhen »von ihrer Arbeit; denn ihre Werke folgen ihnen »nach.«

Auch unsers Tzschirner's Werke werden ihm also nachfolgen; denn er starb gewiß in dem Herrn. Sie werden ihm nachfolgen, nicht bloß jenseit, sondern auch diesseit. Denn ist gleich seine Gestalt aus unsrer Mitte verschwunden — weil es einmal Loos der Menschheit ist, daß zerbrochen werde die

irdische Hülle, nachdem sie länger oder kürzer, wie es Gott gefällt, dem Geiste gedient hat — so lebt und wirkt doch eben dieser Geist noch unter uns, und wirkt in Nähe und in Ferne, in Hörern und in Lesern, in Freunden und in Widersachern. Denn das ist eben das schöne Erbtheil großartiger Naturen, allmählich wie durch geheimen Zauber auch die zu bewältigen, so ihnen widerstreben wollten.

Darum trocknet Eure Zähren, Ihr Alle, die Ihr Tzschirner'n kanntet, liebtet, verehrtet. Er ist Euch nicht entrissen; sein Bestes, sein eigentliches Selbst ist Euch geblieben und kann Euch nimmer entrissen werden, wenn Ihr es nur festhalten wollt.

Und eben darum sollt auch Ihr, edle Jünglinge, die Ihr den Wissenschaften huldiget und Einen der Würdigsten von denen verloren habt, die als geweihte Priester Euch in das Heiligthum der Weisheitsgöttin einführen sollen — auch Ihr, die Ihr mit Recht diesen großen Verlust so tief empfindet, sollt Euch nicht einem unthätigen Schmerze hingeben. Ihr sollt nun um so ernster und angestrengter das Ziel auf jener Bahn verfolgen, wo Er zwar nicht mehr als Führer Euch geleitet, aber doch als Muster Euch vorleuchtet. Seine Liebe zu allem, was wahr und schön und gut ist, müsse Euch fortan beseelen! Sein freier und doch wohlgeordneter Sinn, sein rüstiges und doch sanftes Gemüth, sein immer regsames und doch nie überspanntes Streben nach dem Höhern — mit einem Worte, sein ganzer Geist müsse zwiefältig auf Euch ruhen und in Euch wirken! Denn wahrlich, ich sage Euch:

Es war ein guter Geist, der in Tzschirner's Gestalt über die Erde gegangen.

Anhang,

Tzschirner's Nachlaß betreffend.

Zu den Werken, welche unsrem Tzschirner diesseit nachfolgen und noch lange auf die gebildete Welt heilsam einwirken werden, gehört unstreitig auch sein literarischer Nachlaß. Ich halt' es daher für meine Pflicht, hierüber noch ein paar Worte dem Publikum zu sagen, welchem die Erzeugnisse dieses hehren Geistes so viel Genuß und Belehrung gewährten.

Zwei Werke waren es, mit deren Ausarbeitung er in der letzten Zeit beschäftigt war, ein grösseres und ein kleineres. Leider ist keins von beiden bis zum Drucke vollendet, weil körperliche Leiden und vielfache Amtsgeschäfte die Arbeit immer unterbrachen.

Das grössere sollte den Titel führen: Der Fall des Heidenthums. Es sollte philosophisch und historisch nachweisen, wie es zugegangen, daß das Christenthum als eine neue Religionsform das so alte, so weit verbreitete, und so tief im Leben der Völker wurzelnde Heidenthum nach und nach im ganzen römischen Reiche besiegte. Von den Forschungen, welche Tzschirner über diesen höchstwichtigen Gegenstand angestellt hatte, ist schon vieles niedergeschrieben. Was davon druckfertig und aus der sehr unleserlichen Handschrift des Verfassers zu entziffern ist, wird zu seiner Zeit bekannt gemacht werden *).

---

*) Ist bereits geschehen durch Herrn M. Christian Wilhelm Niedner, Privatdozenten in Leipzig, welcher das von Tz. unvollendete Werk auch fortsetzen wird. Der 1. Band erschien zu Leipzig, 1829. 8.

Das kleinere sollte aus Briefen bestehn und den Katholizismus in Frankreich betreffen, wie er sich nämlich hier durch verschiedne Wortführer als Ultramontanismus, Jesuitismus, Congreganismus und Gallikanismus ausgesprochen hat. Diese Briefe sollten in französischer Sprache ohne des Verfassers Namen erscheinen und an die Herren von Chateaubriand, de la Mennais, Montlosier und Benj. Constant gerichtet sein. So weit die Briefe ausgearbeitet sind, sollen sie ebenfalls dem Publikum mitgetheilt werden, sei's in der deutschen Urschrift oder in der französischen Uebersetzung, oder in beiden, wie es sich am besten schicken wird *).

Hiezu dürfte vielleicht noch eine Auswahl von Predigten kommen, welche Tzschirner gehalten und meistens völlig ausgearbeitet handschriftlich hinterlassen hat **).

Ich benutze aber diese Gelegenheit, um meinem verewigten Freunde auch sein literarisches Eigenthum zurück zu geben, da ich mich nicht mit fremden Federn schmücken will. Es befindet sich nämlich unter meinen angeblichen Schriften eine, welche ursprünglich nicht von mir, sondern von Tzschirner herrührte. Dieß ist das Programm, welches ich im J. 1819 als Dechant der philosophischen Fakultät zur Ankündigung einer akademischen Feierlichkeit unter dem Titel herausgab: De luminibus patriae nostrae nuper exortis gratulatio. Mein Freund, der zu jener Zeit Dechant der theologischen Fakultät war, hatte dasselbe zu einem ähnlichen Zwecke geschrieben. Da es aber ein bloßes Spiel seines Witzes, ein lusus ingenii war: so hielt ein andrer Freund

*) Ich selbst habe sie deutsch herausgegeben zu Leipzig, 1828. 8. Eine französische Uebersetzung erschien zu Paris und Straßburg, 1829. 8.

**) Diese hat Hr. D. Goldhorn herausgegeben zu Leipzig, 1828. 8. so wie Tz's Vorlesungen über die christliche Glaubenslehre Hr. M. Karl Hase, Privatdozent zu Leipzig, ebendas. 1829. 8. Auch hat Hr. D. Winzer noch Tz.'s Opuscula academica herausgegeben, ebend. 1829. 8.

des Verstorbnen der Stellung desselben nicht für angemessen, daß er es unter seinem Namen drucken ließe. Ich bat ihn also um Erlaubniß, es unter dem meinigen herauszugeben, veränderte jedoch mit Einwilligung des Verfassers Einiges an seiner Arbeit, wie ich auch Prolog und Epilog dazu schrieb, so daß ich wenigstens als theilweiser Mitverfasser gelten konnte. Einer meiner damaligen hohen Vorgesetzten, jetzt auch bereits von diesem Schauplatze des Scheins und des Irrthums abgetreten, machte mir bittere Vorwürfe wegen jenes Programms. Ich nahm sie geduldig hin, wie alle Dinge der Art, die am Ende doch nichts weiter als Worte sind. Indessen freut' ich mich herzlich, meinem Freunde, der für solche Dinge empfindlicher war, eine Ungelegenheit erspart zu haben. Jetzt, wo er weit darüber erhaben ist, darf ich's wohl sagen, wer eigentlich in jenem Programme die Geißel geschwungen hat. Vermuthlich haben auch die davon Getroffenen ihre Schmerzen längst vergessen und werden daher dem Urheber derselben gern mit mir eine sanfte Ruhe in seinem Grabe wünschen.

IN

OBITUM

TZSCHIRNERI

EGREGII SACRORUM

QUIBUS LUX COLITUR ANTISTITIS.

A. D. XVII. FEBR. MDCCCXXVIII.

Quis planctus, Philyre, novus?
Lucis per patriam signifer occidit!
Lucem exosa ulula evolat,
Exultatque metu libera. Sed phalanx,
Cui lux sacra placet, frequens
Adcurrat, clypeos conserat, et super
Funus consociet manus,
Captans augurium. Lux micat aethere
TZSCHIRNERI tumulum ambiens.
Nam cui firma fides, veri amor, entheus
Fervor pectora roborant,
Non omnis moritur, signat ad aethera
Adscensum ignea semita.
Sursum corda! Vocat tessera milites.

Vorstehendes Gedicht ist von einem ungenannten Verehrer Tzschirner's zugleich mit nachfolgender Uebersetzung an den Verfasser eingesandt worden.

»Was, o Philyre, jammerst Du?«
Der des Lichtes Panier trug durch das Land, ist todt!
Eulenbrut, die dem Lichte feind,
Fliegt frohlockend empor. Doch in geschlossnen Reihn,
Wer dem Lichte sich weiht, herbei
Drängt sich jeder, das Schild fügend dem Nachbarschild,
Reicht sich über dem Sarg die Hand.
Seht, ein Zeichen erscheint! Ueber dem Grabe strahlt
Hoch zum Aether ein lichter Streif.
Denn, wem Wahrheit und Recht, fromme Begeisterung,
Um die Brust sich als Panzer wölbt,
Stirbt nicht ganz, wenn er stirbt, und die beflügelte
Psyche zeichnet die lichte Bahn.
Hebt zum Himmel das Herz! Dieß ist das Losungswort.

XXIII.

Enthüllung mystischer Umtriebe.

Ein Beitrag
zur Religions-Geschichte unserer Zeit.

(Erschien zuerst: Leipzig, 1829. 8.)

So wir sagen, dass wir Gemeinschaft mit Ihm haben, und wandeln in Finsterniss, so lügen wir und thun nicht die Wahrheit.

1 Joh. 1, 6.

Unsre vom Kampfe des Lichts und der Finsterniss so tief bewegte Zeit bietet die seltsamsten Erscheinungen dar. Hier, wo man sich hoher Bildung und freier Verfassung rühmt, streitet man sich mit der grössten Erbitterung über eine Frage, die eigentlich schon längst vor dem Gerichtshofe der Vernunft entschieden ist — über die Frage nämlich, ob es recht und gut sei, Menschen, die gar nichts verbrochen haben, bloss um ihres Glaubens willen, an ihren Bürgerrechten zu verkürzen. Dort, wo man ganz besonders fromm und rechtgläubig sein will, errichtet man Galgen, um die treuen Anhänger einer legitimen Regierung aufzuknüpfen, während der Usurpator und seine Henker von der Kirche selbst geehrt und unterstützt werden. Anderwärts, wo alte Barbarei und neue Zivilisazion sich feindlich berühren, unterhandelt man mit einer barbarischen Macht um den Frieden, indem man sie zwar bedroht, zu gleicher Zeit aber ihr mit der Einbildung schmeichelt, ihr Dasein und Bestand sei ganz unentbehrlich zur Erhaltung des Gleichgewichts unter den gebildeten europäischen Völkern.

Wenden wir unsern Blick von diesen grössern Erscheinungen der politischen Welt zu den Bestrebungen der redenden und schreibenden Welt: so scheint hier fast eine solche Verwirrung der Stimmen zu herrschen, als zu jener Zeit, wo man einen Thurm bis zu den Wolken des Himmels hinaufbauen wollte. In diesem Gewirr aber treten bald hier

bald dort Männer als Lehrer auf, die kein Mensch berufen hat, die auch selbst wohl wissen, daß sie eigentlich nichts Gründliches erlernt, sondern die Wissenschaft nur so obenhin berührt haben, um ein Wort mitsprechen zu können, wenn etwa in der Gesellschaft davon die Rede ist. Und diese angeblichen Lehrer finden nicht nur Zulauf, sondern werden auch wohl gar von Manchen als auserwählte Rüstzeuge des Herrn gepriesen! — — —

Zu diesen Betrachtungen veranlasst mich eine seltsame Mystifikazion, welche unlängst hier in Leipzig stattfand und von welcher auch wahrscheinlich dem größern Publikum einige Kunde durch öffentliche Blätter zukommen wird. Da jedoch diese Sache nicht bloß ein örtliches Interesse hat, sondern ihrem Ursprunge nach von weit größerem Umfange zu sein scheint: so lohnt es wohl der Mühe, dem Publikum darüber eine vollständigere und genauere Rechenschaft zu geben. Ich halte mich aber dazu um so mehr verpflichtet, da ich unschuldiger Weise jener Mystifikazion anfangs selbst einigen Vorschub geleistet habe, und da ich nicht zugeben kann, daß über diesen meinen Antheil an der Sache unstatthafte Gerüchte im Publikum verbreitet werden.

Es kam nämlich gegen Ende Februars d. J. ein Fremder hieher aus Russland, sich von Reichmeister nennend. Bald nach seiner Ankunft besucht' er auch mich, angeblich um meine Bekanntschaft zu machen und mir seine Achtung zu bezeigen. Hierauf, als auf ein gewöhnliches Kompliment durchreisender und sich selbst einführender Fremdlinge, würd' ich weiter nichts gegeben haben, wenn der neue Ankömmling mir nicht noch ein besondres Empfehlungsschreiben von einer höhern und sehr verehrten Hand übergeben hätte. Dieß bestimmte mich, ihn nicht nur in meiner eignen Familie, sondern auch in andern und höhern Gesellschaftskreisen bekannt zu machen; und ich that das um so lieber, da er ein Mann von Bildung und feinen Sitten oder, wie man zu sagen pflegt, von Welt zu sein schien. Auch fand er überall Beifall und war selbst den Damen willkommen, da er mit jenen

Vorzügen noch ein gefälliges Aeußere und ein wohltönendes Organ verband. Kurz, er besaß alle sogenannte gesellige Tugenden, selbst die einer geläufigen Zunge und eines gewandten Kartenspiels.

In den Gesprächen, welche zwischen uns stattfanden, äußerte sich der Fremdling über politische und religiose Gegenstände auf eine Weise, die meinen Ansichten größtentheils entsprach. Von Frömmelei und Mystizismus zeigte sich keine Spur. Bald aber hört' ich, daß er auch den Umgang solcher Personen, welche ganz andern Ansichten huldigen, suchte und im Gespräche mit ihnen jenen frömmelnden und mystischen Ton anstimmte, der mich von jeher angeekelt hat, weil ich ihn immer für das Zeichen eines verschrobenen Kopfes oder, was noch schlimmer, eines heuchlerischen Gemüths gehalten habe. Natürlich zog ich mich nun von dem zweideutigen Manne zurück.

Allein, nicht zufrieden, hier und da Bekanntschaften angeknüpft zu haben, trat Herr von R. bald auf andre Weise hervor, um auf das hiesige Publikum in größerer Masse zu wirken. Er kündigte öffentliche Vorlesungen an. Nun gesteh' ich offenherzig, daß ich gegen solche herumziehende Gelehrte, die, wie weiland Adam Müller, Friedrich Schlegel und Konsorten, wenn sie einen fremden Ort betreten haben, gleich öffentliche Vorlesungen ankündigen, um ihre Weisheit auszukramen, eine Art von Antipathie hege. Sie gleichen gar zu sehr den berüchtigten alten Sophisten, die von Ort zu Ort, von Land zu Land zogen, um sich überall hören zu lassen. Darum gab ich auch jüngst — gleichsam im Vorgefühle der Ankunft eines solchen Mannes — gegen jene neuen Sophisten ein Programm heraus, das man leider sehr misverstanden, vielleicht auch (denn was erlaubt sich der, selbst aus milden Stiftungen Gift saugende, Parteigeist nicht?) absichtlich gemisdeutet hat, um mir einen bösen Namen zu machen *).

---

*) Programm, das ganze deutsche Publikum zu Vorlesungen über

Schon die Art, wie der neue Ankömmling seine Vorlesungen auf einem umhergesandten Zettel ankündigte, ließ nichts Gutes erwarten. Er sagte nämlich:

»Ersucht von mehreren, verehrenswerthen hiesigen Familien, [?]

»Vorträge über die Lösung der höchsten
»Aufgabe des Menschen

»zu halten, hat der Unterzeichnete von der Oberbehörde »dieser Stadt die Genehmigung dazu erhalten, und wird »dieselben nun nächste Woche Sonnabends den 14. März »von 7 bis 8 Uhr Abends beginnen.

»Der Inhalt [soll heißen Zweck] dieser Vorträge ist: »auf die Fragen: wer, und was ist der Mensch? »wo ist er? das heißt: was ist die Welt, die für »den Augenblick sein Aufenthaltsort ist? was »soll er hier? und was wird aus ihm, wenn er »diesen Aufenthaltsort der sinnlichen Wahr»nehmung verläßt?..... aus der Idee des Vol»kommenen, eine Antwort zu stellen; wobei »natürlich der Ursprung des Bösen oder des »Uebels, und dessen Aufhebung in dem Begriff »des Allseligen nach höchster Gerechtigkeit, an »seiner Stelle mit erörtert werden muß.«

Quid dignum tanto feret hic promissor hiatu? musste bei solcher Ankündigung jedem Gelehrten einfallen, der einmal seinen Horaz gelesen. Aber auch dem Ungelehrten musst' es auffallen, daß ein völlig unbekannter Fremdling in solchem Tone und mit solcher Zuversicht das hiesige Publikum über Dinge zu belehren versprach, über die es hier so viel Gelegenheit sich zu belehren hat, über die sogar schon

---

Hexerei, Zauberei und Geisterseherei einzuladen. Von Beatus Lucifer, Doct. der Philos. und aller freien Künste Mag. aus und in Leipzig. Altenburg, 1828. 8.

zu derselben Zeit von einem berühmten Lehrer unsrer Hochschule öffentliche Vorlesungen gehalten wurden. Denn bekanntlich erstreckten sich die anthropologischen Vorträge, welche Hr. Hofr. Heinroth letztvergangenen Winter für das hiesige gebildete Publikum hielt, gerade auch auf jene Fragen.

Noch weit seltsamer und auffallender aber war es, daß Hr. v. R. jener ersten und öffentlichen Ankündigung noch eine zweite und geheime folgen ließ, die zwar nur für Eingeweihte bestimmt war, aber doch natürlich in die Hände vieler Profaner kam, und wahrscheinlich auch kommen sollte, um die Neugier noch mehr zu reizen. Sie lautete so:

»Getödtet im Sarge liegt der unter die Mörder Gefallene.

»Nicht erreichte er zwischen Zirkel und Winkelmaaß das Vollkommene. Er ward in der Feierstunde ermordet.

»Nicht, die in Mitternacht mit Richtscheit und Kelle am rohen Stein sich versuchen, wecken den Getödteten.

»Nicht, die fröhlich in der Freundschaft Arm, unter dem Geleite süßer Töne, von Abend aus nach Süd und Ost über die Erde wandern, um alles Irdische zu erforschen, zu messen und zu wägen durch Kunst und Wissenschaft, wie ihr in einem Buchstaben gegebenes Gewerk es heischt, nicht sie, wenn sie auch ihre Werkzeuge glänzend arbeiteten am rohen Stein, der nun ein geregelter ward, und ob ihnen ein leuchtendes Gestirn den Pfad bestrahlet, nicht sie erheben der Wittwe Sohn, der im Sarge liegt.

»Das Fleisch löset sich von den Knochen, rufen die ältern Brüder ängstlich in der schaurigen Halle, und sehnen sich nach dem verlornen Wort des Unbekannten, daß es die geregelten Steine lebendig mache zum großen Bau, und der Meister erstehe. Denn am Tempel, den der Friedensfürst bauet, darf nicht gehört werden weder Hammer noch Beil, noch irgend ein

»Eisenzeug, sondern die Steine müssen zuvor ganz zuge-
»richtet werden, auf daß plötzlich empor wachse die Be-
»hausung des Unsprechlichen.

»Das belebende Wort zu finden ist die Auf-
»gabe. Und über die Lösung dieser Aufgabe wird's zu
»reden wagen der Schreiber dieses, der die Anzeige bei-
»legt« [nämlich die erste].

So anlockend nun das alles auch scheinen mochte, so konnt' ich mich doch nicht entschließen, diese Vorlesungen zu besuchen. Ich fürchtete, des mystischen Unsinns, dessen man ohnehin schon genug täglich zu hören oder zu lesen bekommt, nur noch mehr zu vernehmen. Dazu aber auch nur eine Stunde wöchentlich aufzuopfern, schien mir ein wahre Verschwendung der kostbaren, außerdem schon so sehr beschränkten Zeit. Allein in einer Stadt wie Leipzig giebt es immer eine Menge von Neugierigen und Müßiggängern, denen es eben recht ist, wenn so ein fremder Zugvogel kommt, um ihnen etwas vorzusingen und dadurch die lange Weile, von der sie geplagt werden, verkürzen zu helfen. Hiezu kam, daß der Eintrittspreis äußerst niedrig gestellt und überhaupt alles darauf angelegt war, nur recht viel Zuhörer aller Art, jedes Standes, jedes Alters und jedes Geschlechts, um sich her zu versammeln. Denn so hieß es in der ersten Ankündigung nach den oben angeführten Worten weiter:

»Diese Vorträge werden frei, in einer allgemein-faß-
»lichen, von aller Kunstterminologie entfernten, Sprache
»gehalten, so daß der Sprecher jedem Zuhörer, wenn auch
»auf den verschiedensten Bildungsstufen, zu gnügen stre-
»ben wird.

»Da diese Vorträge in der anspruchlosesten Absicht [?]
»angezeigt werden, so ist die Pränumeration auf eine
»Reihe solcher Unterhaltungen auf zwei Thaler be-
»stimmt, bloß um die Miethe des Locals und die sonsti-
»gen desfalsigen Ausgaben zu bestreiten.

»Indeß wird jeder Hausvater [NB.] dabei ergebenst

»ersucht, so viele Mitglieder seiner Familie, als daran »Theil nehmen wollen, diese Vorträge mit anhören zu »lassen, indem für diese kein besondrer Pränume-»rations-Schein nöthig ist, sondern auf einem der-»gleichen Schein für ein ganzes Haus die Worte: nebst »Familie, schon mit angegeben sind.«

Es wurden aber außer diesen bezahlten Eintrittskarten noch eine Menge von Freibillets ausgegeben, damit selbst die Unbemitteltsten Theil nehmen konnten. Und zum Ueberflusse waren auch die mystischen Freunde, welche Hr. v. R. bald gefunden hatte, äußerst bemüht, ihm Zuhörer zuzuführen. Man presste die Zuhörer ordentlich in den Häusern und auf den Straßen, wie man in England die Matrosen presst.

Darf man sich nun wundern, wenn der Hörsaal drückend voll wurde? wenn da Herren und Damen, Gelehrte und Ungelehrte, selbst Handwerker und Kinder, mit gespannten Ohren saßen, um die neue aus Russland gekommene Weisheit zu hören und sich die höchste Aufgabe des Menschen lösen zu lassen?

Gleichwohl nahm die Sache bald ein Ende mit Schrecken. Es hatten sich doch auch manche ungläubige Seelen mit eingefunden, denen es gar nicht gefallen wollte, daß die Welt voll lauter Trug und Bosheit sein und daß selbst die Pflanzen mit einer Art von Erbsünde, nämlich mit einem sündlichen Egoismus behaftet sein sollten, der sie antriebe, Nahrung aus Luft und Boden zu ziehen, weil sie sich gern vom Allgemeinen losreißen und etwas Besondres sein wollten; für welchen bösen Willen sie aber auch der liebe Gott bestrafte, indem sie doch endlich verdorrten und dann vom Feuer verzehrt würden! Man fing an zu murren, da der Vortrag weder logisch geordnet noch durch schöne Einkleidung der Gedanken anziehend, sondern statt popular im edlern Style oft nur gemein war. Es entfernten sich sogar Einige mit laut geäußertem Unwillen während einer der

...hte veranlassten natürlich die hiesige Po-
...n. R. vorzufodern und um seine Persön-
...fragen. Und siehe da! nach langem
...ich, er sei wirklich der vormalige
...obgleich seine Pässe, der eine in
...a ausgestellt, auf denselben
er hier aufgetreten war.
...schen Namen auf? Es
, weil Russland mit
...ufrieden waren, von dort
...willig fortgingen — Schad,
...le, Jakob, Raupach, Schlö-
...ius u. A. Aber keinem dieser Män-
...en, anderwärts unter fremden Namen auf-
...ie gestanden vielmehr offenherzig ein, daß und
...e Russland verlassen hätten; und konnten dieß auch
...stehn, weil es für Menschen in fremden Ländern von beiden Seiten viel Ursachen der Unzufriedenheit geben mag, welche die Ehre nicht im mindesten beeinträchtigen. Aber ein falscher Name ist eine Sache, die immer und überall Verdacht erweckt, wenn man nicht das Glück hat, in der Gesellschaft so hoch gestellt zu sein, daß man unter einem beliebig angenommenen Namen incognito, eigentlich aber doch cognito, reisen darf *).

Odessa gemeint ist, welche in der obigen Stelle Bötticher genannt wird. [Jene Schreibung ist richtiger.] Nun hat zwar Pesarovius in seiner Gegenschrift: »Ein Wort der Wahrheit«, fast allem widersprochen, was L. gesagt. Allein dem, was L. von B. gesagt, soll er nicht widersprochen haben. Ist dieß wahr — denn ich habe die Schrift von P. nicht ganz durchlesen können — so wäre solch ein Schweigen sehr bedeutungsvoll.

*) Wenn große Herren incognito reisen, so vermindern sie gewöhnlich ihren Stand, um Kosten und Gepränge zu vermeiden. Unser Reisende hingegen erhöhete seinen Stand. Warum? Schämte er sich etwa seiner bürgerlichen Herkunft? Oder antizipirte er die Standeserhöhung als Lohn seiner Thaten? Sonderbar, daß die sogenannten Frommen meist so eitel sind und die Ehren dieser

Vorlesungen; und Andre nahmen sich vor, in der nächsten Vorlesung noch stärkere Zeichen des Misfallens zu geben. Da legte sich, um größerem Skandale vorzubeugen, die Obrigkeit in's Mittel, und verbot zuerst das Mitbringen der Kinder, nachher aber die Fortsetzung der Vorlesungen überhaupt.

Mittlerweile zog sich ein andres Ungewitter über dem Haupte des neuen Propheten zusammen. Man fing an, sich in's Ohr zu sagen, er habe sich einen falschen Namen gegeben; denn er heiße Böttcher oder Bötticher, und habe früher als ein geborner Sachse hier in Leipzig studirt oder wenigstens als Student gelebt, sei dann nach Russland gegangen, habe auch eine Zeit lang als Arzt in Konstantinopel und als Geistlicher in Odessa gewirkt, zuletzt aber wegen seiner Verbindung mit den vor einiger Zeit aus Russland um ihrer Proselytenmacherei und andrer Intriken willen vertriebnen Jesuiten gleichfalls die Weisung erhalten, Russland zu verlassen. Einige gingen gar so weit zu behaupten, es sei dieß derselbe Mann, von welchem Limmer in seiner Schrift: »Meine Verfolgung in Russland, eine »aktenmäßige Darstellung der jesuitischen Umtriebe des Dr. »Ign. Fessler und seiner Verbündeten in jenen Gegenden«, S. 175. sagt, daß, als für die deutschen evangelischen Kolonien im südlichen Russland eine Generalsuperindentur zu Odessa errichtet werden sollte, »der schon« — nämlich vorher als ein im mystisch=frömmelnden Tone erbaulicher Prediger — »namhaft gemachte Böttícher, den ganz Peters- »burg als einen der leichtsinnigsten Menschen kannte, und »der daselbst eine Zeit lang sogar als Handlungsdiener ge- »dient hatte, zum dasigen Generalsuperintendenten ernannt«, und daß demselben »späterhin der Schauspieler und nach- »herige Krämer Rosenstrauch als Adjunkt zugegeben »wurde« *).

*) S. 82 derselben Schrift heißt auch der eben so zweideutige Fessler »ein würdiger Genosse von Böttiger« — denn so ist der Name in dieser Stelle geschrieben, obgleich dieselbe Person in

Diese Gerüchte veranlassten natürlich die hiesige Polizeibehörde, Hrn. v. R. vorzufodern und um seine Persönlichkeit genauer zu befragen. Und siehe da! nach langem Weigern gestand er endlich, er sei wirklich der vormalige Generalsup. B. in Odessa, obgleich seine Pässe, der eine in Odessa, der andere in Lemberg ausgestellt, auf denselben Namen lauteten, unter welchem er hier aufgetreten war. Warum trat er aber unter diesem falschen Namen auf? Es hat gar viele Deutsche gegeben, welche, weil Russland mit ihnen oder sie mit Russland unzufrieden waren, von dort weggewiesen wurden oder freiwillig fortgingen — Schad, Limmer, Wolke, Buhle, Jakob, Raupach, Schlözer, Tappe, Tilesius u. A. Aber keinem dieser Männer ist es eingefallen, anderwärts unter fremden Namen aufzutreten. Sie gestanden vielmehr offenherzig ein, daß und warum sie Russland verlassen hätten; und konnten dieß auch eingestehn, weil es für Menschen in fremden Ländern von beiden Seiten viel Ursachen der Unzufriedenheit geben mag, welche die Ehre nicht im mindesten beeinträchtigen. Aber ein falscher Name ist eine Sache, die immer und überall Verdacht erweckt, wenn man nicht das Glück hat, in der Gesellschaft so hoch gestellt zu sein, daß man unter einem beliebig angenommenen Namen incognito, eigentlich aber doch cognito, reisen darf *).

Odessa gemeint ist, welche in der obigen Stelle Bötticher genannt wird. [Jene Schreibung ist richtiger.] Nun hat zwar Pesarovius in seiner Gegenschrift: »Ein Wort der Wahrheit«, fast allem widersprochen, was L. gesagt. Allein dem, was L. von B. gesagt, soll er nicht widersprochen haben. Ist dieß wahr — denn ich habe die Schrift von P. nicht ganz durchlesen können — so wäre solch ein Schweigen sehr bedeutungsvoll.

*) Wenn große Herren incognito reisen, so vermindern sie gewöhnlich ihren Stand, um Kosten und Gepränge zu vermeiden. Unser Reisende hingegen erhöhete seinen Stand. Warum? Schämte er sich etwa seiner bürgerlichen Herkunft? Oder antizipirte er die Standeserhöhung als Lohn seiner Thaten? Sonderbar, daß die sogenannten Frommen meist so eitel sind und die Ehren dieser

Nun hat zwar Hr. v. R. oder Hr. B., wie wir ihn forthin nennen wollen, behauptet, es sei ihm jener Name in dem russischen Passe gegeben worden, und er habe dieß als einen Wink angesehn, daß er unter jenem Namen fortreisen solle. Allein das ist schwerlich zu glauben. Denn eine Polizeibehörde wird doch nicht wissentlich einen falschen Paß ausstellen; und falsch ist unstreitig jeder Paß, welcher der Person, für die er gelten soll, einen falschen Namen beilegt. Aber gesetzt, es sei dieses Falsum schon in Russland begangen worden; gesetzt ferner, Hr. B. hätte Gründe gehabt, als er auf der östreichischen Gränze anlangte, den ihm einmal beigelegten falschen Namen zu behalten und sich auf denselben einen neuen Paß in Lemberg ausstellen zu lassen: warum legt' er nicht später jenen falschen Namen ab? Warum that er es nicht wenigstens hier in Leipzig, wo er sich eine Zeit lang aufhalten und wo er sogar öffentliche Vorlesungen halten wollte? Denn daß es ihm hier keinen Schaden bringen konnte, unter seinem wahren Namen aufzutreten, erhellet offenbar daraus, daß er noch jetzt, wo ich dieses schreibe, ungestört und unbelästigt unter uns lebt, obwohl nun jedes Kind weiß, wie er heißt und was er war. Warum mussten endlich auch diejenigen getäuscht werden, de-

---

Welt nicht minder als die Freuden derselben lieben! Oder hoffte der Chevalier mehr zu imponiren, mehr Zugang und Beifall zu finden, als der Bourgeois? Wie kommt es aber, daß die Apostel des Herrn sich nirgend für Chevaliers ausgegeben und doch die Welt eines Bessern belehrt haben? Auch ihr Herr, wiewohl in Wort und That ein sehr reicher Meister, hat sich doch nie von Reichmeister genannt, sondern ist immer in der Welt demüthig und bescheiden oder, wie die heilige Schrift sagt, in Knechtsgestalt einhergegangen. Darum nennt sich auch sein Statthalter Servus servorum, ob er gleich gern Dominus dominorum wäre. Und doch gestand noch zu Ende des 6. Jahrhunderts Gregor I. oder der Große, daß der Titel eines allgemeinen Oberhirten der Kirche das Zeichen des Stolzes und der Anmaßung sei. Wie hat sich Denkart und Sprache verändert!

nen Hr. B. sich vertraulicher näherte und deren Vertrauen er zu seiner weitern Bekanntwerdung zu benutzen suchte?

Doch eine weit wichtigere Frage ist die: Was wollte Herr B. eigentlich mit seinen so geräuschvoll angekündigten und so eifrig betriebenen Vorlesungen und was will er noch? — Hierüber hab' ich natürlich weder von ihm selbst noch von einem seiner Mitwisser, vielweniger von höherer Hand, Offenbarungen erhalten. Ich kann also nichts als Vermuthungen aufstellen. Aber ich gebe sie auch nur für solche, und überlasse Jedem, davon zu denken, was er will. Auch überlass' ich es natürlich Hrn. B., sich deshalb zu rechtfertigen, wenn er kann und will. Es muß ihm dann sogar lieb sein, auf diesem Wege zu vernehmen, wie und was man über ihn denkt. So wird die Rechtfertigung desto gründlicher werden, wenn sie überhaupt möglich ist. Am Wollen aber darf es Hrn. B. durchaus nicht fehlen. Denn er hat sich dem Publikum von freien Stücken als Lehrer aufgedrungen. Das Publikum ist also wohl berechtigt, ihn zu fragen: Was wolltest Du eigentlich und was willst Du noch?

In Bezug auf diese Frage scheint es mir nun höchst merkwürdig, daß, nachdem ein bekannter Proselyt und Jesuitenfreund aus Oestreich nach Dresden gekommen, um das dasige Publikum durch eine hyperorthodox-sophistische Lebensphilosophie — s. das Pröbchen derselben im Anhange — zu bearbeiten, bald darauf ein andrer Fremdling aus Russland nach Leipzig kam, um das hiesige Publikum fast auf gleiche Weise in die Lehre zu nehmen. Und was für ein Fremdling? Ein der Verbindung mit den aus Russland vertriebnen Jesuiten Verdächtiger, der auch seinen Weg nach Deutschland über Lemberg, den gegenwärtigen Hauptsitz jener Jesuiten, nimmt. Sollte das bloß ein zufälliges Zusammentreffen von Umständen sein? Credat Judaeus Apella! Non ego.

Zwar weiß ich wohl, daß man nicht zwei Erscheinungen, welche räumlich und zeitlich sich begegnen, sogleich ursachlich verknüpfen dürfe. Aber hier ist wohl ein Grund

vorhanden, der auf ein geheimeres Band jener beiden Erscheinungen hindeutet. Die Jesuiten haben sich's nun einmal in den Kopf gesetzt, die Welt wieder zu erobern, es koste, was es wolle. Mit Gewalt geht das jetzo nicht. Das sehen sie wohl ein. Man muß also die Welt mit List zu bestricken suchen. Und da die Welt ihnen selbst nicht traut, so muß man durch gute Freunde zu wirken suchen, welche vorerst nur dem weit verbreiteten Hange zum Mystizismus Nahrung bieten und dadurch die Köpfe benebeln, damit man, ist das Licht der Vernunft nur einmal ausgelöscht, nachher desto sichrer im Dunkeln manövriren könne. Waren aber die Vorträge des Hrn. B. diesem Zwecke nicht ganz angemessen?

Daß er sie bloß um Gewinns willen sollte gehalten haben — von diesem Vorwurfe müssen wir ihn freisprechen. Er hat sich ja dabei so uneigennützig gezeigt, daß er bei allem Zulaufe mit der baaren Einnahme kaum die Kosten decken konnte. Aber eben so wenig können wir zugeben, daß er sie bloß aus reiner Liebe zur Wahrheit, aus edlem Triebe zur Mittheilung des Erkannten gehalten habe. Solche Liebe, solcher Trieb ist nicht zudringlich, lässt nicht Zuhörer pressen, macht nicht pomphafte Ankündigungen auf der einen Seite und hüllt sich nicht auf der andern in mystisches Dunkel.

Wie sehr aber Hr. B. dieses Dunkel liebt, davon giebt eine Schrift Zeugniß, die er jetzt hier unter dem Titel: »Gethsemane und Golgatha, oder Jesus der Hohepriester«, drucken lässt. Zwar ist diese Schrift noch nicht im Buchhandel erschienen, aber doch schon im Ostermesskatalog unter dem angenommenen Namen »von Reichmeister« angekündigt. Auch haben wir aus guter Hand schon so viel vom Inhalte und Zwecke derselben erfahren, daß ein vorläufiges Urtheil darüber möglich ist. Es ist ein Erbauungsbuch, das auch auf Thronen gelesen werden soll. Denn es sind davon mehre Prachtexemplare, bestimmt für zwei hohe Häupter, abgezogen worden. Um jenen Häuptern mit

dem Gedanken zu schmeicheln, daß sie mit »Jesus dem Hohenpriester« fast auf gleicher Linie stehen, war dieser unter andern auch mit dem Titel: »Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster«, angeredet worden. Schade nur, daß der Zensor diese Anrede als anstößig gestrichen hat! Sie hätte gleich zu erkennen gegeben, wes Geistes Kind der Verfasser sei. Doch wird versichert, daß sich noch genug Aehnliches darin finde. Seltsam ist es indeß, daß der Verfasser, während er dieses Erbauungsbuch drucken ließ, aus einer hiesigen Leih- und Lesebibliothek gewisse Memoiren, die man in ehrbarer Gesellschaft nicht gern nennt — und zwar einzig und allein diese eben so bändereichen als schlüpfrigen Memoiren — erborgte, um sich selbst dadurch zu erbauen. Freilich kann man zur Entschuldigung sagen, dem Reinen sei alles rein. Aber die Sache hat doch ihre Gränzen. Und wer eben auf den Knien liegt, um zu beten, soll nicht seitwärts in Voltaire's Candide oder la Pucelle schielen *).

Bei so bewandten Umständen kann man Hrn. B. wohl für nichts anders halten, als für eines jener Amphibien, die Allen alles sein können, und die sich daher auch wohl gelegentlich zu Missionen brauchen lassen, um hier und dort das Terrain zu erkunden, oder um dem Publikum an den Puls zu fühlen, damit man erfahre, ob es an Hypersthenie oder an Asthenie leide, und durch welche Mittel man wohl dem Pazienten am leichtesten beikommen könne. Irr' ich mich in dieser Vermuthung und kann mich Hr. B. eines Bessern belehren: so werd' ich ihm nicht nur danken — denn die Befreiung von einem Irrthum ist allemal dankenswerth — sondern ich bin auch bereit, ihm öffentlich Abbitte und Ehrenerklärung zu thun. Vermag er das aber nicht, so bleibt

*) So eben erfahr' ich von einem glaubwürdigen Manne, der mit Hrn. B. studirt hat, daß derselbe in jener Zeit ein gewaltiger Romanleser war und auch unter dem angenommenen Namen Augustini selbst einen Roman geschrieben hat, in welchen der Verfasser seine eigne Lebensgeschichte verwebte. Der Roman führt den Titel: »Oswald oder das Häuschen im Schwarzwalde.«

ihm nur zweierlei zu thun übrig. Entweder verschließt er sich in sein Kämmerlein, bereut seine Sünden aufrichtig, und bittet Gott demüthig um Vergebung, die ihm dann auch werden wird; denn Gott ist barmherzig und gnädig. Oder er geht in Länder, wo Barbarei und Halbkultur sich so wunderlich mischen, daß man schon sein Glück eine Zeit lang machen kann, wenn man nur ein gefälliges Aeußere zu zeigen oder auch durch eine wichtige Miene zu imponiren versteht. Hier aber, in Leipzig und in Sachsen überhaupt, ist Hrn. B.'s Rolle ausgespielt. Denn »dumm machen lassen wir uns nicht«, ob wir uns gleich zuweilen aus übergroßer Gutmüthigkeit gegen Fremde — besonders wenn sie mit guten Empfehlungsbriefen kommen — ein wenig mystifiziren lassen.

So möge denn jeder Abenteurer, dem es künftig wieder einfallen dürfte, bei uns Aehnliches zu versuchen, aus vorliegendem Beispiele lernen, was für ein Schicksal ihn unausbleiblich erwarte! Möge man aber auch anderwärts auf der Hut sein! Denn vielfach sind die Gestalten, unter welchen die Feinde des Lichts bemüht sind, das alte Reich der Finsterniß wieder herzustellen *).

*) Der mystische Abenteurer, von welchem dieser Aufsatz handelt, ist später in Dresden festgenommen und dann der russischen Regierung zur Bestrafung für allerhand Ungebürnisse ausgeliefert worden. Sein weiteres Schicksal ist mir unbekannt.

Anhang.

Das nachfolgende Bruchstück aus einer Vorlesung ist zugleich ein Bruchstück aus einem größern Gedichte, von welchem die Urania für 1829 bereits einen bedeutenden Abschnitt unter der Aufschrift: »Wanderung durch den Markt des Ruhmes. Von Ch. A. Tiedge« — mitgetheilt hat. Das aus vier Büchern bestehende Ganze führt den Titel: »Wanderungen durch den Markt des Lebens.« Was folgt, ist aus einem andern Abschnitte genommen.

Bruchstück aus einer in D. gehaltenen Vorlesung über Lebensphilosophie.

Nichts Neues, sagte mein Begleiter,
Nichts Neues kam hier auf die Bahn.
Bei alter Wahrheit alter Wahn;
Zu alter Dunkelheit hat unsre Zeit nichts weiter
Als etwas Nacht hinzugethan.
Doch wird's vielleicht ein wenig heiter
In diesem Dunkel, wenn wir jenem Mann uns nahn.
Daß unversucht auch nicht die kühnste Meinung bliebe,
Trat jener Mann dort auf, mit Gott und Welt bekannt.
Der rief uns zu: »Gott ist die allerhöchste Liebe,
»Vernunftlos, aber voll Verstand,
»Der Gott, der uns zum Heil das Christenthum erfand.
»Hört, was ich weiter euch verkünde:
»Der Mittelpunkt im Christenthum heißt Sünde.«

Christenthumsphilosophie,
Rief ich, sind das deine Lehren?
Wahrlich zu so hohen Ehren
Kam bisher die Sünde nie!
folgen wir, sprach mein Begleiter,
n Mittelpunktsentdecker weiter!
Der Sündenfall, der uns das Paradies entwand,
Hat Erd' und Himmel stark erschüttert,
„Und schlug wie Blitzesschlag in unser innres Sein,
„In unser Seelenwesen ein,
„Und hat vielfältig es zersplittert.
„Die Splitter werden nun Vernunft, Verstand,
„Und Will' und Phantasie genannt,
„Die, obgleich Trümmer stets, einander widerstreben
„Und in der tollsten Zwietracht leben;
„Vernunft und Sünde nur sind mit einander Eins.
„Der Sündenfall, der haftet an uns Allen;
„Es blieb kein Element von ihm befreiet, keins!
„Auch nicht die Luft im Hauch des anmuthvollen Hains;
„Sie ist mit Adam's Fall gefallen,
„Und darum weht sie nicht mehr rein.
„Der Sündenfall hat nicht nur die Vernunft entgöttert;
„Er schlug auch in die Ewigkeit,
„Und hat sie ganz und gar zerschmettert;
„Und ihre Trümmer nennt der Mensch der Sünde — Z
„Die menschliche Vernunft — der tiefste Fall von allen
„O hätte sie sich todt gefallen! —
„Fiel in den Mittelpunkt des Christenthums hinein;
„Da lebt sie mit der Sünd' im innigsten Verein.
„Der Glaube nur kann von den Ketten
„Der sündigen Vernunft uns retten.
„Das Kind hat's nicht von der Vernunft gehört,
„Wie es die Brust der Mutter finde;
„Der Glaube hat es ihm gelehrt.
„O lernet Glauben von dem Kinde!“ —
Wie, fragst du, hat vielleicht das Thier

Vom Sündenfall auch her die sündliche Begier?
Der Fuchs den Diebessinn, der arge Wolf das Rauben,
Der wie ein Freigeist ohne Glauben
Das gute Lamm, das doch so schuldlos ist,
Recht mörderlich zerreißt und frisst?
»Nein! spricht der weise Mann, die bösen Thiere waren
»In Gottes Schöpfung nicht! Nein, solch Gezüchte schuf
»Der Geist der Finsterniß; es hörten ganze Schaaren
»Von Schlangen, Kröten, kurz die sämmtlichen Barbaren
»Der Thierwelt Satans Schöpferruf.
»Auch Menschen wagt Beelzebub zu schaffen.
»Da bildet er aus irgend einem Klotz
»Das Allergräulichste, den Affen,
»Dem lieben Gott zum Hohn und Trotz.
»Der Satan ist ein grässlich Ungeheuer,
»Wie jeder weiß, der je ein Abenteuer
»Mit diesem Höllengeist bestand;
»Sein Blick ist wahres Höllenfeuer.
»Lord Byron fragt, der hat leibhaftig ihn gekannt.«
Dann fuhr mein Kenner fort: »Du fragst hier ohne Zweifel,
»Warum, mit solcher Schöpferkraft
»Wie Gott begabt, der dumme Teufel,
»Trotz seinem Ehrgeiz, doch nur solch Gezücht erschafft?
»Und warum Gott — ihm fehlt dazu doch nicht die Kraft —
»Den bösen Geist nicht hat mit einem Blitz erschlagen?«
Da spinnt der Philosoph sich nun in einen Kreis
Von Schimmerworten ein, uns recht gelehrt zu sagen,
Daß er das Alles selbst nicht weiß. — — —

Der Mann, aus dessen Vorlesungen vorstehendes Bruchstück genommen, ist bekanntlich vom Schauplatze dieser Erde verschwunden, bevor er noch jene Vorlesungen in D. beendigen konnte. Nicht die weltliche Obrigkeit legte sich hier

in's Mittel, sondern der ewige Richter foderte vor seinen Thron den Vorleser. Insofern hab' ich also auch nichts mehr mit diesem zu schaffen. Darum aber kann ich denen, die immer das Wort im Munde führen, man solle die Todten ruhen lassen, oder de mortuis non nisi bene, nicht zugeben, daß man seine Lehre nicht bekämpfen dürfe. Denn diese lebt noch unter uns fort, nicht nur in seinen Schriften, sondern auch in seinen gleichgesinnten Freunden, die nicht Worte genug finden können, der Welt zu sagen, was sie an diesem großen Manne verloren habe. Wenn nun unter der Welt bloß eine weltlich gesinnte, obwohl geistlich redende, Partei zu verstehen ist: so mag wohl eingestanden werden, daß Friedrich Schlegel ein wirklicher Heros in dieser Partei war. Er hatte mehr Talente und Kenntnisse, und war der Sprache mehr Meister, als irgend Einer dieser Partei. Aber nicht zu verkennen ist auch, daß, seitdem er seine Talente und Kenntnisse und seine sprachliche Meisterschaft dem Dienste eben dieser Partei gewidmet hatte, es ein wahrer Jammer war zu sehn, wie sein Geist gleichsam zusammenschrumpfte, wie unkräftig seine Rede wurde, und wie statt der Blitze des Genies nur noch ein mattes Wetterleuchten aus derselben hervorbrach. Das ist aber die natürliche Strafe Aller, die sich vom Lichte der Vernunft abgewendet haben und die Welt bereden wollen, nur im blinden Glauben sei ihr wahres Heil zu finden. So ist es auch Hrn. Görres ergangen, seit er sich herabgewürdigt hat zum Schleppenträger jener Hierarchie, die wie ein Medusenhaupt erstarren macht, was in ihren Bereich kommt. Alle Anstrengung desselben, die alte Kraft der Rede wieder zu gewinnen, ist vergeblich. Hohltönende Phrasen, zerfließende Dunstgebilde, geschmacklose Gleichnisse sind es, was er jetzt seinen Lesern bietet *). Und wenn er noch inspirirt ist, wie Manche be-

*) Auch die gröbsten Gemeinheiten oder die gemeinsten Grobheiten, wie in einem ganz neuen Aufsatze in der Eos (einer katholischen Zeitschrift, die in München herauskommt) wo seine Gegner

haupten wollen: so ist er es nur, wie er selbst in Bezug auf Swedenborg behauptet, nämlich von einem Dämon, der seine Freude daran hat, den Menschen, der nach Gottes Ebenbild geschaffen, in ein hässliches Fratzenbild zu verwandeln — also von demselben Dämon, dessen Thun und Treiben, wie wir so eben gesehen, der göttliche Schlegel so lebendig beschrieben hat, daß man fast glauben sollte, er hab' ihn nicht minder »leibhaftig gekannt«, als der brittische Lord, auch unter gleicher Inspirazion wenigstens zu der Zeit gestanden, wo er die keusche Luzinde schrieb. Darf man sich nun wohl wundern, wenn er mit Hrn. Görres die Reformazion für den »zweiten Sündenfall« hielt? Diese Reformazion war ja im Grunde nichts anders, als eine »Rebellion der Vernunft«, nämlich gegen die legitime Herrschaft des leidigen †††, dem der »unverschämte Luther« sogar ein Tintenfaß an den Kopf zu werfen wagte!

Und nun noch eine kleine Parallele. Als der böse Feind unsrem Herrn alle Reiche der Welt anbot, sagte der Herr zu ihm: »Hebe dich weg von mir Satan!« Wenn aber dem angeblichen Statthalter Christi bei seiner Krönung ein Primat der römischen Kurie die Worte zuruft: »Wisse, daß »du Vater der Könige und Fürsten und Herr der Völker der »Erde bist!« — was sagt dazu der heilige Vater? — Nichts, sondern er lächelt und denkt: »Die Welt will betrogen sein; »also werde sie betrogen!« Wir Protestanten aber wollen nicht betrogen sein, sondern wollen vielmehr mit Christus und seinen Aposteln, daß die Wahrheit uns frei mache sowohl vom Irrthum als von der Sünde.

Schweine genannt werden, die wohlriechendes Luder suchen!!! Daß dieser Aufsatz von G. sei, zeigt Styl und Inhalt offenbar.

XXIV.

Der

Zölibat der katholischen Geistlichkeit,

ein

ungerechtes, unsittliches, unchristliches und unbürgerliches Institut,

welches

jede christliche Regierung

aufheben kann und soll.

(Erschien zuerst: Leipzig, 1829. 12.)

Es ist Pflicht jedes redlichen Mannes, das Gute anzudeuten, welches selbst zu thun ihm nicht gestattet ist, in der Hoffnung, daß unter denen, welche dazu fähig sind, es Einen geben werde, der, vom Himmel begünstigt, das Gute zur Ausführung bringe.

Macchiavel in der Einl. zum 2. B. seiner Discorsi.

Ueber den Zölibat der katholischen Geistlichkeit ist freilich schon so viel, von Katholiken sowohl als Protestanten, geschrieben worden, daß es schwer halten möchte, etwas ganz Neues darüber zu sagen. Mir ist jedoch keine Schrift bekannt, welche den Gegenstand so kurz und bündig und fasslich beleuchtete, daß nicht nur die Zuträglichkeit, sondern auch die Möglichkeit der augenblicklichen Aufhebung jenes kirchlichen Instituts, ohne Rücksprache mit dem Papste, und doch ohne irgend einen Gewaltstreich, folglich auch ohne Störung der öffentlichen Ordnung und ohne Beängstigung des zärtlichsten Gewissens, jedem Unbefangenen sofort einleuchten müsste. Ein Versuch dieser Art soll der vorliegende Aufsatz sein.

Bei allen praktischen Gegenständen ist vor allen Dingen das Recht zu untersuchen. Denn was dem Rechte widerstreitet, das soll nicht geduldet werden. Nun ist aber der Zölibat der katholischen Geistlichkeit offenbar ein ungerechtes Institut. Denn er widerstreitet allem, sowohl göttlichen als menschlichen, Rechte. Gott als Schöpfer des Menschen in zwei Geschlechtern, durch deren Vereinigung die Menschengattung erhalten werden soll, ist ebendarum der ursprüngliche Stifter der Ehe, welche deshalb auch von der Kirche als ein heiliger Stand betrachtet und jedesmal besonders geweihet wird. Jeder Mensch

ist also durch *Gott selbst berechtigt*, in den heiligen Ehestand zu treten, sobald er dazu fähig ist. Da nun das menschliche Recht dem göttlichen nicht widerstreben darf, ohne ebendadurch zum *Unrechte* zu werden: so kann auch kein menschliches Recht jene göttliche Berechtigung wieder aufheben. Es würde dieß eben so Unrecht sein, als wenn man einen Menschen verstümmeln wollte, um ihn zur Ehe unfähig zu machen. Das Verbot der Ehe für die katholische Geistlichkeit ist daher, juridisch betrachtet, nicht minder ungerecht, als jene Verstümmelung. Es ist, wenn man so sagen darf, zwar keine *physische Kastrazion*, wie bei den vormaligen Priestern der phrygischen Göttin *Kybele*, den sogenannten *Gallen*, aber doch eine *moralische*; wie denn auch der Effekt in beiden Fällen gleich sein würde, wenn nicht so viele katholische Geistliche das Verbot überträten. Nach Rechtsgesetzen muß es also jedem Menschen frei stehen, sich zu verehelichen, oder auch nicht, wenn er keine Neigung dazu hat oder wenn andere Rücksichten ihn davon abhalten. Nur die *freiwillige Ehelosigkeit* ist daher dem Rechte gemäß, nicht die *erzwungene*. Der Einwand aber, daß die Ehe nicht mit dem *Stande des Geistlichen* verträglich und darum ein Verbot der Ehe in Bezug auf diesen Stand rechtmäßig sei, ist offenbar nichtig. Jahrhunderte lang haben die Geistlichen in der katholischen Kirche selbst sich verehelicht und doch ihr Amt treu und redlich und mit Nutzen verwaltet. Und bei tausend Geistlichen findet derselbe Fall noch heute in der griechischen und der protestantischen Kirche statt. Darum widersetzte sich auch das natürliche Rechtsgefühl der katholischen Geistlichkeit so lange und so heftig dem ungerechten Verbote des Papstes, bis es diesem, durch bekannte Umstände begünstigt, gelang, seinen Willen gegen alles göttliche und menschliche Recht durchzusetzen*).

---

*) Wie dieß zugegangen, kann man ausführlich lesen in der ganz neuerlich von zwei Katholiken in Breslau herausgegebenen sehr gründlichen und lehrreichen Schrift: Ueber die Einführung der

Der auf solche Weise erzwungene Zölibat ist und bleibt also ein ungerechtes Institut.

Er ist aber auch ein unsittliches Institut. Denn er verleitet nicht nur eine Menge von katholischen Geistlichen zu groben Ausschweifungen, selbst zu unnatürlichen Lastern, zu stummen Sünden, zu Mordthaten, sondern er entzieht ihnen auch eines der kräftigsten Bildungsmittel. Man betrachtet die Ehe aus einem viel zu niedrigen Standpunkte, wenn man sie bloß als ein gesetzliches Befriedigungsmittel für ein sinnliches Bedürfniß ansieht. Sie bildet vielmehr erst den Menschen zu einem wahren und vollständigen Menschen aus. Nur durch den Austausch gegenseitiger Liebe und Achtung im innigsten Menschenvereine, nur durch Erziehung der Sprößlinge eines solchen Vereins zur Frömmigkeit und Tugend, nur durch ein wohlgeordnetes, das Wohlsein und die Veredlung aller Familienglieder beförderndes, häusliches Leben kann sich die Menschheit so in dem Individuum entwickeln, wie es die Gesetze der Sittlichkeit fodern. Für den Geistlichen aber ist das besonders wichtig. Denn er soll auch seiner Gemeine in allen Beziehungen ein Muster sein, also ein musterhafter Gatte, ein musterhafter Erzieher, ein musterhafter Hausvater. Sieht nun die Gemeine nichts von dem allen an ihrem Seelsorger; bemerkt sie wohl gar, daß er heimlich und ungesetzlich doch dasjenige genießt, was ihm öffentlich und gesetzlich versagt ist: wie sollte nicht ebendadurch die sittliche Wirksamkeit des Geistlichen gehemmt, wie sollte nicht der ihm rechtswidrig aufgedrungene

---

erzwungenen Ehelosigkeit bei den christlichen Geistlichen und ihre Folgen. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte von Dr. Joh. Anton Theiner und Augustin Theiner. 2 Bände in gr. 8. Altenburg 1828. Durch diese Schrift ist auch der Einwand bündig widerlegt, daß der Zölibat der katholischen Geistlichen nicht erzwungen, sondern freiwillig sei. Es giebt auch einen mittelbaren oder indirekten Zwang, der oft weit schlimmer ist, als der unmittelbare oder direkte.

Zölibat selbst ein Beförderungsmittel der Unsittlichkeit für ihn und Andre werden? *)

Schon hieraus erhellet, daß dieser Zölibat auch ein unchristliches Institut sei. Denn was ungerecht und unsittlich ist, das kann nicht christlich sein. Aber noch mehr, das Christenthum betrachtet die Ehe als etwas durchaus Heiliges. Daher stellt es selbst die Verbindung zwischen Christus und seiner Kirche als eine Art von ehelichem Bunde dar. Ist es also nicht unchristlich im höchsten Grade, diese Heiligkeit der Ehe dadurch gleichsam zu vernichten, daß man die Ehe bloß als etwas Grobsinnliches, mithin als etwas Unreines und Unheiliges darstellt, wodurch sich der Geistliche entwürdigen, gleichsam entheiligen würde? Und wie stimmt dieß mit der Lehre der katholischen Kirche, daß die Ehe sogar ein Sakrament, wie Taufe und Abendmahl, und daher auch unauflöslich sei? Kann denn etwas heilig und unheilig zugleich sein? Läuft also der ganze Zölibat der katholischen Geistlichkeit nicht auf eine bloße Scheinheiligkeit hinaus, auf einen Nimbus, der den Priester umgeben soll, als wär' er ein übermenschliches, schon hier über alles Sinnliche erhabnes Wesen? Freilich verschwindet dieser Nimbus gar bald, wenn man die Herren näher kennen lernt, und nun bei so Vielen nicht nur Unwissenheit und Roheit, sondern auch noch die gemeinste Sinnlichkeit wahrnimmt. Aber ebendarum ist auch der Zölibat ein durchaus unchristliches Institut. Denn nichts ist dem innersten Geiste des Christenthums mehr zuwider, als leere Scheinheiligkeit.

Soll ich nun noch beweisen, daß der Zölibat der katholischen Geistlichkeit auch ein unbürgerliches Institut sei? — Das wäre doch fürwahr ein schönes Bürgerthum, welches ein ungerechtes, unsittliches und unchristliches Insti-

---

*) Sollte nicht hierin vorzüglich der Grund liegen, daß in katholischen Ländern, im Durchschnitte genommen, weit mehr Unsittlichkeit herrscht, als in protestantischen, und daß dort besonders die Zahl der unehelichen Kinder verhältnissmäßig viel größer ist, als hier?

tut in seinem Schooße hegen und pflegen müsste! — Eigentlich ist aber unbürgerlich noch zu wenig gesagt. Jener Zölibat ist vielmehr dem Bürgerthume feindselig entgegengesetzt; seine Tendenz ist durchaus antisozial, wenn ich hier dieß Zwitterwort brauchen darf. Warum hat denn die römische Kurie jenen Zölibat mit solcher Mühe und Anstrengung durchgesetzt? Hat sie es nicht bloß gethan, um die Geistlichkeit zu einer besondern Kaste, zu einem Status in statu zu machen, um sie von einem Familienbande, welches sie stärker an die bürgerliche Gesellschaft knüpfen, welches ihr in dem Staate ein geliebtes Vaterland geben würde, loszureißen und nun einzig und allein an die Kirche und deren Oberhaupt zu fesseln, damit die Geistlichen aller christlichen Länder dienstbare Werkzeuge zur Unterwerfung der weltlichen Macht unter die geistliche d. h. die päpstliche würden? — Wir bürden hier aber der römischen Kurie nichts auf. Denn es ist weltbekannt, daß, so oft dort auf Anregung katholischer Fürsten, welche die Verwerflichkeit jenes erzwungenen Zölibats einsahen, von Aufhebung desselben die Rede war, man immer den Antrag aus dem Grunde zurückgewiesen hat, daß die Geistlichen sich dann nicht mehr als unbedingt gehorsame Diener des Papstes, sondern als Bürger des Staats betrachten würden, die auch zum Gehorsam gegen die weltliche Macht oder die bürgerliche Obrigkeit verpflichtet wären. Und ein so unbürgerliches Institut wollte man noch länger in den Staaten dulden?

Aber, hör' ich hier fragen, wie kann man denn ein Institut, das nun einmal so lange in der katholischen Kirche bestanden hat, also ein kirchliches Institut geworden ist, aufheben, ohne Rücksprache mit dem Papste als Oberhaupte der Kirche zu nehmen? Würde man da nicht einen Gewaltstreich thun? Würde man nicht die öffentliche Ordnung stören? Würde man nicht zarte Gewissen ängstigen? — Ich glaube nicht. Hier sind meine Gründe.

Die Rücksprache mit dem Papste würde zu gar nichts führen. Das haben alle frühere Versuche der Art ge-

lehrt. Rom giebt nicht nach, und kann nicht nachgeben, so lang' es Rom bleiben soll. Man muß sich dort für eben so irreformabel, als infallibel und irrefragabel halten. Indessen, wer Lust hat, versuch' es von neuem. Man wird die Hoffnung des Gelingens bald aufgeben. Dann muß aber ein andrer Weg eingeschlagen werden. Und dieser ist sehr einfach und leicht.

Ein weltlicher Regent hat freilich keine Macht, ein kirchliches Verbot in Bezug auf die ganze Kirche, die weit über die Gränzen seines Gebiets hinaus geht, aufzuheben. Wohl aber hat er die Macht, dieß in Bezug auf den Theil der Kirche zu thun, der innerhalb seines Landes sich befindet. Und dazu hat er nicht bloß die Macht, sondern auch das Recht und die Pflicht, wenn jenes Verbot der Art ist, daß es ein ungerechtes, unsittliches, unchristliches und unbürgerliches Institut zur Folge hat. Das erste und das vierte Moment ist hier besonders wichtig. Denn der Regent ist eben zum Schutze des Rechts und des Bürgerthums berufen. Er soll daher alles entfernen, was den Gesetzen der Gerechtigkeit und dem Wohle der bürgerlichen Gesellschaft widerstreitet. Hierüber kann also nicht der mindeste Zweifel obwalten.

Wie soll aber der Regent die Sache ausführen? — Es bedarf dazu nur seiner öffentlichen Erklärung, daß er jeden katholischen Geistlichen, welcher in den heiligen Ehestand treten wolle, in seinen besondern Schutz nehmen und daher nicht gestatten werde, daß ihm irgend eine kirchliche Behörde innerhalb oder außerhalb des Landes die geringste Unbill zufüge. Es werden sich dann schon katholische Geistliche (anfangs freilich nur wenige, nach und nach aber mehre) finden, welche von der ihnen ertheilten Befugniß Gebrauch machen. Sollte sich aber anfangs kein katholischer Geistlicher finden, der eine solche Ehe kirchlich weihen wollte, aus Furcht vor den geistlichen Obern: so lasse man die Ehe durch einen protestantischen Geistlichen weihen. Oder man lasse die ersten Ehen dieser Art nur einstweilen als bürgerliche

Verträge gelten. Denn sobald auch nur zwei katholische Geistliche des Landes sich auf solche Art verehlicht haben: so können sie ja nachher gegenseitig ihre Ehen und dann auch die Ehen andrer katholischer Geistlichen kirchlich weihen.

Es kommt in dieser Sache auch gar nichts darauf an, ob der Regent selbst Katholik oder Protestant sei. Denn beiderlei Regenten haben in dieser Beziehung gleiche Macht, gleiches Recht und gleiche Pflicht. Es kommt also nur darauf an, ob ein katholischer Regent genug Kraft habe, sich über die etwanigen Einsprüche und Drohungen der geistlichen Macht hinweg zu setzen. Ein protestantischer aber braucht sich ohnehin nicht daran zu kehren. Denn so weit ist ja, Gott sei Dank! die Welt vorgeschritten, daß römische Bannstrahlen nicht mehr zu fürchten sind und die Völker sich nicht mehr darum für entbunden vom Eide der Treue halten, weil sie der römische Bischof davon entbunden hat. — Wo Stände sind, können auch diese mitwirken. Und sie werden es gern thun, wenn ihnen nur die Regierung freundlich die Hand bietet. Was neuerlich in Baden geschehen, darf nicht als abschreckendes Beispiel gelten. Denn die dortigen Stände wurden wohl nur bedenklich wegen der Neuheit der Sache. Kommen die Bittsteller zum zweiten oder dritten Male — und sie werden gewiß wieder kommen — so wird ihre Bitte schon freundlicheres Gehör finden, gleich der Bitte der brittischen Katholiken um Emanzipazion beim Parlemente. Und zeigt sich dann auch die Regierung der Sache geneigt, so ist kein Zweifel, daß alles glücklich von Statten gehen werde. Für Baden aber wär' es ein großer Ruhm, wenn es den ersten Schritt gethan hätte, ein so ungerechtes, unsittliches, unchristliches und unbürgerliches Institut aufzuheben. Sein Beispiel würde bald Nachahmung finden *).

---

*) Darf ich meine Ansicht ganz aussprechen, so glaub' ich, daß diejenigen katholischen Geistlichen, welche sich verheurathen wollen, ein vollkommenes Recht haben, den Schutz des Staats dabei

Werden jedoch nicht die katholischen Gemeinen an der Verheurathung ihrer Pfarrer Anstoß nehmen? Wird das nicht die Gewissen beängstigen? — Auch das glaub' ich nicht. Die katholischen Gemeinen haben ja bis jetzt wenig oder keinen Anstoß daran genommen, wenn sie sahen, daß ihre Pfarrer illegitime Frauen hatten. Warum sollten denn legitime Anstoß erregen? Sollte denn die Legitimität nur hier keine Kraft und Gültigkeit haben? Sollte nur hier die Illegitimität vorzuziehen sein? — In Ländern aber, wo Katholiken und Protestanten vermischt unter einander leben, sind jene ja schon längst an den Anblick verheuratheter Geistlicher gewöhnt. Und daß überhaupt die Katholiken in solchen Ländern über viele Punkte der kirchlichen Liturgie und Disziplin — der Zölibat ist aber nur Disziplinarsache, kein Glaubensartikel — ganz anders denken, daß sie hierin schon sehr protestantisch gesinnt seien, das beweisen ja die neuern Vorgänge in Baden und in Schlesien bis zur höchsten Evidenz. Die Regierungen dürfen ihnen also nur freundlich entgegen kommen, dürfen die Sache nur nicht erschweren oder gar mit Gewalt verhindern; so wird sich alles wie von selbst machen. Es wird also auch die öffentliche Ruhe und Ordnung nicht im mindesten gestört werden. Ohne alles Geräusch sogar wird ein schlechtes Institut fallen, wenn man nur ein wenig guten Willen zeigt. Faxit Deus!

---

in Anspruch zu nehmen. Sie verlangen ja nur eine restitutio in integrum; sie reklamiren nur eine Befugniß, die ihnen durch die widerrechtlichste Gewalt entrissen worden. Sollte ihnen nun wohl eine christliche Regierung die Unterstützung oder den Schutz verweigern dürfen, den sie jedem an seinem Rechte gekränkten Unterthanen zu gewähren verpflichtet ist? Oder verliert etwa ein Mensch, sobald er die Tonsur bekommt, allen Anspruch auf Schutz seines Rechtes von Seiten der Staatsgewalt?

XXV.

Theologische Miszellen.

(Erscheinen hier zum ersten Male gedruckt.)



1.

Ein theologisches Problem.

Bekanntlich ist vor einiger Zeit in Nürnberg ein junger Mensch von 16 bis 18 Jahren, Namens **Kaspar Hauser**, erschienen, der ohne alle Erziehung in einer engen Klause aufgewachsen und dessen Abstammung sogar völlig unbekannt ist. In der amtlichen Bekanntmachung, welche der Magistrat zu Nürnberg deshalb hat ergehen lassen und welche man vollständig in den **Blättern für literarische Unterhaltung** (1828. Nr. 174 und 175) findet, wird diesem jungen Naturmenschen unter andern Eigenschaften auch zugeschrieben »ein reiner, offner, schuldloser Blick — die höchste »Unschuld der Natur, die keinen Geschlechtstrieb kennt, nicht »einmal ahnet — eine unbeschreibliche Sanftmuth — eine, »alle seine Umgebungen anziehende, Herzlichkeit und Gutmü»thigkeit, in der er anfangs immer nur mit Thränen, und »jetzt, nach eingetretenem Gefühle der Freiheit, mit Innig»keit selbst seines Unterdrückers gedenkt — eine eben so auf»richtige als rührende Ergebenheit an alle diejenigen, welche »mit ihm umgehn und ihm Gutes erweisen — eine Abnei»gung gegen alles, was einem Menschen oder Thiere nur »den leisesten Schmerz verursachen könnte — eine unbe»dingte Folgsamkeit und Willfährigkeit zu allem Guten — »Freiheit von jeder Unart und Untugend — eine ganz au»ßerordentliche Lernbegierde, so daß er bereits große Fort»schritte in der Bildung gemacht hat — eine ganz ungemeine »Ordnungsliebe und Reinlichkeit — ein ganz kindliches We-

»sen — ein reines, unbeflecktes Innere« — u. s. w. Spätern Nachrichten zufolge hat aber dieses Naturkind auch schon, seit es mit Menschen umgegangen, einige von jenen guten Eigenschaften verloren, und dagegen manche Unart und Untugend angenommen, so daß man sich genöthigt gesehen, den meisten der bisherigen Besucher den Zutritt zu dem jungen Menschen zu verweigern und ihn einer wachsamern Aufsicht und sorgfältigern Leitung zu übergeben.

Wie stimmt nun diese Thatsache mit der theologischen Theorie von der Erbsünde, vom natürlichen Verderben, von der Untüchtigkeit des Menschen zu allem Guten? — Denn daß der junge Mann nicht vom Himmel gefallen, sondern ein Erdgeborner sei, wie wir Andern allesammt, wird wohl niemand leugnen. Hat also vielleicht der Erfinder jener Theorie — bekanntlich der heilige Augustin, der in frühern Jahren ein sehr ausschweifendes Leben führte, sich auch eine Zeit lang unter den Manichäern umhertrieb und dann zu den Skeptikern hielt — von sich selbst und andern durch die Gesellschaft verderbten Menschen auf die ganze menschliche Natur geschlossen und so einen gewaltigen Sprung im Schließen gemacht? Mich dünkt, seine ganze Theorie wird durch jene einzige Instanz völlig über den Haufen geworfen. Oder vermag jemand dieses theologische Problem anders und besser zu lösen?

2.

Eine theologische Kuriosität.

In Heinroth's Schrift von den Grundfehlern der Erziehung und ihren Folgen (Leipzig, 1828. 8.) — einem Buche, das recht viel Gutes in pädagogischer und anthropologischer Hinsicht, zugleich aber auch manche theologische Extravaganz enthält — heißt es S. 377 unter andern:

»Gott hat uns gleichsam an seinen Sohn verwiesen, er »selbst ist, so zu sagen, vom Schauplatze der Welt abge»treten, und hat Alles in dessen Hand gegeben.« — Ist das nicht »gleichsam« oder »so zu sagen« eine theologische Kuriosität? Denn man mag den Satz drehen und wenden, wie man will, so kommt etwas Seltsames heraus. Soll das Abtreten vom Schauplatze der Welt eigentlich genommen werden: so wär' es eine reine Unmöglichkeit, da Gott in seinem Wesen und also auch in seinem Verhältnisse zur Welt ewig und unveränderlich ist. Soll es aber uneigentlich verstanden werden, wie die Formel »so zu sagen« anzudeuten scheint: so fragt sich weiter, wie es zu verstehen sei. Da mag man nun aber nachdenken, wie man will, so findet man keinen andern Sinn, als diesen: Gottes Macht, Weisheit und Güte ist nach dem Eintritte des Christenthums weniger sichtbar in der Welt, als vorher — oder: Gott ist jetzt in der Natur mehr verborgen, als er es vor dem Eintritte des Christenthums war. Das ist jedoch eben so undenkbar. Denn die Welt oder die Natur ist heute noch immer dieselbe, die sie vor zwei, drei, vier oder mehr tausend Jahren war. Noch heute gilt der Ausspruch des Psalmisten in seiner ganzen Stärke: »Die Himmel erzählen die Ehre »Gottes, und die Erde verkündiget seiner Hände Werk.«

Auch bedenke man einmal, was die Folge davon sein würde, wenn Gott in diesem Sinne von dem Schauplatze der Welt abgetreten wäre. Bekanntlich hat sich das Christenthum noch lange nicht über den ganzen Erdboden verbreitet. Nur den fünften Theil des Menschengeschlechtes (200 Millionen von 1000 Millionen Menschen, so jetzt auf der Erde leben) erleuchtet heutzutage das Christenthum; früher aber noch viel weniger. Wie unglücklich, und zwar ohne alle ihre Schuld unglücklich, wären demnach alle die unzählbaren Menschengeschlechter gewesen, die nach Erscheinung des Christenthums gelebt und doch nichts von demselben erfahren hätten! Die Unglücklichen hätten von Gottes Macht, Weisheit und Güte nichts erkannt und zu erkennen vermocht,

weil Gott seit der Zeit vom Schauplatze der Welt abgetreten gewesen wäre, sich in's Verborgne zurückgezogen hätte! Wie ließe sich das aber mit jener Vaterliebe Gottes gegen die Menschen vereinbaren, von welcher das Christenthum selbst so viel sagt? — Aber so geht es immer der Hyperorthodoxie. Indem sie den Sohn verherrlichen will, entehrt sie den Vater. Wie kommt es aber, daß diese Hyperorthodoxie immer nur vom Sohne spricht, und den heiligen Geist fast gar nicht erwähnt? Hat sich der etwa auch zugleich mit dem Vater zur Ruhe gesetzt, seitdem der Sohn Alles in Allem geworden?

Uebrigens hat jene seltsame Aeußerung nicht einmal das kleine Verdienst der Neuheit. Denn der als Stifter der Brüdergemeine bekannte Graf Zinzendorf hielt einmal eine Rede »von dem Vateramte des Sohnes«, worin er ebenfalls Jesum als den Vater und Schöpfer der Menschen darzustellen suchte und überhaupt so von ihm redete, als wäre ihm allein göttliche Ehre zu erweisen. S. Fresenii bewährte Nachricht von herrnhutischen Sachen, Bd. 1. S. 133 ff. und Kraft's neue theologische Bibliothek, Bd. 2. S. 470 f. Auch erschien um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ein in den pennsylvanischen Herrnhuter-Konferenzen geprüfter und nachher (1742) zu Philadelphia bei Benj. Franklin gedruckter »kurzer Katechismus« von Joh. Bechtel, worin gelehrt wird, daß im Sohne »die ganze Gottheit kurz beisammen zu finden« sei und diese jenem bei der Schöpfung »geholfen« habe. Das geht denn freilich noch etwas weiter als obige Behauptung. Denn auf diese Art wäre der Sohn, nicht gleichsam oder so zu sagen, sondern wirklich und eigentlich vom Anfange der Dinge an Alles in Allem gewesen. Und doch verweist der Stifter des Christenthums in seinen Reden immer auf den Vater als denjenigen, der ihn gesandt habe und dessen Willen er zu thun verpflichtet sei. Jene Behauptung ist also nicht bloß kurios, sondern auch unbiblisch. Läßt man sie gelten, so ist man schon auf dem halben Wege zum

neurömischen Heidenthume. Denn warum sollte man denn nicht die Gottesgebärerin, die Mutter des Weltschöpfers auch göttlich verehren, ja noch höher verehren, als den, welchen sie in ihrem Schooße getragen und an ihrer Brust gesäuget hat?

3.

Theologische Konsequenz und Inkonsequenz.

Man rühmt gewöhnlich die Konsequenz des alten theologischen Systems, während man die Systeme, welche neuere Theologen aufgestellt haben, der Inkonsequenz beschuldigt. Nun ist zwar nicht zu leugnen, daß Konsequenz ein Vorzug jedes Systems, also auch des theologischen, sei. Allein es ist doch nur ein logischer Vorzug. Denn er besteht bloß darin, daß die Folgesätze mit den vorausgeschickten Grundsätzen gehörig zusammenhangen und also auch unter sich zusammenstimmen. Wie aber, wenn die Grundsätze selbst nichts taugten, wenn sie nur beliebig angenommen und an sich betrachtet ganz falsch wären? Dann würde sich bei aller Konsequenz und eben kraft derselben der Irrthum durch das ganze System hindurchziehen. Die Folgesätze würden nur um so unrichtiger sein, je strenger man sich bei deren Ableitung an jene Grundsätze gehalten hätte.

Wäre Konsequenz hinreichend, ein theologisches System annehmbar zu machen: so müsste man das katholische Religionssystem dem protestantischen bei weitem vorziehn, weil jenes eben weit konsequenter als dieses ist. Denn giebt man jenem seine beiden Hauptgrundsätze zu — die Kirche bedarf eines untrüglichen Glaubensrichters, und die kirchliche Ueberlieferung ist eben so entscheidend, als das geschriebne Wort — so ist jenes System schlechterdings unwiderlegbar. Alles hangt dann wie eine geschlossene

Kette zusammen. Man wird daher keinen Punkt finden, wo man das System mit einigem Erfolge angreifen könnte, wenn man nicht erst jene Prämissen über den Haufen geworfen hat.

Wie inkonsequent erscheint dagegen das protestantische Religionssystem, wenn es auf der einen Seite das geschriebene Wort über alles setzt, und doch auf der andern eingesteht, daß es keinen untrüglichen Ausleger desselben gebe, daß vielmehr jedem Christen das Recht zukomme, die Schrift so auszulegen, wie es seiner anderweiten Bildung und Ueberzeugung gemäß ist. Denn es ist ja offenbar, daß nicht bloß der Ungelehrte die Schrift ganz anders verstehen muß, als der Gelehrte, weil jener sich immer nur an mehr oder weniger falsche Uebersetzungen und Erklärungen halten kann, sondern daß auch die Gelehrten nie in der Schriftauslegung zusammenstimmen können, weil jeder von ihnen verschiedne Kenntnisse und Fertigkeiten zur Auslegung mitbringt. Sind die Gelehrten doch selbst darüber uneinig, ob dieses oder jenes Buch zu den eigentlichen Urkunden unsrer Religion gehöre, ob diese oder jene Lesart echt sei, ob nicht etwa die heilige Schrift einen mehrfachen Sinn habe und sich eben durch diese Reichhaltigkeit des Sinnes von andern bloß profanen Schriften unterscheide. Bei solcher Ungewissheit dennoch von einer feststehenden Glaubensnorm reden und über dieselbe halten, als hinge davon die ganze Seligkeit des Menschen ab, ist wahrhaftig eine der ungeheuersten Inkonsequenzen, die sich je der menschliche Geist hat zu Schulden kommen lassen!

Will die protestantische Kirche und wollen die wortführenden Theologen derselben in ihrem Religionssysteme eben so konsequent sein, als die katholische Kirche und deren Theologen: so muß unsre Kirche gleich von Hause aus eingestehn, daß es gar nicht ihr Zweck sei, alle ihre Glieder in einer und derselben Glaubensnorm zu vereinigen, sondern daß sie einzig dahin strebe, praktisch gläubige d. h. sittlich gute und wahrhaft fromme (Gott im Geist und in der Wahrheit an-

betende) Menschen zu bilden. Sie verliert auch gar nichts bei diesem Geständnisse; im Gegentheile, sie kann nur dabei gewinnen.

Nicht ohne Bitterkeit und mit einer Art von triumphirendem Tone hat man jenseit den Protestanten vorgeworfen, daß die Stifter der protestantischen Kirche über sehr wichtige Glaubenspunkte unter einander uneinig gewesen und sich deshalb heftig bestritten; ja daß es eigentlich gar keine protestantische Kirche, sondern nur protestantische Kirchen oder vielmehr (da ohne Einheit keine Kirche denkbar sei) Gemeinen gebe, indem sich gleich anfangs hier eine lutherische, dort eine zwinglische, kalvinische, anglikanische u. s. w. gebildet habe. Da nun diese Thatsache gar nicht geleugnet werden kann: so ist auch jener Vorwurf völlig gegründet, so lange man nicht jenes Geständniß ganz frei und offen ablegt. Thäte man aber dieß, so zeigte sich auch jener Vorwurf sogleich in seiner ganzen Nichtigkeit. Denn wie könnte man uns vorwerfen, daß wir dasjenige nicht haben, was wir gar nicht haben wollen und sollen — eine feststehende, von allen Gliedern unserer Kirche anerkannte Glaubensnorm? Nur auf diese Weise können wir der jenseitigen Konsequenz eine andre und bessere entgegensetzen, nämlich das treue Festhalten an dem Prinzipe der Glaubensfreiheit, das uns ebensowohl gestattet, die Schrift frei auszulegen, als das so Gefundne frei zu prüfen und, wenn es die Prüfung bestanden, anzunehmen.

4.

Theologische Stimme aus Frankreich.

Diese auch in Deutschland zu beherzigende Stimme hat sich bei einer feierlichen Gelegenheit in Straßburg vernehmen lassen. Ich wiederhole sie hier aus dem dort im

vorigen Jahre gedruckten, aber nicht in den deutschen Buchhandel gekommenen Discours prononcé à la distribution des prix aux élèves du gymnase, par M. Willm, damit sie auch in weiteren Kreisen bekannt werde. Sie ließ sich nämlich also vernehmen:

»La pensée religieuse affranchie et l'adoration du »Dieu de l'univers rendue à la liberté, voilà le plus »grand bienfait de la civilisation moderne, la plus glo»rieuse conquête de l'esprit humain. Ce n'est pas »seulement une victoire de la raison, un triomphe de »la vérité, c'est encore un juste hommage rendu au »christianisme, et un acte de haute sagesse politique.

»On a reconnu enfin, avec les hommes les plus »sages et les plus religieux de tous les siècles éclairés, »que, si la religion est aussi indispensable à la vie des »états qu'au bonheur des individus, il n'est pas néces»saire pour cela qu'elle soit soumise à des formes fixes »et invariables; on a reconnu au contraire que sa »haute utilité politique diminue dans la même pro»portion qu'on en veut faire un instrument; qu'elle »n'est une garantie pour l'ordre établi qu'autant qu'elle »est libre; qu'une religion n'est vraiment utile à l'état »que tant qu'elle est en harmonie avec la civilisation »actuelle, et que, lorsqu'elle est en contradiction avec »la conscience publique, elle est semblable à cette »idole de Baal, un fragile bois que, malgré tous les »soins,

»Les vers sur son autel consument tous les jours.

»On a reconnu après une longue et cruelle ex»périence, que le fer et la flamme sont impuissants »contre la spontanéité de la pensée; que les croyances »ne s'imposent ni ne se conservent par la force et la »violence. On a senti que, si une religion est fausse, »rien ne saurait la préserver du sort qui l'attend; que, »si elle est vraie, rien ne saurait la détruire; que, si

»une religion fausse peut rendre des services, ce n'est »qu'aussi long-temps qu'elle est crue vraie, et qu'elle »cesse d'être une garantie le jour, et ce jour arrive »tôt ou tard, où les augures ne peuvent plus se regar»der sans rire; que dès lors tout est perdu, parce que »ce rire funeste ne tarde pas à être surpris par le peu»ple des croyants, qui voudra désormais se venger de »sa longue crédulité par une incrudélité non moins »excessive.

»On a mieux appris à connaître la nature mo»rale de l'homme, et l'on a pris en elle plus de con»fiance; on a compris que les sentiments religieux »sont indéstructibles dans leur essence; qu'ils ne sau»raient jamais être entièrement étouffés, lorsqu'ils peu»vent se manifester librement. Jamais la religion n'a »péri par la liberté. Deux fois, en trente siècles, le »monde civilisé semblait en être privé, malgré toutes »les violences dont on avait usé pour maintenir les »croyances établies, et l'une et l'autre fois on était à »la veille des mouvements religieux les plus remar»quables dont l'histoire ait conservé le souvenir.

»Les enseignements de l'histoire ont enfin été en»tendus; on a appris enfin à respecter la liberté du »cœur, et la tolérance universelle que Fénélon conseil»lait vainement aux rois de son siècle, est devenue dans »le nôtre une maxime de la politique, une loi de l'état.

»Désormais les opinions contraires aux croyances »dominantes ne sont plus une infraction aux lois; la libre »recherche de la vérité est devenue un droit du citoyen.

»Le roi-législateur, en sanctionnant ce droit par un »acte immortel, a rendu un hommage éclatant à la re»ligion chrétienne, à laquelle on avait trop long-temps »fait l'injure de prétendre la protéger par les moyens »dont s'étaient servies vainement les religions fausses. »La religion chrétienne, telle qu'elle est sortie de la »pensée de son divin auteur, est impérissable: elle est

»impérissable parce qu'elle est fondée sur des vérités »éternelles, et que non-seulement elle respecte les droits »de l'humanité et les sentiments de la nature, mais »qu'elle les consacre, les épure et les fortifie. Divine »dans son origine, humaine dans son application, elle »règnera à jamais sur les hommes qui ont été appelés »à la connaître. C'est par là que, prêchée aux nations »les plus polies de l'antiquité, par douze hommes sim»ples, sortis d'un peuple méprisé des dominateurs du »monde, et dénués de tous les prestiges de l'éloquence »et de toutes les ressources du savoir, elle commença »la conquête du globe, et c'est par là qu'elle conser»vera par toujours son empire sur les cœurs. Né au »milieu d'un peuple obscur quoique au sein des mer»veilles, fécondé par le sang des martyrs, grandi au »milieu des persécutions, victorieux de toutes sortes »d'obstacles, malgré les divisions qui ne cessèrent de »désunir ses partisans, il ne manquait plus au triomphe »complet du christianisme que d'avoir à combattre tout »l'appareil d'une science orgueilleuse, et de résister à »toutes les attaques d'une critique sévère et d'autant »plus animée qu'elle s'exerçait en dépit des lois et des »puissances. Il sortit avec gloire de cette rude épreuve, »et ce qui était plus difficile, il survécut, plein de force »et de vie, aux fautes et aux attentats de ceux qui se »prétendaient ses gardiens et ses défenseurs exclusifs.

»Loin que la liberté de l'enseignement puisse »nuire à la religion établie, c'est l'esclavage et l'immo»bilité qui sont ses ennemis les plus dangereux: si »elle a paru quelquefois en péril, c'était parce qu'on »avait voulu éterniser des formes extérieures qu'elle »tenait des siècles et qu'un siècle nouveau tendait à »lui ôter. Elle n'a pas été faite pour un temps et pour »un peuple déterminés, mais pour tous les âges et pour »toutes les générations; le caractère qui la distingue »de toutes les autres croyances, caractère auquel elle

»devra sa perpétuité et son universalité, c'est de con-»venir, dans son essence, éternelle et immuable comme »Dieu lui-même, de qui elle est émanée, mais sous des »formes variables et périssables comme les hommes »qui les lui imposent, à tous les siècles, à tous les cli-»mats, à toutes les nations: le christianisme ne saurait »mourir que pour renaître à l'instant même de ses »cendres, et pour briller, comme l'astre du jour après »l'orage, d'une clarté plus pure, d'une gloire plus belle »et plus éclatante.«

5.

Urkundliches Zeugniß der römisch-katholischen Kirche gegen sich selbst.

Dieses Zeugniß findet man in Joh. Wolphii lectionum memorabilium et reconditarum centenarii XVI. Bd. 2. S. 549 ff. und in Appendix ad fasciculum rerum expetendarum et fugiendarum ab Orthwino Gratio editum Coloniae A. D. 1535. sive Tom. II. scriptorum veterum (quorum pars magna nunc primum e mss. codicibus in lucem prodit) qui ecclesiae romanae errores et abusus detegunt et damnant, necessitatemque reformationis urgent. Opera et studio Edwardi Brown. Londini, impensis Richardi Chiswell. 1690. S. 641 ff. wo zugleich in der Vorrede erklärt wird, daß das Aktenstück, welches dieses Zeugniß enthält, von Vergerio oder Vergerius, der früher Bischof und päpstlicher Nunzius in Deutschland, nachher Kardinal war, als solcher aber die katholische Kirche verließ und zur protestantischen übertrat, in den geheimen Archiven des Papstes gefunden und zuerst bloß vertrauten Freunden mitgetheilt, endlich aber auch öffentlich in dessen Schriften bekannt gemacht wurde. An der

Echtheit des Aktenstücks lässt sich also wohl nicht zweifeln. Es führt den Titel: Consilium quorundam episcoporum Bononiae congregatorum, quod de ratione stabiliendae romanae ecclesiae Julio III. Pont. Max. datum est. Bononiae d. 20. Oct. 1553. Ex bibliotheca W. Crashavii, in theol. Baccal. et verbi div. apud templ. Lond. Praedicatoris. Unterschrieben haben es folgende drei Bischöfe: Vincentius de Durantibus, Episc. Thermularum Brixiensis. Egidius Falceta, Episc. Caprulanus. Gerhardus Busdragus, Episc. Thessalonicensis.

Es hatte nämlich Papst Julius III. (reg. von 1550 bis 1555) diesen drei Bischöfen den Auftrag ertheilt, sich über die Mittel, der Reformazion Einhalt zu thun und dadurch die der römischen Kirche drohende Gefahr abzuwenden, mit einander zu berathen und ihm dann hierüber ihr Gutachten zu ertheilen. Da gestehen nun die hochwürdigen Bischöfe zuvörderst ganz offen ein, daß die Reformatoren in den meisten Dingen Recht hätten, daß es ursprünglich keinen Papst, keine Kardinäle, keine Mönche, überhaupt keine Hierarchie gegeben, daß die erste Kirche die meisten Lehrsätze und Gebräuche der römischen Kirche nicht gekannt habe, ja daß die spätere Lehre dieser Kirche ganz von der des Evangeliums verschieden un derselben in mehren Punkten entgegengesetzt sei. Damit ab das Volk dieß nicht einsehen lerne, müsse man ihm die heili Schrift durchaus nicht zu lesen geben, und es dagegen du allerlei Spiele und Lustbarkeiten zu zerstreuen, auch ihm d Pomp und Pracht zu imponiren suchen, unter andern dadurch, daß die Herren Geistlichen sich dem Volke Pferde zeigten. Das Merkwürdigste aber ist, daß jen Bischöfe den Unglauben derer, welche über die Religion ten, aber doch die Religionsgebräuche der katholischen mitmachen, für weit weniger gefährlich erklären, als genannte lutherische Ketzerei. Hierin mögen sie frei Recht haben, weil sie dabei nur an die Gefahren welche für Papstthum und Hierarchie aus der R

entsprangen. Man kann daher wohl sagen, daß jene drei Bischöfe schon zu den protestantischen Katholiken gehörten, aber, wie so viel andre Katholiken dieser Art, doch nicht zur protestantischen Kirche übergehn wollten, weil sie dann ihre zeitlichen Ehren und Vortheile hätten aufgeben müssen. — Man vergl. übrigens die vom Grafen Bentzel-Sternau und dem Pfarrer Friederich herausgegebne Zeitschrift: »Der Protestant«. J. 1829. Jun. S. 465 ff., wo mehr über dieses »höchst merkwürdige römische Aktenstück aus den Zeiten der Reformazion« gesagt ist.

6.

Noch ein Wort über Razionalismus und Supernaturalismus.

In der Leipz. Lit. Zeit. vom J. 1829. Nr. 227. finden sich »Fragen an die protestantischen Theologen »bei der Aussicht auf die dritte Jubelfeier der »augsburgischen Konfession« von einem Ungenannten, die wohl beachtet zu werden verdienen. Ich halte mich aber hier vorzugsweise an die »Vorerinnerung«, wo der Ungenannte sich also vernehmen lässt: »Nichts könnte wohl die »dritte Jubelfeier der augsburgischen Konfession mehr ver»herrlichen, als die Aufhebung des Streits zwischen »Supernaturalisten und Razionalisten. Denn die»ser macht den Vorwurf, als ob die evangelische Kirche »den Keim der Zwietracht und Auflösung in sich trage, höchst »scheinbar. Wenn aber die Supernaturalisten dem Un»glauben und die Razionalisten dem Aberglauben »entgegenarbeiten, so sollten sie doch in der Behauptung des »Glaubens zusammentreffen. Denn Glauben, Treu' und »Glauben zu halten, liegt doch gewiß den redlichen Männern »der einen wie der andern Partei am Herzen.«

Allerdings. Aber ebendeswegen kann es nicht als ein
:scheidungsmerkmal des Supernaturalismus und des Ra-
ılismus angesehn werden, daß jener dem Unglauben,
ser dem Aberglauben entgegenarbeite. Denn das
len sie eigentlich beide. Sie sind nur darüber uneinig,
lches der rechte Glaube sei und woher er dem Menschen
mme, ob von innen aus der Vernunft oder von außen aus
ner zu einer gewissen Zeit und an einem gewissen Orte ein-
elen Menschen übernatürlich geoffenbarten und dann münd-
ich oder schriftlich im Menschengeschlechte weiter fortgepflanz-
ten Lehre. Wären sie darüber einig, so würd' es sich auch
bald ergeben, was Unglaube und Aberglaube sei. Denn beide
sind Antipoden des rechten Glaubens und haben in diesem al-
lein ihre allgemeingültigen Kriterien.

Ist denn aber der aus jener Uneinigkeit abgeleitete Vor-
wurf, »als ob die evangelische Kirche den Keim der Zwie-
»tracht und Auflösung in sich trage«, wie scheinbar er auch
sein möchte, von irgend einem Belange? Als gleich im An-
fange der Reformazion, also zu der Zeit, wo die evangelische
oder protestantische Kirche eben erst begründet wurde, die
Reformatoren über mehre Glaubensartikel mit großer Hef-
tigkeit, ja mit Erbitterung stritten, so sagte man auch jenseit:
»Da seht nur, was heraus kommt, wenn man sich von der
»alten Mutterkirche trennt! Nichts als Streit und Zank.
»Aber ebendeswegen, weil diese neue Kirche den Keim der
»Zwietracht und der Auflösung, also des Todes, in sich trägt,
»ist nichts von ihr weder zu hoffen noch zu fürchten. Sie
»wird, ein feuriges Meteor am Kirchenhimmel, eben so schnell
»vergehn als sie entstanden ist.« — Und doch hat sie schon
über dreihundert Jahre bestanden, und wird gewiß, trotz de
in ihr fortdauernden Streitigkeiten über religiose Gegenstän
noch manches Jahrhundert bestehen. Denn wenn dergleic
Streitigkeiten einer Kirche den Tod brächten, so müßte
ganze christliche Kirche schon längst todt sein. Hat man
denn in derselben nicht von jeher über die wichtigsten G
bensartikel gestritten? Gab es nicht gleich von Anfa

Christen, die sich kephisch, paulisch, apollisch nannten? Waren nicht selbst die Apostel Paulus, Petrus, Jakobus, Johannes in ihren Ansichten von gewissen religiosen Dingen verschieden? Und hat wohl die katholische Kirche mit ihrem infallibeln Oberhaupte und ihren inquisitorischen Zwangsanstalten allen Zwiespalt in ihrer Mitte aufheben können? Hat sie nicht eben so, wie die unsrige, ihre Supernaturalisten und ihre Razionalisten? Denn nichts anders als Razionalisten sind die sogenannten reinen Katholiken, welche den Katholizismus dergestalt idealisiren (d. h. razionalisiren, da es eben Ideen der Vernunft sind, welchen sie folgen) daß sie mit der Kirchenlehre, welche ihrem ganzen Wesen nach supernaturalistisch ist, bald offner bald versteckter in Widerstreit gerathen. Gleichwohl ist um dieses Zwiespalts willen die katholische Kirche noch nicht zusammengestürzt und wird deshalb auch wahrscheinlich sobald noch nicht zusammenstürzen.

Ueberhaupt, wer an religiosen Streitigkeiten innerhalb der Kirche sich ärgert, dem bleibt kein andrer Ausweg übrig, als die sichtbare Kirche, welche nothwendig eine streitende ist, ganz und gar zu verlassen und sich einzig und allein an die unsichtbare zu halten. Denn in dieser muß freilich aller Widerstreit wegfallen, weil sie eine Gemeine solcher Gläubigen ist, die Gott nicht hier und dort, mit äußerlichen Zeichen und Bräuchen, sondern einzig und allein im Geist und in der Wahrheit anbeten. Wo sollte also da der Widerstreit herkommen? In der sichtbaren Kirche hingegen muß es immer und überall Widerstreit geben, und zwar sowohl überhaupt, als in besondrer Beziehung auf jene religiosen Grundansichten, welche man jetzt durch die Ausdrücke Razionalismus und Supernaturalismus bezeichnet. Deshalb zerfällt auch die sichtbare Kirche in eine Mehrheit von kirchlichen Vereinen oder religiosen Gesellschaften — heidnische, jüdische, christliche, muselmännische, nebst ihren Unterabtheilungen, die besonders in der christlichen Kirche so zahlreich sind, daß es schon lange keine christliche Kirche mehr giebt, sondern nur christliche Kirchen — armenische, griechi-

sche, lutherische, reformirte ꝛc. Wie könnt' es da am Widerstreite fehlen!

Gesetzt aber auch, eine dieser Religionsgesellschaften besiegte nach und nach alle übrigen und absorbirte sie gleichsam, so daß es auf der Erde nur Eine Kirche gäbe, eine sogenannte **Universalkirche**, ähnlich dem **Universalstaate**, den manche Politiker projektirt haben, wiewohl die eine Idee eben so unausführbar ist, als die andre — würde wohl dann aller Widerstreit in religiosen Dingen aufhören, und würde insonderheit der Streit zwischen Supernaturalisten und Razionalisten verschwinden? Gewiß nicht. Denn der Gegensatz, aus welchem dieser Streit hervorgegangen, ist so tief in der Entwickelung des menschlichen Geistes gegründet, daß er gar nicht ausbleiben kann, sobald der menschliche Geist über das, was er in religioser Hinsicht glauben soll, zu denken beginnt. Ebendeswegen ist dieser Streit auch viel älter, als man ihn neuerdings darzustellen gesucht hat. Er geht weit über den Ursprung des Christenthums hinaus. Er ist, mit einem Worte, so alt als die **Religionsphilosophie**. Man überlege nur Folgendes.

Sobald die Religion sich dem Menschen in irgend einer **positiven Form** darbietet — und das ist überall der Fall, wo es eine äußere Religionsgesellschaft, eine sichtbare Kirche giebt — so entsteht auch sogleich in denen, welche nicht blind glauben, sondern über ihren Glauben denken wollen, die Frage: **Woher diese Form?** Ist aber diese Frage einmal aufgeworfen, so ist sogleich der Zwiespalt da. Denn es wird auf der einen Seite nicht an Leuten fehlen, welche jener Form eine himmlische Abkunft beilegen, welche behaupten, Gott selbst habe diese Form den Menschen zu ihrem Heile dargeboten; und ebendarum müssten sie alle Menschen unbedingt annehmen, wenn sie Antheil an diesem Heile haben wollten. Dagegen wird es aber auch auf der andern Seite nicht an solchen fehlen, welche dieser Behauptung widersprechen, weil jede positive Form etwas Beengendes an sich hat, weil sie den menschlichen Geist in Schranken einschließt, die seinen

freiern Aufschwung in die Ideenwelt hemmen, die er daher stets zu durchbrechen sucht, selbst auf die Gefahr, sich zu verirren oder gar deshalb zur Verantwortung gezogen zu werden.

Daher finden wir den Kampf zwischen Supernaturalisten und Razionalisten schon bei den heidnischen Griechen und Römern. Denn das Heidenthum war auch eine positive Religionsform, welche Anspruch auf höhern Ursprung machte, da es seine Offenbarungen, seine Göttersprüche, seine Göttererscheinungen, seine Gottbegeisterten, seine Wunderthäter und Weißager hatte. Aber ebendeswegen traten auch schon unter den Griechen und Römern Männer auf, welche entweder das ganze Heidenthum für Aberglauben erklärten, den die Furcht erzeugt habe, indem sie sagten: Timor fecit deos, oder es doch auf eine natürliche und der Vernunft möglichst angemessene Weise zu deuten und zu gestalten suchten; was aber die Priester und andre dem Volksglauben ergebne Personen nicht leiden wollten, weil sie dadurch diesen Glauben und also auch ihr damit verknüpftes Interesse für gefährdet hielten. Sie foderten daher gleichfalls, daß man über die Religion, die sie mit der ihnen gegebnen positiven Form derselben für ganz einerlei hielten, entweder gar nicht oder nur so philosophiren sollte, wie es jener Form gemäß war, und klagten ebendarum diejenigen der Gottlosigkeit (des Atheismus, der Asebie) an, welche einer so wunderlichen Foderung nicht genügen wollten.

Mit dem Judenthume verhält es sich eben so. Es ist auch eine positive Religionsform, welche auf höhere Abstammung Anspruch macht. Und diesen Anspruch erkennt selbst das Christenthum an, da es eine Tochter des Judenthums ist und sich an dasselbe gleichsam anlehnt. Wiewohl nun die Juden lange Zeit wenig oder nichts von eigentlicher Philosophie wussten: so hatten sie doch ihre Schriftgelehrten und ihre Sekten, Pharisäer, Sadduzäer, Essäer u. dgl., unter welchen besonders die Sadduzäer als solche bezeichnet werden, welche mit dem positiven Glauben der Väter in Widerstreit geriethen, und daher meist für Ungläubige galten. Als aber die Juden auch mit griechischer Philosophie bekannt wurden, da wandten sie dieselbe

gleichfalls auf das Judenthum an und suchten es mittels derselben zu idealisiren oder zu razionalisiren. Besonders zeichnete sich hierin Philo von Alexandrien aus, indem er vornehmlich durch die platonische Philosophie die Religion seiner Väter zu verherrlichen suchte. Nur das unglückliche Schicksal dieses Volkes, seine politische Vernichtung, seine Zerstreuung unter andere Völker und der Druck, unter welchem es fast überall seufzte, waren Ursache, daß man in der von jenem Alexandriner vorgezeichneten Bahn nicht weiter ging, sondern auf allerhand mystische und theosophische, kabbalistische und talmudistische Träumereien verfiel. An Unduldsamkeit gegen freiere Denker aber fehlt' es unter den Juden bei allem politischen Elende nicht, wie man aus dem Benehmen der Synagoge gegen Spinoza in einem recht auffallenden Beispiele sieht.

Unter den Muselmännern wiederholt sich dieselbe Erscheinung. Denn das Muselthum oder der Islam ist auch eine positive Religionsform, die vom Himmel datirt und, obwohl aus Judenthum und Christenthum zusammengesetzt, doch besser als beide sein will. Als nun im Mittelalter die Araber unter ihren Chaliphen (Nachfolgern des Gesandten Gottes) Al Mansur, Harun Al Raschid, Al Mamun u. A. am Studium der Philosophie theilnahmen und selbst die Schriften des Aristoteles und andrer griechischer Philosophen kennen lernten: da entstand auch sogleich ein Kampf zwischen denen, welche die Lehre des Korans zu razionalisiren suchten, und jenen, welche meinten, die Vernunft habe hier nur das Geschäft der Auslegerin, müsse also das, was sie auslegend finde, als ein übernatürlich Mitgetheiltes mit gläubiger Unterwerfung annehmen. Die Muselmänner hatten daher auch ihre Eschaariten (Orthodoxen) und Moteseliten (Heterodoxen oder Dissentirenden) desgleichen ihre Medabberin (dialektisch Räsonnirenden) u. s. w. Vergl. Leipz. Lit. Zeit. 1826. Nr. 163. S. 1299—1301. wo in einer Rezension von Alidschi's metaphysischem Werke Mewakif oder Mauakef nicht weniger als acht oder mit

Einrechnung der Unterabtheilungen sogar drei und siebzig muselmännische Sekten aufgezählt werden.

Bei diesem stets und überall sich zeigenden Streben des menschlichen Geistes, die Schranken des Positiven zu durchbrechen, ist wohl jetzt nichts weniger zu hoffen, als daß die dritte Jubelfeier der augsburgischen Konfession durch »die »Aufhebung des Streits zwischen Supernaturali»sten und Razionalisten« verherrlicht werden sollte, wie jener Ungenannte wünschte. Und wie? Sollen denn etwa die heutigen Supernaturalisten und Razionalisten ein Abkommen mit einander treffen? Sollen sie einen förmlichen Vertrag mit einander schließen, daß sie einander nicht mehr befehden wollen? Das wäre doch gar zu wunderlich. Denn der Vertrag würde nicht einmal die jetzt lebenden Geschlechter binden, geschweige die künftigen. Auch würde dadurch die dritte Jubelfeier der augsburgischen Konfession nicht »verherrlicht«, sondern nur in den Augen der Nachwelt lächerlich gemacht worden. Denn es ist lächerlich, theologische und philosophische oder überhaupt wissenschaftliche Streitigkeiten durch Uebereinkünfte schlichten zu wollen. Man muß sie ausfechten, wenn man kann; wo nicht, so müssen die Parteien sich auf andre Weise vertragen, nämlich in christlicher Liebe. Keine muß die andre von der christlichen Kirche ausschließen wollen. Denn das ist nicht nur unchristlich; es ist auch ungereimt und völlig unausführbar.

7.

Neueste Entdeckungen in Bezug auf Reformazion und Protestantismus.

Herr Hermann Joseph Schmitt, katholischer Pfarrer zu Steinbach am Main, hat in seinem Versuch einer philosophisch-historischen Darstellung der

Reformazion in ihrem Ursprunge (Sulzbach, 1828. 8.) folgende drei Entdeckungen gemacht:

1. daß die Reformazion eigentlich durch den Razionalismus der scholastischen Philosophen des Mittelalters bewirkt worden. — Diese Entdeckung könnte nun allerdings bei den Freunden der Reformazion (zu welchen aber freilich Hr. Sch. nicht gehört) dem Razionalismus zu großer Empfehlung gereichen. Aber leider muß man der Wahrheit die Ehre geben und gestehn, daß jener scholastische Razionalismus sich doch auch recht gut mit dem damaligen kirchlichen Lehrsysteme zu vertragen wusste. Es kann ihm also wohl nur insofern einiges Verdienst in Bezug auf die Reformazion zugeschrieben werden, als er das Nachdenken überhaupt beförderte, dieses Nachdenken aber viele Gemüther vom blinden Autoritätsglauben befreiete und für die Aufnahme eines vernünftigern Glaubens empfänglich machte.

2. daß der Protestantismus aus Widerspruch hervorging und in lauter Widersprüchen sich fortbewegte. — Das Erste muß man wohl zugeben. Denn der Protestantismus widersprach allerdings dem papistischen Katholizismus in vielen Dingen. Das Zweite aber ist, mit Erlaubniß zu sagen, eine elende Sophisterei. Denn es wird hier stillschweigend der Widerspruch gegen offenbare Irrthümer und Misbräuche mit Widersprüchen gegen sich selbst verwechselt. Eine so elende Sophisterei sollte sich doch ein Mann, der eine philosophisch-historische Darstellung geben will, nicht zu Schulden kommen lassen.

3. daß die protestantische Kirche eben so wenig eine Kirche genannt werden kann, als neben einander zerstreut liegende Steine ein Haus genannt werden können. — Nun da haben wir's. Weil das Wort Kirche auch ein Haus bedeutet, in welchem man sich zur gemeinschaftlichen Anbetung Gottes versammelt: so sind die Kirchenglieder nichts weiter als Steine, die ein geschickter Architekt, nämlich der Papst, zusammenfügt. Und weil wir Protestanten keinen solchen Architekten haben: so ist unsre Gemeine auch keine Kirche.

Bravo, Hr. Schmitt, bravissimo! Sie haben unsre Kirche mit Einem Schlage vernichtet. Was für Freude wird das nicht in Rom machen! Und welche Belohnung hat nicht dieser Vernichter unsrer Kirche von dem dortigen Architekten zu erwarten! Nun, ich gratulire von Herzen.

Beiläufig erfahren wir aus dieser philosophisch-historischen Darstellung noch eine große Merkwürdigkeit. Nach einer S. 188 angeführten Berechnung Fessler's hat der Benediktinerorden allein der katholischen Kirche in 9 Jahrhunderten 15600 kanonisirte Heilige, 4000 Bischöfe, 1600 Erzbischöfe, 200 Kardinäle und 24 Päpste geliefert. Welch ein köstlicher Schatz ist doch so ein Mönchsorden, besonders was die Heiligen betrifft! Denn 15600 Heilige in 900 Jahren geben auf jedes Jahr $17\frac{1}{3}$ und auf jeden Monat beinahe $1\frac{1}{2}$. Das nenn' ich mir doch eine Fruchtbarkeit, die fast an Ueberfluß oder Ueppigkeit gränzt. Und doch hat ein an Heiligen so fruchtbarer Orden den Abfall der protestantischen Kirche von der katholischen nicht verhindern können. Darum ist er wohl auch vom Jesuitenorden so verdunkelt worden.

8.

Seltsame Anwendung des Perfektibilitätsprinzips.

Als ich vor fünf und dreißig Jahren meine Briefe über die Perfektibilität der geoffenbarten Religion herausgab, hätt' ich mir auch nicht im Traume einfallen lassen, daß man das darin aufgestellte Perfektibilitätsprinzip zur Vertheidigung des Katholizismus gegen den Protestantismus anwenden würde, da der Protestantismus selbst aus jenem Prinzipe hervorgegangen. Aber was vermag nicht alles eine jesuitische Sophistik!

Man hat nämlich jenseit neuerlich auch so argumentirt: Es ist allerdings wahr, was Luther, Zwingli und andre Reformatoren des sechzehnten Jahrhunderts nebst ihren damaligen und spätern Anhängern behaupteten, daß das Christenthum, wie es sich nach und nach in der römisch-katholischen Kirche gestaltet hat, ein ganz andres sei, als das Urchristenthum. Das ist aber ganz natürlich und nothwendig. Denn nach dem Perfektibilitätsprinzipe hat sich die geoffenbarte Religion von Anfang an immer mehr entwickelt und ausgebildet, also vervollkommnet. Moses gab dem Judenthum eine vollkommnere Gestalt, als es früher hatte. Die Propheten thaten dasselbe in Bezug auf das mosaische Judenthum. Und so verfuhren auch Jesus und die Apostel. Das Urchristenthum war daher nichts anders als ein noch mehr vervollkommnetes Judenthum. Allein das Christenthum konnte und sollte eben so wenig als das Judenthum bleiben, was es im ersten Jahrhunderte war. Es musste sich im Laufe der Zeiten immer mehr vervollkommnen. Und es hat sich auch wirklich in, mit und durch die römisch-katholische Kirche vervollkommnet. Der heutige Katholizismus ist also nichts anders als ein allmählich vollkommner gewordnes Christenthum. Ihr Protestanten habt daher sehr Unrecht, wenn ihr uns Katholiken die Abweichung vom Urchristenthum so bitter vorwerft. Ihr tadelt, was eben zu loben ist, und zwar zu loben nach demselben Perfektibilitätsprinzipe, welches Einer von euch so ausführlich entwickelt hat.

Das klingt freilich ganz vortrefflich. Es ist aber doch nur leere Sophisterei. Das Anderswerden ist darum noch kein Besserwerden; es kann auch ein Schlechterwerden sein. Und das ist es wirklich, wenn man den heutigen Katholizismus mit dem Urchristenthume vergleicht. Die Dogmen von der Transsubstanziazion, vom Fegefeuer, vom Ablasse, das Papstthum als eine untrüglich sein wollende und daher den Glauben unbedingt beherrschende geistlich-weltliche Macht, das Mönchthum mit seinen unna-

türlichen Gelübden und seinem frömmelnden Müßiggange, die Heiligen-, Bilder- und Reliquien-Verehrung, der heidnische Pomp beim Gottesdienste, besonders bei dem ganz auf heidnischem Aberglauben beruhenden Messopfer, nebst so vielen andern Erdichtungen und Misbräuchen, sind wahrhaftig keine Vervollkommnungen, sondern bloße Verunstaltungen des Christenthums, durch welche die sittliche Kraft desselben ganz und gar erstickt wird. Und wie kommt es denn, daß das tridentinische Konzil, nachdem es alle diese Erdichtungen und Misbräuche wiederholt und bestätigt hat, diejenigen, welche von seinen Satzungen abweichen möchten, für Ketzer erklärt und mit dem Bannfluche belegt? Ist das auch dem Perfektibilitätsprinzipe gemäß? Oder hatte zu jener Zeit das Christenthum in der römisch-katholischen Kirche den Kulminazionspunkt seiner Entwickelung und Ausbildung erreicht? War es nun auf einmal so durchaus vollkommen geworden, daß man nichts mehr dazu, vielweniger davon thun durfte, und daß ebendarum jener Bannfluch noch heute, in der alle Jahre feierlich zu Rom abzulesenden Bulle: In coena Domini, wiederholt wird? *)

Daher ist es auch ein nicht minder seltsames Vorgeben mancher supernaturalistischen Protestanten, daß der Razionalismus der römisch-katholischen Kirche eigenthümlich angehöre — — ein Vorgeben, bloß darauf berechnet, den Razionalismus in den Augen unverständiger Protestanten schlecht zu machen. Es hat freilich auch in der römisch-katholischen Kirche, wie überall, Razionalisten (echte und unechte) gegeben, und es giebt deren dort noch immer. Aber daß der Razionalismus als eine vernunftmäßige moralisch-religiose Denkart jener Kirche eigenthümlich angehöre — was doch nichts anders heißen kann, als daß er ihr herrschendes

*) In unsern symbolischen Büchern fehlt es zwar leider auch nicht an Anathemen. Das war aber eine alte Unsitte, welche die Tochter von der Mutter ererbt hatte. Auch liest man jene Anatheme bei uns nicht öffentlich ab, sondern sie stehen nur da als stereotypische Formeln, die alle Bedeutung und Kraft verloren haben.

Lebensprinzip sei — ist eine so falsche Behauptung, daß sie schier in's Ungereimte und Lächerliche fällt. Wie hätten denn unter der Herrschaft eines solchen Prinzips die vorhin erwähnten Dogmen, Gebräuche und Misbräuche in die römisch-katholische Kirche sich einschleichen und das Christenthum, das in seiner ursprünglichen Gestalt so einfach und rein war, bis zur Unkenntlichkeit entstellen und verunreinigen können?

Mit weit größerem Rechte könnte man sagen, daß der Razionalismus der protestantischen Kirche eigenthümlich angehöre, ob er gleich schon vor derselben in und außer der christlichen Kirche vorhanden war. S. Nr. XIX. und Nr. XXV. 6. in diesem Bande. Denn die protestantische Kirche hat immer darauf gedrungen, daß das Vernunftwidrige nicht als Religionswahrheit gelten könne. Auch geben dieß im Grunde die protestantischen Supernaturalisten der bessern Art (z. B. ein Reinhard) zu. Sie meinen nur, daß es außer der vernunftmäßigen Religionswahrheit auch noch übervernünftige geben könne, und daß diese vorzugsweise auf einer unmittelbaren oder übernatürlichen Offenbarung beruhe. Ja es haben die Besseren unter den protestantischen Supernaturalisten auch schon das Perfektibilitätsprinzip anerkannt (z. B. Jerusalem) wie ich in den Briefen über die Perfektibilität der geoffenbarten Religion bereits dargethan habe. Perfektibilismus aber und Razionalismus sind nothwendig mit einander verbunden, wie auf der andern Seite Imperfektibilismus und Irrazionalismus.

